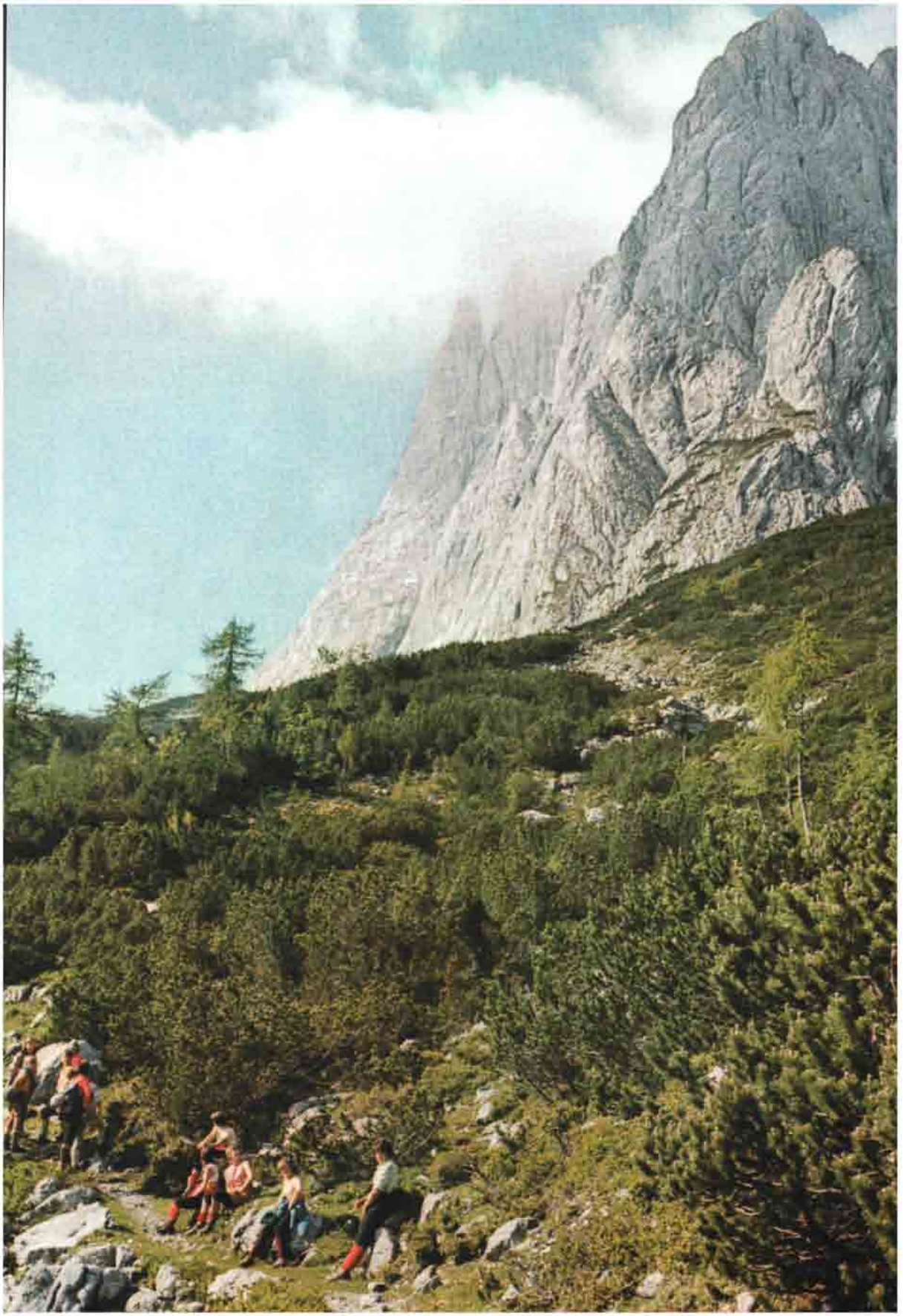


Alpenvereins-Jahrbuch 1976

(„Zeitschrift", Band 101)

Schriftleitung:

WERNER HEISSEL
LIA HÖRMANN
(OEAV)

Herausgegeben vom Österreichischen und Deutschen Alpenverein
Innsbruck, München 1976

TEXT ZUM TITELBILD: Am Steiglweg (Alpenvereinsweg Nr. 612) vom Vorderen Gosausee über den Steiglpaß zur Hofpürglhütte und weiter nach Filzmoos.
Im Hintergrund von links nach rechts der Däumling mit seiner eleganten Ostkante, die Nordwand mit den Kaminen und ganz rechts der mächtige Großwand-Nordpfeiler; vorne Wanderer der AV-Ortsgruppe Zwettl an der Rodl, zum Steiglkogel unterwegs.
Foto: H. Pilz

Universitäts-Bibliothek Innsbruck

Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Für Form und Inhalt verantwortlich sind die Verfasser.
Drucktechnische Ausführung: Verlagsanstalt Tyrolia, Gesellschaft m. b. H., 6020 Innsbruck, Exlgasse 20, Bindearbeit Druck- und Verlagshaus R. Kiesel, Gesellschaft m. b. H., 5020 Salzburg, Römerstraße 19.

Inhalt

		Seite
	Gosaukamm	
Leonhard Brandstätter	Zur Karte Gosaukamm 1 : 10.000	5
Karl Hermüller	Von den Bergen zwischen Gosau und Filzmoos	12
Harald Schueller	Die Mützen	18
Rudolf Olbrich	Unser Gosaukamm	22
Albert Precht	Klettern im Gosaukamm	24
Gernot und Gisbert Rabeder	Skitouren im Gosaukamm	31
Hannes Loderbauer	Wanderungen	36
Lisl Mandl	Erlebnisse im Gosaukamm	40
	Verein	
Louis Oberwalder	Ist der Alpenverein auf dem richtigen Weg?	42
Richard Grumm	Frauen im Alpenverein	46
Elmar Jenny	Rettungsdienst im Gebirge – einst und jetzt	50
Robert Wurst	Österreichisches Weitwanderwegenetz	60
Carl Hermann	Nord-Süd-Weitwanderweg	70
Hans Schmid	Europäische Fernwanderwege	72
	Europäische und außereuropäische Fahrten	
Liselotte Buchenauer	„Beinfrau" unterwegs	74
Ludwig Wagner	Ferd.-Fleischer-Biwakschachtel Hochschwab	90
Helmfried Knoll	Maturareise zu Fuß	92
Hilde Frass	Größte Sonnenuhr der Welt	99
	Pestwallfahrt	102
Josef Anton Mayr	Unternehmen Paternkofel	104
Franz Wollenik	Meine Valcamonica-Bilder	112
Kurt Diemberger	Nacht auf Stromboli	118
Helmuth Gall	Bergsteigen in Kolchis	123
Herwig Handler	Erlebnis Herdubreid	139
Franz Braumann	Willst Du mit nach Feuerland?	141
	Kundfahrten-Dokumentation	146
Siegfried Aeberli	Kantsch-Expedition 1975	151
Roger De Graney	OeAV-Feldforschungen im afghanischen Pamir	155
Major Jon Fleming	Nuptse-Expedition 1975	160
Ines Koch	Bergsteigerkost	165
	Frauen	
Lia Hörmann	Frauen am Berg	179
Erika Schrom	Noshaq zu zweit	180
Veronika Sint-Menzel	Westalpentouren: Badile, Bonattipfeiler, Droites	186
Waltraud Kudlich	Bergabenteuer Juli 1925	190
	Ski	
Erich Gatt	Skilanglauf – Gesundheitskarriere	194
Michael Heymans	Auf Langlaufskiern über das Tote Gebirge	199
Wolfgang Ladenbauer	Steilabfahrten für Genußskifahrer	202
	Korsika	
Rudolf und Helga Lindner	Auf Skiern durch Korsika	207
Helmo von Doderer	OeAV-Feriendorf Korsika	218
Georg Wittenberger	Gebirgswälder Korsikas	225
Hubert Nagl	Eiszeitliche Vergletscherung des Attersee-gebietes	230
Wilhelm Wruss	Aus der Welt der Alpenvögel	233
Hans Jöchler	Steinwildkolonie Pitztal/Kaunertal	239
Wilhelm Kasuhn	Bergerlebnisse, Anleitung für Anfänger . . .	243

Kartenbeilage: Gosaukamm 1 : 10.000

Etwas über die Gebirgsdarstellung in den Karten vom Gosaukamm 1:10.000 und 1:25.000

LEONHARD BRANDSTÄTTER

1. Gosaukamm und Wilder Kaiser

In späten Berufstagen ist es mir noch vergönnt, das zauberhafte Kleinod der Dachsteingruppe, den *Gosaukamm*, im großen Maßstab 1:10.000 auf der Grundlage einer genauen Luftbildkartierung topographisch nachzugestalten. Die extrem dolomitische Zerklüftung dieses Felsastes lockt Jahr für Jahr zahlreiche Bergsteiger zu Klettereien aller Schwierigkeitsgrade an und begeistert auch Scharen von Bergfreunden, die die Gruppe auf dem Austria- und Steiglweg zu umwandern vermögen. Nur wenige Gipfel sind leicht erreichbar. Ob Bergsteiger, ob Bergwanderer, jeder Besucher wird die Einmaligkeit der erschauten Felsbauten in seiner Erinnerung mit nach Hause tragen.

Eine ernsthafte topokartographische Bemühung um den Gosaukamm fordert natürlich auch der Vermessungs- und Darstellungstechnik besondere Sorgfalt ab, ja sie bedeutet ganz allgemein eine strenge Prüfung für die eingesetzten Verfahren. Da der nur 42 Quadratkilometer umfassende Kartenraum der Ausgabe 1:10.000 rechts oben einen Teil vom ausgedehnten Karstschild des Dachsteingebirges aufzeigt und links unten in das vorgelagerte Schiefergebirge hineinreicht, sind sehr gegensätzliche Landschaftstypen berührt, ein Umstand, der auch das Interesse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am Erscheinen der Karte erklärt. Parallel dazu kommt ein 90 Quadratkilometer deckendes kleines Blatt 1:25.000 heraus (als AV-Karte im freien Verkauf), welches mit den westlichen Gruppenzugängen ab Annaberg im Lammertal für den Bergwanderer ein willkommenes Zusatzblatt zur 1975 neu aufgelegten guten alten und großen Alpenvereinskarte „Dachsteingebirge 1:25.000" sein dürfte. Das Kleinblatt mit dem Ausgriff in die Schieferberge und bis hinab in die bergbäuerliche Tallandschaft weist noch mehr Formgegensätze auf und vermittelt zudem einen interessanten Vergleich mit der meisterlichen klassischen Felddarstellung des Gosaukammes von L. AEGERTER aus dem Jahre 1915 im selben Kartenmaßstab.

Luftraumbildmessung (Acrostereophotogrammetrie) und Raumbildinformation haben die Voraussetzungen für die Gebirgskartenherstellung förmlich umgestülpt: Kahles und schwer zugängliches Berggebiet kann seither genauer erfaßt und eingesehen werden als das vegetationsträchtige Sockelland! Über diese „tragische Verkehrung" früherer Zustände sollte sich die Hochgebirgskartographie nur freuen. Tut sie das?

Die erste lückenlose Exaktvermessung steilen Felsgebirges aus der Luft, vorgenommen von O. v. GRUBER 1925 und niedergelegt in der „Forschungskarte des mittleren Kaisergebirges 1:10.000", beinhaltend Zehn-Meter-Höhenlinien, Kluftlinien und auch Situationen, liegt bereits über 50 Jahre zurück[1]. Sie ist von der gestaltenden Hochgebirgskartographie *nie* aufgegriffen worden! Als rühmlich gelungenes wissenschaftliches Experiment vermochte das entstandene Schreckbild verknäuelter Höhenlinien, welches steiler Fels in der exakten Grundrißprojektion auf die Kartenebene zeichnet, die meisten Topokartographen vollends von der A-priori-Unbrauchbarkeit gemessener Felshöhenlinien für die eigentliche Darstellung zu überzeugen. Im Felsgebiet markierten Höhenlinien nur rein theoretische, für den praktischen Kartengebrauch nicht realisierbare Werte und würden somit zu einer bloßen wissenschaftlichen Farce. Das kann man in neuer Fachliteratur nachlesen[2]. Nun, die Exaktkartierung des Gosaukammes 1:10.000 in Zehn-Meter-Höhenlinien steht jener erstmaligen vom Wilden Kaiser an visueller Unbrauchbarkeit im Felsgebiet in nichts nach. Solche Höhenlinien zu aktiven Trägern der Felsdarstellung aufzubereiten, müßte nach den derzeit noch geltenden Lehrmeinungen und Praktiken zum Scheitern verurteilt sein.

Mit mehreren praktischen Arbeiten glaube ich bewiesen zu haben, daß genaue Felshöhenlinien, viel weiterreichend als bisher angenommen, wertvolle, ja eigentlich unentbehrliche Bausteine für die topographische (= *örtlich vergleichbare!*) Felsdarstellung sein können. Man darf nur nicht mit intuitiver Felszeichnung nach

Niederes Großwandeck N-Pfeiler 1. Begehung *R. Jölli*

dem künstlerischen Vorbild aus der vorphotogrammetrischen Zeit, die noch keinen echten Felsgrundriß kannte, fortsetzen wollen[3]. Schließlich sind heutzutage Höhenlinien unmittelbar aus dem Bergkörper herausgemessen; also muß es auf ihrer Grundlage auch möglich sein, eben diesen Bergkörper in der Karte wieder zusammenzubauen.

2. Keine Angst vor ein wenig Theorie!

Bekanntlich vermitteln engständig und gleichstufig (äquidistant) durchs Oberflächenrelief geführte Höhenlinien die beste und einfachste geometrische Grundlage für den Aufbau einer topographischen Gebirgskarte. Die Summe der äquidistant angeordneten Höhenlinien nennen wir die *Scharung*. Bei günstiger Anlage der Äquidistanz beziehen wir aus ihr nicht nur zahllose geometrische Daten, sondern bereits auch rein visuelle Werte – Mitteilungen ohne Denk- oder Übersetzarbeit – wie Böschungsunterschiede und Gehängerichtung. Leider findet die Scharung äußere und innere Grenzen, sonst wäre ja die Sache der Topokartographie maschineneinfach. Trotz (oder eigentlich infolge) seiner hohen Genauigkeit bleibt kein photogrammetrischer Höhenlinienplan ohne empfindliche Definitionslücken.

Äußerlich begrenzt ist jede Scharung einerseits durch Aushungerung, wo es der Ebene zugeht – *Flachgrenze* –, anderseits durch Unmäßigkeit an allzu arg geböschten Hängen – *Steilgrenze*. Aber selbst im mittleren Böschungsbereich kann die günstige Wirkung der Scharung durch Flächenbrüche oder Kleinformen erheblich gestört und auch ausgelöscht werden – innere Begrenzung. Gestörte Scharung finden wir z. B. an jedem kartierten Graben vor.

Soll ein gleichmäßig auffaßbares Formenbild entstehen, so müssen an diesen drei Schwachstellen der *leeren Scharung* zusätzliche Definitionsmittel beispringen. In der Hochgebirgskartographie stehen die Scharungsfragen des *Steilraumes* und des *Störraumes* im Vordergrund. Aber auch das gemäßigte Bergland weist namhafte Störzonen auf.

Der Rückvergleich Scharung – Raumbild lüftet alle Geheimnisse sonst nicht verständlicher Höhenlinienverläufe und weist zu einer *flächengliedernden Zeichnung* innerhalb der Scharung. Mit *Scharungsersatz* im Steilraum – einer gesteinsverdingten Schraffur, welche wertlose Höhenlinienknäuel sinnvoll auflöst – und mit einer, den Flächenübergängen treu folgenden *Kantenzeichnung* im Störraum können wir Definitionslücken geometrisch und visuell ausgleichen. Doch nicht etwa auswendig: In streng geometrisch gebundener freihändiger *Raumbildzeichnung* flechten wir in das Ergebnis der Raumbildmessung (= Scharung) jene topographische Substanz ein, welche wir zum Wiedererkennen der Naturformen in der Karte brauchen und welche die Messung weder hervorbringen noch erfassen kann. Eine Arbeit mit künstlerischem Anhauch!

Soweit in knappen Strichen das Grundsätzliche. Über all diese Fragen habe ich im Rahmen der Alpenvereinskartographie ausführlicher bereits zweimal berichtet[4].

3. Fels im Maßstab 1:10.000

Was hier nun vornehmlich zu erörtern wäre, betrifft Felsdarstellung im großen Maßstab 1:10.000. Man stelle sich vor: im sehr gebräuchlichen Kartenmaßstab 1:25.000 bildet sich ein Quadratkilometer der Natur mit 16 Quadratzentimetern auf der Karte ab; im Maßstab 1:10.000 aber mit 100 Quadratzentimetern – das ist das 6¼fache! Sind in der exakten Darstellungsweise mit dieser Vergrößerung die Probleme verändert? Vielleicht zunächst erstaunlich: von der Konstruktion her überhaupt nicht! Wenn in der Vermessung die Genauigkeitsbedingungen des jeweiligen Maßstabs eingehalten werden und natürlich auch die Äquidistanz dem Maßstab angepaßt wird, so stoßen wir immer an dieselben Grenzen: Steilraum – Störraum – Flachraum. Die exakte Raumbildmessung zeichnet (Bodensicht vorausgesetzt!) mit der Höhenlinie jede im Niveau liegende maßstabsfähige Form gemäß ihrer Horizontalkomponente auf. An zerknitterten Oberflächen öffnen wir mit der Maßstabsvergrößerung nur die Türe, durch welche in quadratisch anwachsender Zahl die maßstabsfähigen Formen hereinspazieren. Fels macht uns in jedem Kartenmaßstab mit zittriger und zerknäuelter Scharung zu schaffen!

Zufolge der außerordentlichen Zerrissenheit des Gosaukammes scheint seine Darstellung im Maßstab 1:10.000 gewiß kein unnützer Aufwand zu sein, wenn versucht wird, die volle Vermessungsernte auch in die Scheune zu bringen. Vergleicht man die Darstellung 1:10.000 mit jener im Maßstab 1:25.000, so merkt man das Verschwinden mancher Einzelheiten, die

für den Gosaukamm typisch sind. Für Zwecke der Feinorientierung scheint uns der größere Maßstab als der weitaus geeignetere, nämlich als der eigentlich *topographische Maßstab*. In der Darstellung weniger zerrissener Kalkalpenstöcke befriedigt hingegen der in der Alpenvereinskartographie bevorzugte Maßstab 1:25.000 bei qualifizierter Ausführung recht gut. Natürlich spielt auch die Gewöhnung des Publikums an einen bestimmten Kartenmaßstab eine Rolle[5]. Zur Gemahnung an den unkonventionellen Maßstab 1:10.000 ist im Karteninnern das Ein-Kilometer-Gitter mit Kreuzen angemerkt (doch nicht im zerrissenen Felsgebiet). Die Höhenstufenleiter (Äquidistanz) beträgt, wie schon erwähnt, zehn Meter. Auch das ist ein Maßstab, den man beim Kartengebrauch für das richtige Einschätzen der Steilheit ins Gefühl bekommen muß[6].

4. Stellvertretend: arme Bischofsmütze!

Vorweg ist völlig klar: An lotrechten Wänden findet alles Grundrißlatein sein Ende, ganz gleichgültig, in welcher Fasson wir Hochgebirgsdarstellung zu betreiben belieben. Dem bemühten Topokartographen eines Gosaukammes fällt, wenn er es je gehört hat, das Scherzwort der Architekten ein. „Im Grundriß kann man keine Fassaden zeichnen." Wer Ansichtsbilder von bizarren Felsszenerien wünscht, soll sie nicht auf topographischen Karten suchen. Für viele der abenteuerlichen Felsgebilde, die manchenorts, wie z. B. am Hohen Großwandeck, gleich einem zu Stein erstarrten Flammenkamm gegen den Himmel stehen, gibt es im Grundriß kein darstellerischen Äquivalent. Man kann nur andeuten, daß da und dort etwas ganz Besonderes vorkommt.

Eine nur sehr auszugsweise Aufzählung nicht eigentlich darstellbarer Extremformen und ihres kartographischen Ausdrucks:

emporschießende Felswände sonder Zahl – schmale Grundrißspuren im Scharungsersatz;

überhängend ansetzende, ungeheuerliche Felsklötze (Däumling-Nord, Donnerkogel-Nord) – offener Durchriß unterm Scharungsersatz;

ein königlich aufragender Obelisk (Große Bischofsmütze) – verkümmerter Grundriß ohne Chancen, ein paar zusammengestauchte Risse; da hilft auch eine Darstellung im Maßstab 1:5000 nicht viel (vgl. Nebenkarte);

kühne Plattenkanten (Manndlkogel-Nordkante) – wenn etwas asymmetrisch ausgebildet, dann bereits Glücksfall;

zum Umkippen schlank aufgepreßte Gratschneiden (SW-Flanke Hohes Großwandeck) – Mini-Schattenplastik im Scharungsersatz längs der Gratkante;

klotzige Türme (Schartenmanndl) – kaum Grundriß, Kotierung, Beschriftung;

Zähne, Nadeln, Zacken (Zackengrat westlich Niederes Großwandeck, Flankentürmchen südw. Wasserkogel) – Rückzug auf freigehaltene Objektpunkte, meist kein Raum für Kotierung.

Steilste Felsformen zwingen uns eine Art Situationssymbolik auf: Überhaltung bei möglichster Grundrißtreue, Einführung von *Objektpunkten*. Steilwände und Steilstufen (letztere die kleine Ausgabe ersterer) tragen durchaus Situationscharakter – es gibt keine gefährlichere Situation! – und erst recht die isolierten Felsobjekte, wie Schultern, Türme, Nadeln. Höhenlinien verschlingen sich hier selbst. Überhaltene und allenfalls nach einer typischen Erstreckung ausgerichtete Objektpunkte müssen aushelfen. Ihre Freistellung mag die schwindelnde Höhe über der gemäßigteren Umgebung markieren.

5. Scharungsersatz

Auf die überragende Rolle, welche in der topographischen Darstellung des Gosaukammes dem *Scharungsersatz* zufällt, sei nachdrücklich aufmerksam gemacht. Ich denke, wenn Steilwände und Steilstufen in der Karte systematisch mit einer anschmiegsamen Signatur verzeichnet sind, so ist gewiß wohl allen Kartenbenützern ein großer Dienst erwiesen.

In der 10.000er-Karte beträgt die Äquidistanz der Normalscharung zehn Meter im Rahmen eines Zählsystems von 50 Metern (100-Meter-Linien verstärkt, 50-Meter-Linien verstärkt-gestrichelt); in der 25.000er-Karte entsprechend: 20-Meter-Linien zwischen verstärkten 100-Meter-Zähllinien. Bemerkenswert ist, daß in beiden Fällen die Steilgrenze der Normalscharung in der Nähe von 75 Grad und die Steilgrenze der Höhenlinien aus der Zähläquidistanz nahe 85 Grad liegt. Ab etwa 75 Grad setzt also die Schraffur des Scharungsersatzes ein, bevor die Normalhöhenlinien „auf Anschlag" gehen, unabzählbar werden und sich verknoten. Geometrischer Verlust = fast Null, visueller Gewinn = fast unendlich. Der Schweizer Topo-

graph W. BLUMER hat Scharungsersatz bereits 1937 angewandt[7]. Wo das Zählsystem übersteilt wird, (z. B. Bischofsmütze-Nord, Manndlkogel-Nord), vermeiden wir wie sonst Linienberührung – die tiefere Linie setzen wir ab – und verstärken die Schraffur. An rundlichen Übergängen läßt sich die engwerdende Normalscharung fließend in Scharungsersatz überleiten (z. B. Däumling in vertikaler Richtung, Steig kogel in horizontaler Richtung). Innerhalb der Schraffur selbst gibt es viel Gelegenheit, örtlich Besonderes auszudrücken, z. B. die rundlichen Überhangwülste nnö Scharwandeck unter Kote 1873 (weitere Beispiele: Kaminreihen am Däumling-Nord, kantenloser Steilwandfuß sö Großwandturm bei Höhenlinie 1800). Im geschichteten Fels richtet sich Scharungsersatz nach der Gesteinslagerung (z. B. Südflanke des Kamplbrunnspitzes).

Obwohl Scharungsersatz mit augenscheinlichem kartenbildlichen Nutzen ausreichend begründet (und auch gar nicht meine persönliche Erfindung) ist, erregt er Anstoß bei Kritikern. Doch wie sieht es ohne diesen Kunstkniff aus?

a) Man hält die Normaläquidistanz durch: dann schwarzer Klecks.

b) Man spart die Kleckse aus: dann weißes Loch.

c) Man schwindelt mit einer oder zwei „Höhenlinien" unter einer beliebigen Felszeichnung das Loch weg.

d) Man benützt die Zwickmühle dazu, die Sinnlosigkeit engständiger Höhenlinien im steileren Fels gleich ab 45 Grad zu „beweisen", um die freigemachten Flächen mit einer Felszeichnung zu besetzen.

Alles, a) bis d) wird praktiziert; c) und d) erfreuen sich besonderer Beliebtheit.

e) Als topographische Unmöglichkeit müssen wir das sog. Durchkämmen „aller" Höhenlinien, nämlich das gewaltsame Auseinanderrücken und Gleichrichten der Linien, einstufen.

Wenn überhaupt, so haben im Felsgebiet *nur* exakte Höhenlinien einen Sinn. Und noch ist es nicht Mode geworden, auf das Problem der Steilwände in Hochgebirgskarten korrekt einzugehen. Man spricht kaum davon.

Hier zeigt sich offen der jahrzehntealte Konflikt mit dem Konservativismus. Die Raumbildmessung ermöglicht der Topokartographie erstmals den böschungstreuen und konstruktiven Wiederaufbau des Gebirgskörpers auf einer nahezu homogenen geometrischen Grundlage, so gut es im Flachbild des kartographischen Grundrisses eben geht. Dieser Vorgang drängt freie Zeichnerei empfindlich zurück, weil er weitgehend in strenger geometrischer Bindung abzulaufen hat. Über das ganze Relief hinweg kann nun Analyse der Flächenverschachtelung und graphische Flächengliederung betrieben werden, die Störflächen des gemäßigten Berglandes mit eingeschlossen – auch davon spricht man nicht. Aber im Zentrum aller Fragen der topographischen Gebirgsdarstellung müßte doch die konkrete Abbildung der *Böschungsdifferenzen* stehen, seit wir technisch dazu in der Lage sind. Relative Höhen in Verknüpfung mit den Böschungsdifferenzen machen schließlich das ganze Relief aus.

Wie kein anderes Merkmal kennzeichnet die Anordnung der Steilwände und Steilstufen unverwechselbar Eigenart und Aufbau der Berge. „Will eine Felsdarstellung auf Naturvergleichbarkeit Anspruch erheben, so muß sie besonders darum bemüht sein, zunächst die Steilwände klar sichtbar zu machen" (Eigenzitat aus AV-Jahrbuch 1969). Lage, Höhe, Ausbreitung der Steilwände sind aus der Höhenlinienverknäuelung leicht zu erkennen. Das ebenfalls zu Rate gezogene Raumbild läßt Steilwände geradezu in die Augen springen (auch im Erdraumbild!). Es ist mir schon lange ein Rätsel, warum man nicht mit mehr Eifer versucht, dieses Hauptmerkmal des Felskörpers unmittelbar topographisch nachzuzeichnen. Überdies: einzig hier ist uns der Faden in die Hand gegeben, der aus dem Labyrinth tappender Versuche um das Problem „Felsdarstellung mit Höhenlinien" herausführt. Kaum vorstellbar, was aus den Karten „Gosaukamm" ohne den einfachen Kunstkniff des Scharungsersatzes geworden wäre. Ich danke BLUMER: Er hat schon vor 40 Jahren eine heute noch immer künstlich hochgehaltene Krise der topographischen Felszeichentechnik überwunden gehabt!

6. Und nochmals Felshöhenlinien

Was leisten nun engständige Höhenlinien im steileren Fels zwischen 45 Grad und 75 Grad (Steilgrenze) wirklich? Man möge auch das Kleinblatt 1 : 25.000 ansehen.

In den Rahmen ihrer Teilfläche hineingestellt, gewinnen manche örtliche Höhenliniengruppierungen von sich aus visuelle Kraft, d. h. sie

werden durch Umgrenzung zum selbsttragenden topographischen Darstellungsmittel (z. B. am Steiglkogel im Gosaustein, am Mosermanndl). Sogar die wildesten Felsbauten geben Flächen für Normalscharung frei (z. B. Grat zwischen Armkarwand und Großwand; Felsast Gredlkogel – Gamsfeldkopf). Sind genügend Absoluthöhen angeschrieben (Koten und Höhenlinienwerte), so können wir an den zwischen Steilwänden stehenbleibenden Normalscharungsresten Seehöhe, Böschungsdifferenzen und Hangrichtung meist klaglos ablesen. An Kleinflächen mit nur zwei oder drei Normalhöhenlinien sind wir, wenn nicht sofort auch über die Seehöhe, so doch sicher über die Höhendifferenz, über die Böschung und über die Hangrichtung belehrt. Und der schlimmste Fall: die Kleinstfläche mit nur einem einzigen Höhenlinienbruchstück nicht genau ablesbarer Seehöhe, vermittelt letztlich den Teilwert „Hangrichtung". Es ist aussichtslos, auch nur *einen* der genannten Teilwerte mit irgendeiner Felszeichnung ersetzen zu wollen. Die vorzüglichste Bildhaftigkeit einer Felszeichnung kann – ganz abgesehen von ihrer sehr schwierigen Herstellung – nicht zu realen Böschungsdifferenzen verhelfen und kann nicht laufend den Gehängerichtungswechsel angeben, wodurch sie entscheidende Naturvergleichs- und Kartenlesewerte preisgibt.

Die grundrißliche Darstellbarkeit der Felsberge in naturvergleichbarer Ausbildung ist von der Böschung abhängig. Möglichkeiten dazu melden sich bereits, wenn die Lotrechtwand gegen die Steilgrenze zurückweicht. Mit den Zähllinien und dem Scharungsersatz läßt sich schon manches Vergleichbare herausholen (z. B. Kopfwand). Nimmt die Steilheit weiter ab, etwa gegen 60 Grad, wie an der Großwand-Ostflanke, so gewinnen wir im hier vertretenen Darstellungssystem mit der vollen Normalscharung längst leichtes Spiel. Geradezu angenehm zu fassen sind Felsflanken zwischen 60 und 45 Grad, bei welcher unteren Grenze der Grundriß dem maßstäblich umgesetzten Höhenunterschied entspricht: der Idealfall, daß man Naturlinien der Bergflanken fast proportional zur Ansicht in die Karte hineinzeichnen darf.

7. Gefügezeichnung

Freilich, Scharung auf sich allein gestellt, ist im Fels nur da vertretbar, wo plattige Flächen vorherrschen; ein fast einzigartiges Beispiel: der rundum plattengepanzerte Steigkogel, nur 1805 Meter (eine ans Herz greifende Kulisse zur Gedenkstätte am Steiglweg!). Knitterflächen bedürfen der zeichnerischen Nachhilfe. Mittels einer gewichtslosen *Gefügezeichnung* – sie hat nur Oberflächenornamente, doch keine Körperformen anzudeuten – werden die flacheren Felsflächen charakterisiert (z. B. Zerschrofung am Gamsfeld). Zum Hauptträger der Darstellung rückt die Gefügezeichnung in der Karstlandschaft vor, wo sie die wechselvollen Erosionszustände (Karren, Spalten, Dolinen), Kluftsysteme, auch Merkmale der Gesteinslagerung nachzugestalten hat. Großbeispiel an beiden Karten: das nordöstliche Dreieck; erwähnenswert aber auch das Gebiet am oberen Steiglweg.

Zur Gefügezeichnung zählt auch die Schuttdarstellung, ausgeführt nach traditionellem Vorbild. Die Unterschiede in der Punktierung und in der Ausformung der Schuttflächen lassen Fallschutt, Schwemmschutt, Bergsturz, Grundmoränen, Seitenmoränen, Stirnmoränen und natürlich einzelne Blöcke erkennen. Altmoränen zeigen sich von Vegetation überkleidet (z. B. Stuhlloch-Grubach, Karausgänge an der Kamm-Nordostflanke).

8. Begrünte Bergformen, Vegetation

Da auch die Bergformen in der Vegetationszone ihre mitunter recht gewaltsamen Bildungsprozesse durchlaufen, kann graphische Flächengliederung keineswegs auf Felsgebirge beschränkt bleiben. Alle die zahllosen Formen, die von Böschungsbrüchen geprägt werden (Ansätze, Abfälle, Stufen, Einschnitte, Mulden, Kare, Rampen, Pulte u. a.) erzeugen Schwachstellen in der Scharung und sind daher zeichnerisch zu verdeutlichen, wenn sie in der Karte verständlich und naturvergleichbar aufscheinen sollen[8]. Ein schönes Naturbeispiel gibt es auf der Karte 1:10.000 nahe der Südwestecke bei der Hagenalm, wo die heute saftiggrüne Altschuttfläche der Alm nach unten hin kräftig zerschluchtet wird. Nächst der Almhütte steigt der gewachsene Berg hoch. Mehr vom wechselvollen Formenspiel am Gebirgssockel zeigt die Karte 1:25.000 in der Gegend von Annaberg.

Die mehrfarbige *Vegetationsdarstellung*, aufgefächert in Almgras, Latschen, Wald und landwirtschaftliche Flächen (letztere nur auf der Karte 1:25.000), nützt ebenfalls die Möglich-

keiten des Maßstabes, so daß hieraus viele zusätzliche Orientierungsanhalte hervorgehen. Wie sehr die Vegetation die Eigenheiten der Landschaft mitbestimmt, dürfte auf beiden Karten sofort sichtbar sein. In gewissem Grade formt Vegetation das Relief mit.

9. *Zum Abschluß*

Die Luftbildkartierung beider Karten beruht auf Weitwinkelbildern des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen, Gruppe Landesaufnahme, in Wien. Mit Bildreihen aus zwei verschiedenen Flughöhen, einmal aus 6000 m – West-Ost-Paßpunktflug, zwei Bildstreifen mit zwei Drittel Bildfolgeüberdeckung –, das andere Mal aus 4500 m – Kamm-Parallelflug, ebenfalls zwei Bildstreifen, aber mit 85- bis 90prozentiger Bildfolgeüberdeckung, wurde dem Bedarf des Photogrammeters Rechnung getragen[9].

Der nach allen Einzelheiten forschende Topograph braucht noch mehr: Luftbilder, Kartierungsplan, gründliche Begehung, Croquis, ergänzende Meßtischaufnahmen im Waldgebiet, Raumbilder von der Handkamera, Alpenvereinsführer, auch Ansichtskarten. Und das alles hätte für verläßliche Formdarstellung in diesem zerklüfteten Felsgebiet nicht hingereicht. Den lukullischen Glanzpunkt der Unterlagen steuerte die Bildkompanie des Österreichischen Bundesheeres mit farbigen Schrägraumbildern aus dem Hubschrauber bei: Bildreihen beidseitig längs des Kammes, Bildreihen quer zum Kamm, auch die Schattenwände erfassend. Selbstverständlich wurden diese Farbraumbilder der kristallklarsten Information, die sich denken läßt, schwergewichtlich in die Raumbildzeichnung einbezogen. Sie löschten jeden Zweifel über Felsaufbau, Vegetation, Schuttformen oder Schneerinnen hinweg. Aus ganz anderer Sichtrichtung bestätigten sie die Formtreue der aus Senkrechtbildern kartierten Höhenlinien, besonders auch in den schattigen Nordwänden (z. B. Bischofsmütze, Großwand). Raumbilder trügen nicht.

Dankbar sei noch der Mühen gedacht, die man sich in der Gruppe Landesaufnahme des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen beim Druck dieser beiden ausgefallenen Kartenblätter gegeben hat. Die Reproduktionsqualität läßt nichts zu wünschen übrig.

Anmerkungen

1 Publiziert in „Alpenvereinskartographie und die ihr dienenden Methoden" von Richard FINSTERWALDER. – Sammlung Wichmann, Band 3, Berlin 1935.

2 E. IMHOF: Kartographische Geländedarstellung, S. 309. – Walter de Gruyter, Berlin 1965.

3 Felszeichnung wurde nicht dazu ersonnen, Steigbügelhalter eines geometrischen Liniengitters zu sein! Die sog. „Kombination" – in der Alpenvereinskartographie als Überlagerung engständiger Höhenlinien mit flächendeckender Strichzeichnung bekannt (man kann es auch umgekehrt sagen, weil gleichgewichtig angelegt) – ist zu keiner echten Lösung berufen, weil es eine Aussagegleichheit dieser völlig fremdbürtigen Kartenelemente nicht gibt. Gleichgewichtig zusammengekoppelt, kommt es zu einer *Koexistenz der Widersprüche*, in welcher die Individualität geprägter Felsberge zugrundegeht (vgl. AV-Karte Wettersteingebirge 1:25.000, mittleres Blatt: als typisches Beispiel die *Alpspitze*).

4 L. BRANDSTÄTTER: Begleitwote des Kartographen zur Alpenvereinskarte Steinernes Meer. – Alpenvereinsjahrbuch 1969. Derselbe: Die Alpenvereinskarten der Hochkönniggruppe und die Tradition. – Ergänzungsheft zum Alpenvereinsjahrbuch 1972.

5 In letzter Zeit hat in der Alpenvereinskartographie ohnedies eine neue Maßstabsbewegung eingesetzt, weil man dazu übergegangen ist, auch amtliche Karten 1:50.000 in das Alpenvereinswerk einzubeziehen. Aus darstellungstheoretischer Sicht vertragen die massigen und weit ausgedehnten Berggebiete vor allem des Kristallins bei gleich hohem Orientierungsanspruch fraglos die kleinere Wiedergabe in 1:40.000 oder 1:50.000. Je mehr Wandermöglichkeiten ein Berggebiet aufweist, desto mehr Land sollte ein Kartenblatt zum Inhalt haben, desto kleiner könnte also auch der Maßstab sein. Das Überziehen des „topographischen Maßstabes" bedeutet für die private Originalkartographie einen unökonomischen Aufwand. – Am Beispiel Gosaukamm: Es wäre durchaus unrationell gewesen, das Blatt 1:10.000 bis nach Annaberg auszudehnen. Der Inhalt des Blattes 1:25.000, rückübertragen, hätte in 1:10.000 eine bezeichnete Kartenfläche von 106 × 87 cm erfordert mit einem wirklichen Nutzeffekt für nur etwa 35 Prozent der Fläche, wenn man den Karst, wo ohnehin kaum jemand herumsteigt, mit einrechnet.

6 Die AEGERTER'sche Dachsteinkarte – übrigens die erste Alpenvereinskarte mit photogrammetrischer Unterstützung (Erdraumbildmessung) – zeigt wohl, daß die 10-m-Äquidistanz für den Maßstab 1:25.000 zu klein ist, weil durchschnittlich kaum mehr abzählbar. Das Vermessungsope-

rat weist nur 20-m-Linien auf. AEGERTER hat im begrünten Bergland, im Schutt und im Flachfels 10-m-Linien zwischengeschaltet, wohl um die Steilheit der Sockellandschaft besser deutlich zu machen. Im steilen Felsgebiet dienten die photogrammetrischen Höhenlinien als Anhalt für die Felszeichnung klassischen Stils, die keine durchgezogenen geometrischen Linien verträgt. Man kann nur darüber staunen, wieviel topographische Feinheiten AEGERTER in seine Darstellung hineinzutragen vermochte: klafften doch im Höhenlinienplan bedenkliche Lücken!

7 W. BLUMERT: Karte des Glärnischgebietes 1:25.000. – Kümmerly & Frey, Bern 1937.

8 Von der Bedeutung für den Menschen und von der geographischen Verbreitung her gesehen, sollte die Veranlassung zur graphischen Fächengliederung primär von der Darstellung des gemäßigten Berglandes und nicht von der Hochgebirgsdarstellung ausgehen. Trotz des längst erkannten „topographischen Unvermögens der Höhenlinien" (ECKERT 1921) macht man in der Topokartographie keine Anstalten, die systematischen Schwächen der Scharung zu beheben. Dadurch bleiben viele eindrucksvolle Formen des gemäßigten Berglandes in Karten einfach „stumm" – halb dargestellt, nicht dargestellt.

9 Nach der zunächst lückenhaft ausgefallenen Hauptkartierung boten die dicht aufgenommenen Kammflugbilder unter Ausnützung des randlichen Bildsturzes schließlich auch für alle Steilwände ausmeßbare Raumbildmodelle. Der angestrengte Photogrammeter konnte mit viel geduldiger Flickarbeit eine fast geschlossene und genaue 10-m-Höhenlinienkartierung des wilden Felsgebietes herstellen. Sogar die Felswände im Selbstschatten erlaubten eine sichere Führung der Meßmarke. Schlagschatten-, Reflexions- und natürlich Waldflächen verursachten Schwierigkeiten und Meßlücken.

Anschrift des Verfassers:
Dipl.-Ing. Dr. techn. Leonhard Brandstätter
Schloß Bayerhofen, Tür 21
9400 Wolfsberg in Kärnten

Gosautal mit Gosaukamm *H. Pilz*

Von den Bergen zwischen Gosau und Filzmoos

KARL HERMÜLLER

Vor fast 55 Jahren kam ich zum erstenmal in den Gosaukamm, wanderte von der Hofpürglhütte über den Steiglpaß nach Gosau und dachte damals nicht, daß mir diese Berge zur zweiten Heimat werden sollten.

Der Gosaukamm, der westliche Ausläufer des gewaltigen Dachsteinstockes, der hier seinen Hochflächencharakter verliert, bildet scharfe Grate und dolomitenartige Zacken, ist daher ein herrliches Gebiet für jeden Felsgeher. Er ist seit der Jahrhundertwende das Arbeitsgebiet unserer Sektion Linz.

Das gesamte Dachsteingebiet wurde ursprünglich seit etwa 1880 von der Sektion Austria in Wien betreut. Im Gebiet des Gosaukamms wurde diese Sektion von der Sektion Oberes Ennstal (später Sektion Radstadt) unterstützt. Diese beiden Sektionen schufen die erste Weganlage von Filzmoos über das Armkar zum Gosausee, also einen Vorläufer des Steiglweges. Mit der Sektion Radstadt verband uns beste Freundschaft, und wir unterstützten die Radstädter beim Bau ihrer Unterkunft am Roßbrand bei Mandling. Dieses Haus erhielt daher den Namen Linzerhaus. Um die Jahrhundertwende traten die Sektionen Austria und Radstadt uns das Gebiet westlich des Hochkesselkopfs, also den gesamten Gosaukamm und den sogenannten Gosaustein, als Arbeitsgebiet ab.

Vordringliche Aufgabe für die Sektion Linz war nun der Bau einer Unterkunft und der Ausbau eines sicheren Wegnetzes in diesem Gebiet. Es gab damals dort noch keine Schutzhütte und als Wege konnten nur Alm- und Jägersteige benützt werden. Nach längerer, vergeblicher Suche auf der Gosauer Seite, also im Gebiet des heutigen Steiglweges, wurde über Anregung von Herrn Karl Wurm beschlossen, eine Hütte am Südfuß der Großen Bischofsmütze, am sogenannten Hofpürgl, zu bauen. Den Grund hiezu pachteten wir vom Bürgermeister von Filzmoos, Sebastian Lackner, gegen einen jährlichen Zins von 15 Kronen. Am 10. August 1902 wurde die Hütte feierlich eröffnet und von einem Verwandten des Bürgermeisters bewirtschaftet. Der Hüttengrund wurde erst 1908 von uns käuflich erworben. Interessant ist die Besucherzahl der Hütte in den ersten Jahren und mutet im Vergleich zu den heutigen Invasionen auf die Hütten lächerlich gering an: 1902 – 415, 1903 – 630, 1904 – 463, 1905 – 680, 1906 – 712, 1907 – 720 und 1908 – 1030 Personen. Demgegenüber zählten wir im Jahre 1972 – 11.070 Besucher. Die tatsächliche Zahl liegt aber viel höher, weil es leider eine große Anzahl der Gäste verabsäumt, sich im Hüttenbuch einzutragen.

Gleichzeitig mit dem Hüttenbau wurde auch die Ausgestaltung des Wegnetzes in Angriff genommen. Besonders wichtig war es, den Anschluß an die Weganlagen des zentralen Dachsteinmassivs zu finden. Ursprünglich beabsichtigte die Sektion Trostberg in Bayern, einen Steig von der Grobgesteinhütte über den Löckgang nach Filzmoos und zum Hofpürgl zu bauen, gab aber den Plan bald wieder auf. Deshalb entschloß sich unser Sektionsausschuß am 30. Dezember 1903 zum Wegbau hinüber gegen den Gosaugletscher, nachdem seitens der Sektion Austria der Hüttenbauplatz für die neue Grobgesteinhütte – heutige Adamekhütte – festgelegt war. Dieser einmalig schöne Steig über den Reißgangsattel, der heutige Linzerweg, wurde dann am 10. September 1905 eröffnet. Das war der Stand des Hütten- und Wegenetzes bis zum Ersten Weltkrieg.

Nach einer Stagnation, bedingt durch den Krieg, mußte die Hofpürglhütte 1920 gründlich überholt werden, da sie durch Einbrüche und sinnlose Zerstörung der Einrichtung schwer gelitten hatte. Auch die Steiganlagen waren dringend auszubessern.

Unsere Sektion war daher froh, als die Akademische Sektion Wien uns einen Teil unseres Arbeitsgebietes um das Stuhlloch abnahm und dort 1923 die Theodor-Körner-Hütte errichtete. Bald darauf baute der Gosauer Zimmermeister Bräunig auf der Zwieselalm ein Unterkunftshaus, das er aber wirtschaftlich nicht halten konnte und daher im Jahre 1934 an die Sektion Gablonz veräußerte, die heutige Gablonzer Hütte. Diese Sektion übernahm von uns die Donnerkogelgruppe und die Zwieselalmböden als Arbeitsgebiet.

Unserer Sektion Linz verblieb daher als Betätigungsfeld die gesamte Nordostseite des Gosaukamms mit dem Stock der Bischofsmützen und der Gosaustein, das ist der Kamm vom Reißgang über Steiglkogel zum Steiglpaß samt

dem Anhängsel vom Mitterkogel über Kopfwand zum Gabelkogel. Es war nun ein dringendes Bedürfnis, für die Bergfahrten auf der Nordseite des Gosaukamms einen Stützpunkt zu finden, da sie von der Hofpürglhütte umständlich durchzuführen waren. Der damalige zweite Vorstand der Sektion, Robert Damberger, war eifrig bestrebt, eine gute Lösung zu finden. Sein Wunsch, eine Hütte auf der Hinteren Scharwandalm zu errichten, scheiterte an der Wasserfrage und am Widerstand der Forstverwaltung. Tatsache ist, daß auf der Nordostseite des Gosaukamms, im Bereich des Steiglweges, bis heute nur eine einzige Quelle dürftig Wasser führt: in der Nähe der Vorderen Scharwandalm.

Die beiden Scharwandalmen wurden im Jahre 1903 zum letztenmal aufgefahren. Die Hütten waren daher nicht im besten Zustand. Einen Neubau erlaubte aber die Forstverwaltung nicht. Die Almen sind sogenannte Servitutsalmen, die Bauern hatten bloß Weiderecht, das Recht des Hüttenbaues und des Holzbezugs für den Hüttenbau und Almbetrieb auf dem forstärarischen Grund.

Im Jahre 1922 hatte ich mich mit drei Freunden auf der Vorderen Scharwandalm eingenistet. Die Hütte war schon fast eine Ruine, über 100 Jahre alt und, wie gesagt, schon 20 Jahre nicht mehr benützt. Interessant für uns war die Tatsache, daß beim Bau kein Gramm Eisen verwendet worden war. Die Dachschindeln waren mit Holznägeln befestigt, Türangeln und Schloß waren aus Holz. Nur der sogenannte Almschlüssel zum Öffnen des Riegels war aus Eisen. Wir freundeten uns mit den servitutsberechtigten Bauern in Gosau schnell an und konnten nachher der Sektion melden, daß dieselben nicht abgeneigt wären, die Hütte zu verpachten.

Die Sektion war sofort bereit, mangels anderer Möglichkeit, die Hütte zu pachten und instand zu setzen. Schwierig war es, die Einwilligung hiezu von der Forstverwaltung und der Alminspektion zu erhalten, da das Hüttenservitut ausdrücklich nur mit dem Almauftrieb verbunden war. Einen Ankauf seitens der Sektion lehnte die Alminspektion Gmunden strikte ab. Endlich, am 15. November 1924, konnte der Pachtvertrag mit den beiden Almberechtigten Paul Egger (Klacklbauer) und Johann Schiffbänker (Paulnbauer) in Gosau abgeschlossen werden. Wegen Platzmangels und der Wasserknappheit kam eine Bewirtschaftung der Hütte nicht in Frage. Hiefür wäre auch keine Bewilligung der Forstbehörde zu erreichen gewesen. Die Sektion wollte nur für ihre Jugend und für bedürfnislose Bergsteiger ein einfaches Heim schaffen. Spartanisch ging's anfangs her: Strohlager, offenes Feuer am ehemaligen Almherd, alte Decken und zusammengebetteltes Geschirr. Erst nach und nach wurde die Hütte etwas wohnlicher und der heutige Zustand, der im Verhältnis zu den ersten Jahren fast luxuriös (!!!) anmutet, ist dem Hüttenwart nach dem Zweiten Weltkrieg, Adi Pöttinger, und dem Jungbauern Paul Egger zu danken, die beide viele Stunden ihrer Freizeit geopfert und schwere Lasten hinaufgeschleppt haben. Trotz der dürftigen Einrichtung haben vor dem Krieg berühmte Bergsteiger oben gehaust und sich wohlgefühlt. Ich nenne nur Fritz Rigele, Willo Welzenbach, Dr. Wien aus München und Doktor Obersteiner aus Graz. Im Urzustand mag wohl auch Paul Preuß die Hütte gekannt und dort genächtigt haben. Weniger begeistert waren einmal der kürzlich verstorbene Professor Dr. Egon Hofmann und der kurzfristige Landeshauptmann Dr. Eigl, als sie auf der Hüttenveranda biwakieren mußten, weil sie das Schlüsselloch nicht fanden. Ich selbst habe auch einiges zur Entstehung dieser Unterkunft beigetragen und gab mir redlich Mühe, als Hüttenwart die ersten 15 Jahre halbwegs Ordnung zu halten.

Die Berge des Gosaukammes, voran die kühne Gestalt der Bischofsmütze, zogen schon früh die Bergsteiger an. Die Geschichte der Erstersteigung der Großen Bischofsmütze durch die Ramsauer Johann Steiner – Vater des Jörg Steiner – und Johann Auhäusler ist allen bekannt. Interessant ist dabei nur das Versagen der berühmten Dolomitenführer Siorpaes und Dimai, wie auch später das des Franz Kostner aus Corvara am Däumling im Jahre 1904. Viele Gipfel wurden früh auch schon von Schafhirten, Jägern und vor allem deren Konkurrenten, den Wildschützen, erstiegen. Der Mitterkogel, der Wasserkarkogel, der Gamsfeldkogel und die Angersteine. Die Großwand erreichten wohl als erste Vermessungsmänner, die oben eine Pyramide setzten.

Für eine erschöpfende Aufzählung der Ersteigungsgeschichte verweise ich auf den guten, alten Dachsteinführer von Radio-Radiis und den ausgezeichneten neuen Führer von Willi

End. Wer genauere Daten über die Erschließungsgeschichte des Gosaukammes erfahren will, dem empfehle ich das Heft der Österr. Alpenzeitung September/Oktober 1949, Folge 1247, wo Hubert Peterka, Dr. Prusik, Sepp Stahrl und Leopold Gruber ausführlich über ihre Neutouren dort berichten. Besonders interessant ist auch der Artikel von Willi End im Heft der Österr. Alpenzeitung Juli/August 1971, Folge 1378, der eine erschöpfende Ersteigungsgeschichte des Däumlings bringt.

Ich greife hier nur einige bedeutende Neutouren heraus und erzähle vor allem kurz das, was ich selbst in diesen Bergen erlebt habe. Unter den alten Pionieren, die sich vor dem Ersten Weltkrieg in diesen Bergen betätigt haben, nenne ich vor allem Professor Simony (Weitgrieskopf), Purtscheller (Mandlkögel), Gustl Jahn, Otto Barth und unseren späteren Sektionsvorstand Dr. Viktor Wessely (Hohes Großwandeck), ferner die Brüder Steinmaier und Kajetan Jäger (Jelinek). Besonders zu nennen ist da die erste Durchkletterung der Südwand der Großen Bischofsmütze durch Gustl Jahn und Otto Laubheimer im Jahre 1903, eine Bergfahrt, die auch heute noch als sehr schwer gilt, besonders wenn man sie, wie die ersten, ohne modernes Rüstzeug wie Mauerhaken, Steigleitern und dergleichen angeht. Eine weitere Glanzleistung war die erste Ersteigung des Däumlings durch Paul Preuß und Dr. Frh. v. Saar im Jahre 1913 ohne Haken. Erwähnenswert ist auch der Alleingang unseres Sektionsmitgliedes Adolf Deye auf denselben Berg als zweite Ersteigung auf neuem Weg und sein Übergang von der Däumlingscharte aufs Niedere Großwandeck ein paar Tage vor Kriegsausbruch 1914. Paul Preuß, das große Kletterwunder vor dem Krieg, der Gegner der Mauerhaken, stürzte als Alleingänger kurz nach seinem Erfolg am Däumling am 3. Oktober 1913 an der Nordkante des Nördlichen Mandlkogels zu Tode. Diese Kante nannte er schon immer das schönste Problem des Gosaukamms. Den Schwierigkeiten wäre er sicher gewachsen gewesen, er hatte schwerere Neutouren als Alleingeher gemeistert. Ich nenne da nur die Ostwand der Guglia di Brenta.

Der Erste Weltkrieg ging vorüber ohne große Ereignisse im Gosaukamm. In den Heimkehrern, die die böse Zeit überstanden hatten, erwuchs eine neue, unternehmungslustige Generation von Bergsteigern, die sich auch im Gosaukamm einen Namen machte. Da war vor allem der zweite Vorstand unserer Sektion, Robert Damberger, mit seinen Freunden Heinz Karning und Rudl Steiger, denen eine Reihe neuer Wege im Rahmen des Wasserkars gelang und vor allem die düstere Nordwand des Hohen Großwandecks. Dem Nordwestturm des Wasserkarturms, den er als erster erstiegen hatte, gaben seine Freunde den Namen Dambergerturm. Große Erfolge heimsten die Wiener Dr. Karl Prusik und J. Tschippan ein: die alte Nordwandführe auf die Große Bischofsmütze (heute Nordpfeilerwand genannt) und die Nordostkante auf denselben Gipfel. Nach Eröffnung der Körnerhütte (an dem Zustandekommen dieses Baues war Dr. Prusik sehr beteiligt) gelangen ihm eine Menge Neutouren im neuen Arbeitsgebiet seiner AV-Sektion. Auch Deye, der schon vor dem Krieg am Däumling und am Niederen Großwandeck neue Wege ging, machte nochmals von sich reden, als er mit K. Friedl den westlichen Südwandkamin auf den Angerstein (Westl. Riesenkamin) erstmals durchstieg. Kajetan Jäger eröffnete mit seinem Nordostpfeiler auf die Großwand einen seither gern begangenen Weg.

Eine heute noch sehr beliebte Bergfahrt, die direkte Nordwestkante auf die Vordere Kopfwand, gelang am 10. August 1922 den beiden Münchnern Hans Heinzel und Fritz Köhler. Um diese Jahre begann auch für mich die hohe Zeit im Gosaukamm. Im August 1922 traf ich mich mit meinem Freund Ludwig Böttcher und den beiden Traunsteinern und späteren Himalayamännern Fritz Bechtold und Willi Merkl auf der Hofpürglhütte. Da war uns nur kurzer Aufenthalt beschieden. Der sonst grundgutmütige Hüttenwirt Pezzei setzte uns erbarmungslos vor die Tür, als wir es wagten, in seinem Küchengeschirr Eierschwammerln, „das giftige Zoig", wie er donnerte, zu kochen. Heimatlos geworden, erinnerte ich mich an die Scharwandalmhütten jenseits des Steiglpasses. Wir schleppten unsere schweren Selbstversorgerrucksäcke hinüber. Endlich auf der Vorderen Scharwandalm fanden wir, was wir suchten: etwas Stroh in zwei zwiespannigen Betten, einen offenen Almherd und vor allem Wasser. Alles war dürftigst, aber für uns fast bargeldlose und von der Inflation geschlagene Burschen gerade das richtige. Merkl und Bechtold waren mit einem fixen Wunschzettel in den Gosaukamm gekommen: Däumling,

Bei der Eröffnung der Hofpürglhütte 1902

Archiv K. Wurm

womöglich auf neuem Weg, und die Nordkante des Nördlichen Mandlkogels, die Todeskante von Paul Preuß. Beide Traunsteiner waren sehr erfolgreiche Kaiserkletterer und hatten schon die Fleischbank-Ostwand, die Totenkirchl-Westwand und den Schiele-Diem-Weg auf den Predigtstuhl geschafft. Die langen Schuttströme und der etwas brüchigere Fels im Gosaukamm sagten ihnen aber nicht recht zu. Von einer eingehenden Erkundung der Mandlkogel-Kante, die wir ihnen, den Erfahreneren, überlassen hatten, kamen sie recht mißmutig zurück: „Das ist ein brüchiger Krampf, da hängt bloß alles ganz locker dran." Die Kante wurde abgeblasen und Böttcher und ich fügten uns dem Urteil der Meister aus dem Kaiser, obwohl uns eine nette, kleine Neutour gelungen war, die Nordwand des Wasserkarturms. Wir gingen nun zu viert den Däumling an und verfolgten den rechten Nordwandriß bis zur Däumlingscharte. Ich möchte bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß dieser Weg heute wahrscheinlich nicht mehr begangen werden kann, weil das Loch, durch das man den „feuchten, engen Kamin" verläßt, nahezu ganz verschüttet ist. Der Däumling war damals, 1922, unsere letzte gemeinsame Fahrt. Geld und Proviant waren gar, wir mußten nach Hause.

Unsere Erfolge in den Dolomiten und der Brenta im folgenden Jahr hatten unser Selbstbewußtsein gestärkt. Böttcher und ich saßen im Herbst 1923 auf der Hofpürglhütte, ausgesöhnt mit dem Hüttenwirt Pezzei. Bechtold und Merkl konnten nicht mithalten. Auf unserem Programm standen wieder die Mandlkogelkante und die Südostwandkamine auf den Däumling. Am 9. September standen wir als glückliche Sieger am Däumlinggipfel, die Südostwandkamine waren unser, und der berüchtigte Plattenschild, der seinerzeit den Bergführer Kostner und, wie wir hörten, auch manchen anderen Bewerber abgeschlagen hatte, konnte von uns überlistet werden. Als wir nach unserer Rückkehr auf der Hofpürglhütte das Hüttenbuch aufschlugen, um stolz unsere Neutour einzutragen, kam die kalte Dusche. Da stand auf der letzten Seite schwarz auf weiß zu lesen: „1. Begehung der Mandlkogel-Nordkante am 8. September 1923 durch Erwin Hein und Karl Schreiner." Zwei junge Linzer Maturanten waren uns zuvorgekommen, die beide in der Folgezeit noch vielen alpinen Ruhm erwarben. Am

nächsten Tag tauschten wir die Rollen. Hein und Schreiner wiederholten unsere Fahrt auf den Däumling von der Scharwandalm aus und Böttcher und ich von der Hofpürglhütte aus die Mandlkogel-Kante. Bei dieser Bergfahrt hätte uns fast dasselbe Schicksal ereilt wie zehn Jahre zuvor Paul Preuß. Ein Block von der respektablen Größe eines Nachtkastels löste sich beim Überklettern aus der Wand und hätte uns beinahe mitgenommen.

Seit unserem Erfolg auf dem Däumling verfolgte mich immer die glatte Südostwand des Niederen Großwandecks. Ich hatte aber keinen Seilpartner, Böttcher war unabkömmlich. Daher war ich froh, daß ich 1926 endlich einen Studienfreund Böttchers, Willo Welzenbach, dafür gewinnen konnte. Bei miserablem Wetter trafen wir uns zu Pfingsten auf der Scharwandalm, die nun von unserer Sektion gepachtet, aber noch nicht instandgesetzt war. Am nächsten Tag ging's bei zeitweiligem Schneegestöber ins Armkar. Die Südostwand gab sich nicht frei. Nach langem Warten und Zähneklappern wollte ich zurück zur Hütte, nicht aber Willo, der durch seine Westalpenfahrten mehr abgehärtet war. Ein Gipfel mußte her. Die einzige vernünftige Möglichkeit in greifbarer Nähe war die direkte Nordwestkante der Vorderen Kopfwand. Wir stapften also in tiefem Neuschnee aus dem Armkar hinüber zur Gabellucke und gingen die Kante an. Eine richtige Winterbergfahrt mit allen Tücken und Beschwernissen, vereisten Griffen, Schneetreiben und Hagel. Wir hatten Mühe, den bekannten Überhang zu meistern. Da teilten sich Nebel und Schneewolken einige Augenblicke und gaben den Einblick links der Kante in die fast lotrechten Abstürze der Vorderen Kopfwand zum Hinteren Gosausee frei. Welzenbach war hingerissen. „Das ist das Problem der Gosauer Berge, zum Teufel mit der Südostwand des Niederen Großwandecks" (die er nie gesehen hatte), erklärte er mir. Der Nebel verhüllte schnell wieder sein Problem, aber Willo wußte auf dem mühseligen Heimweg kein anderes Thema als die Seewand der Kopfwand. Es verging wieder ein Jahr. Welzenbach war mittlerweile an einer bösartigen Infektion eines Ellbogengelenkes erkrankt. Ende August 1926 fand ich in Notar Fritz Rigele, einem Freund Welzenbachs, einen Gefährten. Das Problem Welzenbachs, die Seewand, interessierte ihn aber nicht, wohl aber die Südostwand des Niederen Großwandecks. Auf der Scharwandhütte trafen wir dann noch Heinz Karning und Rudl Steiger, zwei erprobte Gefährten des verstorbenen Robert Damberger. Die wollten nun auch mit. Für eine dem Anschein nach ernste Neutour war das etwas kitzlig. Wir wagten es aber und stiegen bei herrlichem Wetter ein, kletterten ein paar Seillängen in den mir bekannten Südostwandkaminen des Däumling hinauf – ein kleiner Schönheitsfehler dieser Fahrt. Es hat bisher noch niemand meines Wissens diesen Schönheitsfehler korrigiert und einen direkteren Einstieg versucht. Bald wechselten wir in die Südostwand des Niederen Großwandecks hinein. Die Risse, die den Anstieg vermittelten, wurden so schwer, daß Rigele auf Grasleisten nach links auf den Südostgrat auskneifen wollte. Er schilderte diese Bergfahrt in seinem Buch „50 Jahre Bergsteigen" als seine schwerste Felstour. Die zweite Partie – Karning und Steiger – hatte sich mit einer Reepschnur an uns angehängt. Das verlangsamte unser Tempo ganz erheblich, denn die Wand war wirklich nicht leicht. Aber wir schafften es trotz einer letzten, recht glatten Wandstelle. Daß Rigele als alter Freiluftfanatiker am Gipfel sofort seinen Oberkörper freimachte und dann beim Abstieg sein Hemd oben vergaß, sei nur nebenbei erwähnt.

Zu Pfingsten 1927 meldete sich Welzenbach wieder. Er hatte sein Ellbogengelenk noch immer nicht in Ordnung. Er schickte mir daher seine Freunde Georg v. Kraus und Karl Wien auf die Scharwandhütte und ließ mir sagen: „Packt's die Seewand (seine Nordostwand der Vorderen Kopfwand), sonst wird sie euch weggeschnappt, wartet nicht auf mich." Am 6. Juni starteten wir drei bei Tagesanbruch hinunter zum Vorderen Gosausee und weiter zum Hinteren See. Als einzige vernünftige Einstiegsstelle bot sich die Halskogeltiefe an, ein Schartel zwischen der über 700 Meter hohen Wand und einer unbedeutenden Rückfallkuppe, dem Halskogel. Unmittelbar unter der Wand stehend, hatten wir den Überblick verloren, stiegen daher möglichst gerade hoch. Schön war der Anstieg nicht, das ist mir heute noch gut in Erinnerung. Besonders der untere Teil bis zu einer Latschenterrasse bescherte uns steile Rinnen in grasdurchsetztem, brüchigem Fels. Da passierte es. Durch meine Unachtsamkeit bekam Karlo – unser Rufname für Wien – einen faustgroßen Steinbrocken auf den Schädel. Sah böse aus. Auf der Latschenterrasse konnten wir seine

stark blutende Wunde verarzten, und er hielt stramm durch. Die obere Hälfte der Wand ließ sich besser an, festerer Fels. Schlimm aber war unsere Enttäuschung beim Ausstieg. Wir standnicht am Gipfel der Vorderen, sondern auf dem der Hinteren Kopfwand. Die Traumwand unseres Freundes Welzenbach hatten wir also nicht bezwungen, wir hatten uns vor der Bergfahrt zu wenig umgesehen. Wir erhielten nachher einen tüchtigen Rüffel von Welzenbach, der besonders auf mich gemünzt war. An diese Wand ging nach dem Zweiten Weltkrieg Hubert Peterka aus Wien mit seinen Freunden. Resultat war eine Route durch die Nordostwand der Vorderen Kopfwand mit Ausstieg in die Scharte zwischen der Vorderen und Hinteren Kopfwand. Ein direkter Anstieg durch die Nordostwand der Vorderen Kopfwand auf den Gipfel dieses Berges steht aber meines Wissens immer noch aus, dürfte aber auch größte Schwierigkeiten bieten. Im September 1927 raffte ich mich nochmals auf und trat zu einer Neutour mit Rudl Steiger an. Die Nordverschneidung des Nördlichen Mandlkogels war unser Ziel. Der Fels war brüchig wie seinerzeit auch auf der Nordkante. Er blieb es auch, wie mir von späteren Begehungen berichtet wurde. Der Grund ist, weil die Verschneidung noch seltener begangen wird als die Kante. Damit schließe ich die Schilderungen meiner eigenen Erlebnisse. Mein Ehrgeiz nach Neutouren war gedeckt und ich gab mich mit bereits bekannten Bergfahrten zufrieden.

Andere junge Bergsteiger waren flügge geworden und warteten mit ungleich kühneren Unternehmungen auf. Da will ich zuvorderst meine leider so früh heimgegangenen Freunde nennen: Sepp Lichtenegger (abgestürzt am Zmuttgrat des Matterhorns am 31. Juli 1935) und Lois Macherhammer (gefallen als Kampfflieger bei Agosta in Sizilien 1944). Am 10. und 11. September 1932 bezwangen die beiden die schon oft versuchte glatte Ostkante des Däumlings und wiederholten diese Fahrt am 10. Juni 1935 vor Zeugen, weil man die Ersteigung mancherorts angezweifelt hatte. Die neuen Anstiege auf die Große Bischofsmütze würden allein viele Seiten füllen, lauter schwere und schwerste Touren. Es betätigten sich da nach dem Zweiten Weltkrieg, um nur einige zu nennen: Der Hüttenwirt der Hofpürglhütte Wastl Lackner (Südwestkante), Peterka (Westwand), Erwin Schneider und Rolfes (Südverschneidung), die Brüder Artur und Erwin Hein (Südwand), Jörg Steiner (Trichterweg), Wintersteller und Gruber (Südostkante), Schubert und Christian Lackner (Ostwand). Das ließe sich noch lange fortsetzen und ich bitte gleich hier, mir zu vergeben, wenn ich nicht alle glücklichen Erstersteiger nennen kann.

Ein ganz großer Wurf gelang am 3. August 1948 Willi End und Hans Dubowy: die direkte Nordwand der Großen Bischofsmütze. Diese Bergfahrt halte ich neben der Däumling-Ostkante für die bemerkenswerteste im Gosaukamm.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte der Gosaukamm wieder eine ganz lebhafte Erschließertätigkeit. Die vielen Neutouren und Wegänderungen kann ich hier nicht aufzählen.

Da ich selbst als Schwerkriegsinvalide dieser Entwicklung schon fernstehe, möchte ich Interessierte nochmals auf den ausgezeichneten Dachsteinführer von Willi End verweisen. Ich bitte auch, mir eventuelle Lücken hier zu verzeihen. Die Bischofsmütze, der Däumling, die Kopfwände und Angersteine erlebten Anstiege von teilweise extremer Schwierigkeit, über die ich nicht mehr urteilen kann.

Manches Opfer forderten diese Berge, voran Paul Preuß. Am selben Berg verloren wir auch meinen Freund, den damaligen Jugendführer unserer Sektion, Professor Günther Hein, mit seinem Schüler Gruber. Am Däumling verunglückten mehrere junge Bergsteiger, unter anderen im blühenden Alter von 18 Jahren Lotte Wasmayer am 29. Juli 1942 beim Abstieg. Sie war wohl nicht das erste Mädel auf diesem Berg, wie vielfach behauptet wurde, und ist auch nicht über die Ostkante, sondern über die Nordwandkamine aufgestiegen. Aus einem Brief von Hubert Peterka, dem besten Kenner des Gosaukammes, vom 29. April 1947 entnehme ich, daß zu Pfingsten (1. Juni) 1925 der Wiener Fritz Hermann mit einer Hilda Kornfeld (gest. 1972 Aconcagua) über die Nordwestkamine bis zur Däumlingscharte aufstieg, dort biwakierte und am nächsten Tag über die Ostwand aufs Niedere Großwandeck weiterging. Als erstes weibliches Wesen gelangte am 29. Mai 1931 Mitzi Stuhr am Seil von Josef Binder und Leopold Schneller auf den Gipfel. Das zweite Mädel am Däumlinggipfel war Kathi Käfer mit Sepp Lichtenegger am 31. Juli 1935. Lotte Wasmayer wäre also allem Anschein nach das dritte Mädel auf diesem Berg gewesen.

Die Mutter der jungen Lotte, Frau Rosa Wasmayer, ließ im Jahre 1963 auf der Hinteren Scharwandalm eine Kapelle als Gedächtnisstätte für ihre Tochter und alle anderen Opfer der Gosauer Berge bauen, die am 12. September 1965 eingeweiht wurde. Diese Kapelle wird seither von allen Freunden des Gebietes liebevoll betreut, vor allem von den Eltern Preßl, die selbst ihren Sohn Lutz durch einen unglücklichen Zufall am Südostgrat des Niederen Großwandecks verloren haben. Mein größter Wunsch ist, daß sich die Totentafeln an dieser Kapelle nicht mehr vermehren und daß die Gosauer Berge Erbarmen haben mögen mit dem blühenden Leben der bergbegeisterten Menschen.

Das Bergsteigen treibt heute bei dem Massenbetrieb oft sonderbare Blüten, Sumpfblüten unschönster Art. Die Umweltverschmutzung – der neue Terminus technicus – macht leider auch vor den Bergen nicht halt. Was man da hört, liest und selber sieht, da sträuben sich die Haare. Ich habe zum Beispiel auf unserer Scharwandhütte, die mir so am Herzen liegt, selbst Dinge erlebt, die ich nicht wiedergeben möchte. Leider ist das nicht die einzige Stelle, wo Unrat und Ungezogenheit von sogenannten „Auchberggehern" zum Himmel schreien. Ich bitte daher alle, die diese Zeilen lesen: „Haltet unsere Berge rein, sie sollen das letzte Rückzugsgebiet vor Unrat, Gestank und Hast sein. Wirkt aufklärend und erziehend auf Leute, die sich weniger rücksichtsvoll benehmen."

Anschrift des Verfassers:
Karl Hermüller
Eisenhandstraße 22
4020 Linz/Donau

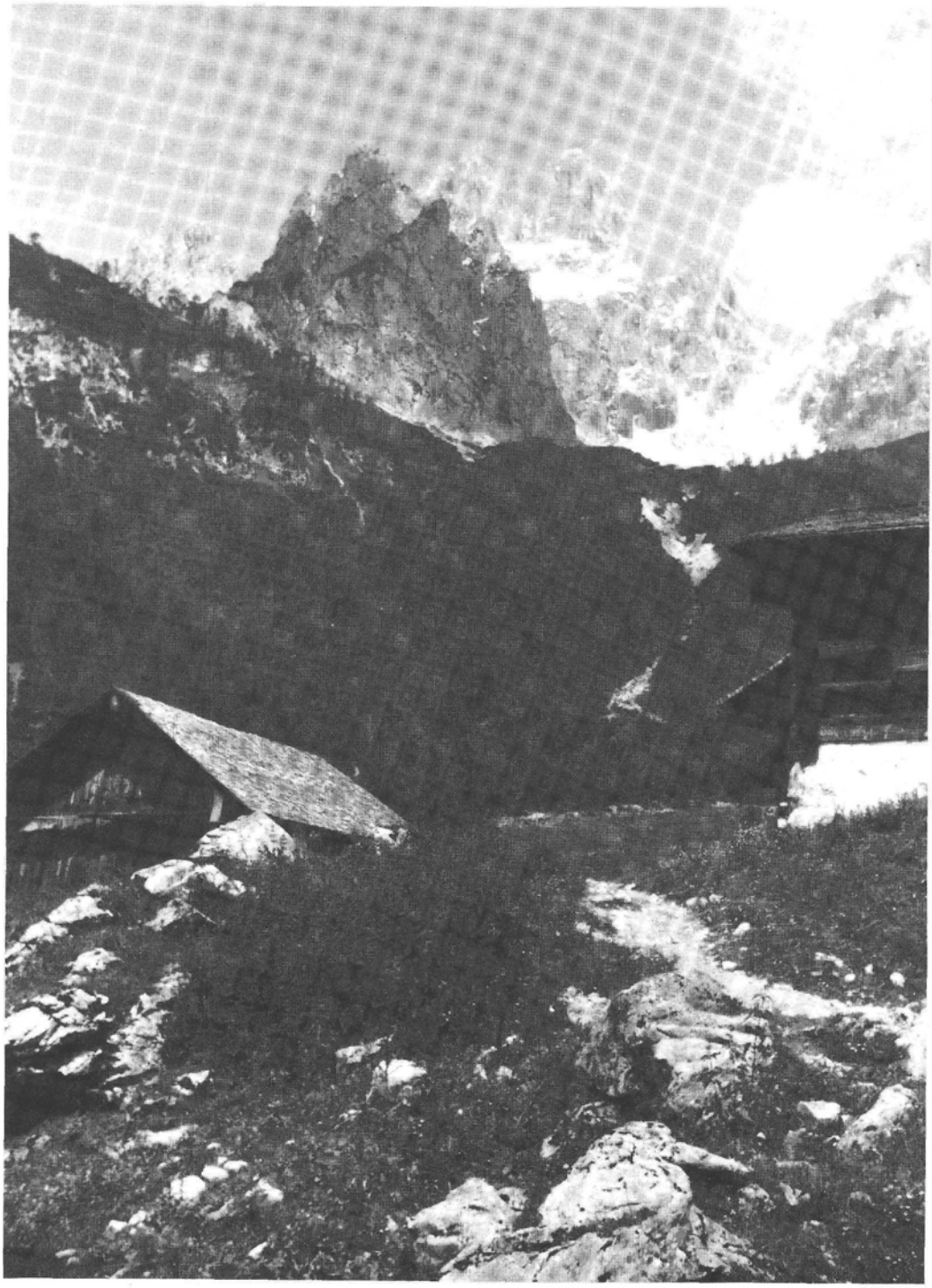
Die Mützen

HARALD SCHUELLER

Zu den schönsten und markantesten Gipfeln der Nördlichen Kalkalpen zählt unbestritten die im Gosaukamm der Dachsteingruppe gelegene doppelgipflige Bischofsmütze. Die gewaltige steinerne Mitra verdankt ihre Formgebung dem Riffkalk, der bei großer Widerstandsfähigkeit bei der Verwitterung eine auffallend vertikale Zersplitterung des Gesteins ergibt. Das führte zur Ausbildung der beiden kühnen Felsgestalten der Großen Bischofsmütze, 2455 m, und der durch die „Mützenschlucht" von ihr getrennten Kleinen Bischofsmütze, 2428 m. Die Höhenangaben weichen in den Karten voneinander ab; die angegebenen Werte beziehen sich auf die Alpenvereinskarte.

In der Nomenklatur älterer Aufzeichnungen scheint interessanterweise der jetzt allgemein gebräuchliche Name nicht auf. Als „Kanntenbrunnspitz" oder „Schweigerspitze" ist unser Berg im Franziscäischen Kataster des Jahres 1829 eingetragen. August von Böhm, der Chronist der Erstbesteigung der Bischofsmütze, erwähnt in seiner Abhandlung, daß die stolze Zinne auf den älteren Forstkarten unter „Schwiegerzipf", aber auch als „Schwingerzipf" verzeichnet ist; die Literatur kennt außerdem noch die Bezeichnungen „Zipfelmütze", „Hochzeiter" und „Teufelshörner".

Als höchster Gipfel des an alpinen Zielen so reichen Gosaukammes wurde aber die Bischofsmütze von den Bergsteigern lange Zeit nicht umworben, zu abweisend erschienen die steilen Wände, und allgemein galt sie als unbesteigbar. Lediglich ein Bauer aus Filzmoos, Peter Gappmayer, soll nach Aussage der Einheimischen in den Dreißigerjahren des vergangenen Jahrhunderts die Kleine Bischofsmütze bestiegen haben. Auf dem Gipfel hinterließ er als Zeichen seiner Anwesenheit einen kurzen Stock, zwischen Steinen eingeklemmt, der noch viele Jahre lang von der Aualm und auch in der weiteren Umgebung von Filzmoos aus zu sehen war. Die „Große Mütze" aber galt nach wie vor als unbezwinglich. Ihre an Ereignissen reiche Ersteigungsgeschichte schildert August von Böhm vortrefflich in dem unter der Redaktion von Prof. Dr. Eduard Richter verfaßten Werk „Die Erschließung der Ostalpen"*:



Die „Mützen" (Große Bischofsmütze), aufgenommen von der unteren Hofalm *H. Schueller*

„Den ersten Versuch – soviel man weiss – machten am 1. Juni 1879 Richard Issler und Dr. Anton Sattler mit Johann Knauss. Sie stiegen auf die Scharte des Kampl und von da rechts hinauf an der dem Sulzkar zugewendeten Seite, mussten aber, nachdem sie bereits eine bedeutende Höhe über der Scharte gewonnen hatten, infolge des vielen Schnees wieder zur Scharte hinabsteigen. Nun stiegen sie ganz in das Sulzkar hinab und jenseits wieder hinauf – da fiel aber dichter Nebel ein und machte die Fortsetzung der Partie unmöglich.

Vom 12. bis 16. Juni desselben Jahres unternahmen Markgraf Alfred Pallavicini, Anton Posselt-Csorich und Heinrich R. von Rumpler eine regelrechte Belagerung der Felsfeste, die am letzten Tage mit der Einnahme des niedereren Felsthurmes, der Kleinen Mütze, endete. Sie hatten zu diesem Sturmlauf als Hilfstruppen zwei der trefflichsten Ampezzaner Führer, Santo Siorpaes und Arcangelo Dimaj entboten, mit denen sie am Abend des erstgenannten Tages die Aualpe bezogen. Am 13. und 14. wurden sie durch Regen in ihrem Hauptquartier festgehalten; am 15. berannten sie die Felsburg vom Kampl aus ohne Erfolg. Inzwischen aber war die Kunde von diesem Anschlag in der Gegend ruchbar geworden, und drei Ramsauer Führer (vermutlich Auhäusler, Steiner und Knauss), die landfremde Nebenbuhler mit scheelen Augen bei einer ihrer Bergschönen hätten erfolgreich anklopfen sehen – bei der sie ihrerseits auf Erhörung gar nicht zu hoffen gewagt – brachen sofort auf, um auf eigene Faust der Umworbenen nachzustellen und womöglich ihren Starrsinn zu brechen."

Mithin bewarben sich nun zwei ausgezeichnete Partien um die „Große Mütze". Markgraf Pallavicini, der als „der stärkste Mann von Wien" galt und das Abenteuer liebte, hatte u. a. mit den beiden Ampezzaner Führern am 23. Juni 1878 die Erstbesteigung der Pala di San Martino durchgeführt, dieser „furchtbaren Festung über den Kuppen des Pala-Plateaus"; somit also Männer, die sich im Kalkfels auskannten. Ebenso gut im Fels waren aber auch die Ramsauer Mitbewerber, die sich als Bergführer schon einen Namen gemacht hatten: Johann Schrempf, vulgo Auhäusler, der „alte Bua", dann Johann Steiner, auch „Bartl-Hans" genannt, und Johann Knauss. Doch lassen wir August von Böhm wieder das Wort:

„Wie es aber so häufig geht, dass Rivalen im eifersüchtigen Drange nach gegenseitiger Überraschung zunächst zu gemeinsamen Vorgehen sich verbünden, so auch hier: die beiden Expeditionen vereinten sich und unternahmen miteinander in den Frühstunden des 16. eine Recognoscirung der Grossen Mütze. In der Nacht aber war Neuschnee gefallen, der jeden Versuch auf die Grosse Mütze vereitelte. Die Partie Palavicini dachte nun: ‚lieber die eine, nämlich die Kleinere zu besteigen, als gar keine', und stand von dem weiteren Angriffe auf die Grosse Mütze ab, während die drei Ramsauer diesen, jedoch erfolglos, fortsetzten. Dagegen gelang der Partie Pallavicini nunmehr die Besteigung der Kleinen Mütze: vom Kampl aus durch eine Mulde auf den westlich von der Mütze befindlichen Felsrücken, dann über Wände und Kamine aufwärts bis in drei Viertel der Höhe, dann nach links eine Wand traversirend auf den Grat; etwas abwärts in die Wand, zuletzt über den Grat auf die Spitze. Es wurde ein Steinmann errichtet und darin eine Blechbüchse mit den Visitkarten der Ersteiger und eine Skizze des Anstieges zurückgelassen. Über den Misserfolg an der Grossen Mütze war die Gesellschaft bald getröstet; Santo soll bei dieser Gelegenheit den Ausspruch gethan haben: ‚Der kleine Teufel ist nicht zu machen', wie er sich denn auch ein anderes Mal äusserte: ‚Die Jungfrau ist halt schlecht gebaut.'"

Die Ramsauer fühlten sich aber vor einem Wiederkommen fremder Führer nicht sicher und setzten deshalb alsbald ihre Bemühungen fort, diesesmal mit Erfolg: am 28. Juni beugte die Grosse Mütze zum ersten Mal ihr Haupt, Auhäusler und Johann Steiner waren es, die sie ihres jungfräulichen Schleiers beraubten. Sie stiegen vom Westfuss der spaltenartigen Scharte zwischen den beiden Gipfeln über die glatten Mauern unter grossen Schwierigkeiten zur Scharte und von da auf den höheren Gipfel. Der Abstieg wurde von der Scharte an durch die Schlucht an der Ostseite genommen, welch letzterer Weg seither allgemein gewählt wird."

Großer Jubel herrschte im Lande über den Gipfelsieg, und Pfarrer Friedrich Traugott Kotscheg, der von 1878 bis 1882 evangelischer Seelsorger in der Ramsau war, verfaßte begeistert ein Gedicht auf die Bischofsmütze und deren Ersteigung, das noch jahrelang von den Einheimischen nach der Melodie des Fischerliedes gesungen wurde:

Die Große Bischofsmütze,
die ist sehr steil und hoch,
und ihre höchste Spitze
ward nie bezwungen noch.

Da kam im Drang nach Ehre
ein Markgraf von Geblüt,
er meint, wie schön es wäre,
wenn man sich drum bemüht.

Es kamen von Ampezzo
zwei welsche Führer an,
die meinten nur, es geht so,
man zeigt halt, was man kann.

Arcangelo hieß der eine,
was deutsch „Erzengel" heißt,
man sagt, wie der steigt keiner,
der Bergeswege weist.

Und Santo hieß der andre,
zu deutsch ein „Heiliger",
man sagt, in allen Welten,
steigt keiner so wie er.

Sie haben nicht bezwungen
des deutschen Berges Höh',
im Tale hat's geklungen,
das wissen wir ja eh'.

Doch zwei sind aufgestiegen
und haben das Ziel erreicht,
obwohl den Engeln und Heiligen
von ihnen keiner gleicht.

Da lacht die Bischofsmütze:
ich steh auf deutschem Grund,
der Deutsche kommt zur Spitze,
der Welsche, der bleibt drunt,

Denn kühn nach oben streben
kann nur ein deutscher Mann,
drum soll ein jeder leben,
der tüchtig steigen kann!

Drei Wochen später, am 9. Juli 1879, führten J. Schrempf und J. Steiner den ersten Touristen, Robert R. von Lendenfeld, auf die Große Bischofsmütze. Am folgenden Tag wollten R. Issler und Dr. A. Sattler die Mütze ohne Führer besteigen, jedoch mußten sie ihr Vorgehen wegen des Neuschnees aufgeben, sie gelangten bis zur Scharte. Die Große Bischofsmütze blieb vorerst ein „Führerberg"; im Jahre 1879 folgten noch drei weitere Besteigungen, nämlich am 15. Juli Georg Geyer und Dr. Carl von Lederer mit Schrempf und Steiner, am 17. August Anton Posselt-Csorich mit Steiner und am 21. September Demeter Diamantidi mit Schrempf.
Als im Alpinismus die „Zeit der Führerlosen" anbrach, wurden zu den Gipfeln der beiden Mützen Kletterrouten verschiedener Schwierigkeitsgrade eröffnet; der klassische Anstieg auf die Große Bischofsmütze muß mit „mäßig schwierig", der auf die Kleine Bischofsmütze mit „schwierig" bewertet werden. Belohnt wird der Bergsteiger mit einer großartigen Aussicht von einem Gipfel, der zu den eindrucksvollsten in Österreich zählt.

Anschrift des Verfassers:
Oberstudienrat Prof. Mag.
Dr. Harald Schueller
Imbachhornstraße 8
5700 Zell am See

* Herausgegeben vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein, I. Band, Die Nördlichen Kalkalpen, Berlin 1893, Seite 352 ff.

Unser Gosaukamm

Unsachliche Äußerungen eines Voreingenommenen

Schwer schnaufend schleppte sich der 120-kg-Mann von seinem Mercedes am großen Parkplatz, die paar Stufen hinauf zum Seerestaurant beim Gosausee. Hinter ihm keuchte seine nicht wesentlich leichtere, hochblond getönte Gefährtin in schmerzenden Sandalen das Steiglein empor. Sobald er durch die Massen des schwitzenden, Strohhüte tragenden Publikums einigermaßen Ausblick hatte, blieb er überwältigt stehen, zog das Schneuztuch, wischte sich den reichlich fließenden Schweiß vom Gesicht und legte seinem blonden Statussymbol mit den Worten: „Sieh mal, Emma, die Alpen!", die Herrlichkeit des Gosausees zu Füßen – was er mit einer weitausholenden Gebärde unterstrich.

Lachen wir ihn nicht aus, den Armen! Nie wird er, eine heiße Bergfahrt noch in den Knochen, die Köstlichkeit eines Trunkes oder eines Wassergusses über den ausgedörrten Schädel, genießen können! Lassen wir ihm seine Genüsse, wie das Steigen seiner Aktien oder eine besonders gelungene Steuererklärung! Die Bewunderung unserer Welt sei uns Beweis genug für seine geheimen, uneingestandenen Sehnsüchte.

Zuerst ist die Sehnsucht da, hinaus aus der Stadt, weg von Werkbank und Bürosessel! Vor unserem inneren Auge sticht eine Kante ins Blau eines Sonnentages; eisenfester Fels und die leuchtenden Augen einer lieben Gefährtin, runden den Genuß. Es kommt dann manchmal anders: Bei strömenden Regen zitterst du über einen senkrechten Schotterhaufen ins Kar hinunter, und mußt deiner zaghaften, raunzenden Gefährtin zureden wie einem kranken Roß. Dann verfluchst du deine Sehnsüchte und ver-

Auf der Plankensteinalm. Bedeutende, teilweise bewirtschaftete Alm zwischen Gosau und Hallstatt. Am Horizont sind mehrere Zinnen des Gosaukammes von der Ostseite zu sehen *H. Pilz*

brichst unnötige Schwüre. Alles das hat mir der Gosaukamm schon beschert, und ich bin ihm noch immer nicht gram!

Vor den Genuß einer Rast auf der Veranda der Scharwandalmhütte, haben die Götter die schweißtreibenden Schotterriesen unter dem Donner- und Strichkogel gesetzt. Aufatmend wird der gewichtige Rucksack abgesetzt und die Hütte aufgesperrt. Nachdem der übliche Schock über die von den letzten Besuchern hinterlassene Schweinerei überwunden ist, wird Wasser geholt und Holz gehackt. Der Abend gehört der Vorbereitung: Führerstudium und Ausrüstungskontrolle. Dann findet sich bestimmt einer, der eine Mundharmonika durch die Zähne zieht, oder gar der sehr verstimmten Gitarre einige Töne entlockt. Ruheliebenden Wanderern will ich die Hütte nicht empfehlen: Rauhe Gesänge erschallen oft erheblich über die Sperrstunde hinaus, und die ersten Seilschaften poltern schon um drei die Treppe herunter. Die Hüttenatmosphäre entspricht wirklich nicht den Tölzer Richtlinien!

„Welche Blümlein am Wege prangen und welch stolze Zinne sich dem Auge beut'", das ist von anderen schon besser beschrieben worden. Es fällt mir auch jetzt nicht ein, die geologischen oder morphologischen Besonderheiten der Riffkalk- oder Dachsteinschichten zu beschreiben. Ich will euch nur sagen, daß unser Gosaukamm wie ein Schloß mit vielen Zimmern ist, kleinen und großen, hellen und düsteren, lebenserfüllten und toten. In jedem Zimmer kannst du etwas entdecken, wenn deine Sinne noch nicht ganz stumpf geworden sind vom Gestank und Lärm der Zivilisation; und wenn du heraufgeklettert bist und deine Nase in eine Scharte steckst, siehst du eine neue Welt, die Weite der Tauernketten oder die Nähe des Dachsteinstockes.

Weithin sichtbar liegt die Hofpürglhütte vor dem Mosermandl. An schönen Sonntagen herrscht manchmal ein beängstigender Ausflugsbetrieb hier. Dies war das Reich des Lackner-Wastl, des rauh-herzlichen. Die Südwestkante der Bischofsmütze trägt seinen Namen und wird noch Generationen von Kletterern zur Begeisterung und zu jenem Riesendurst verhelfen, der sich im kühlen Gastraum so genußreich löschen läßt. Was, ihr kennt den Kaiserschmarrn der Steiner-Kathi noch nicht? Höchste Zeit, das nachzuholen! Lästig ist manchmal das Fernrohr vor der Hütte, wenn man unter der Mützen-Südwand steht und die übliche leibliche Bedrängnis vor dem Einstieg nur im Einstiegsstollen des Steiner-Petz-Trichters loswerden kann, ist man kein Exhibitionist. Die heiße Westseite des Gosaukammes birgt in ihren Falten viel Unbekanntes, Vergessenes. Wer kennt schon den Südwestkamin des Zahringkogels oder die Gamsfeldklamm? Die Weite des Ausblickes lenkt von der Nähe ab. Am Westhang des Donnerkogels wird man sehr unangenehm an die Dummheit unserer Zeitgenossen erinnert: Weil so ein Zigarettenpaffer nicht rechtzeitig der Mutterbrust entwöhnt worden war und daher seinem oralen Saugbedürfnis nicht widerstehen konnte, entstand hier eine schwarz-weiße Wüste, die sich lange nicht begrünen wird. Dort, wo der Kleine Donnerkogel so plötzlich dem Almgehügel entsteigt, begegnet man dann wieder den Seilbahngästen, Moderöcken, Wampen, verwurstelten Krawatten, durstigen Kindern und ärgerlichen Vätern.

Daß wir uns recht verstehen: Ein Moderock kann einen erfreulichen Anblick bieten oder verhindern, je nach Mode; eine Wampe ist meist ein selbstverschuldetes Naturereignis, von den Reisebürogästen hat der Wirt der Gablonzer Hütte was, und aus durstigen Kindern können noch die besten Bergsteiger werden. Es muß sich nur wer finden, der sie aus dem Bereich der „Aufstiegshilfen" hinausführt, dorthin, wo die Sprache der Natur noch zu hören ist, wo es noch echte Abenteuer gibt in unserem zubetonierten Erdteil, und wo sie die Rücksicht auf den Nächsten besser lernen, als auf der Diplomatenakademie. Im Gewöhnlichen wird kein Mensch Erfüllung finden; gottlob ist der Gosaukamm durchaus ungewöhnlich!

Anschrift des Verfassers:
Rudolf Olbrich
Wallnerstraße 24
4020 Linz

Niederes Großwandeck – Gosaukamm

NORD-PFEILER

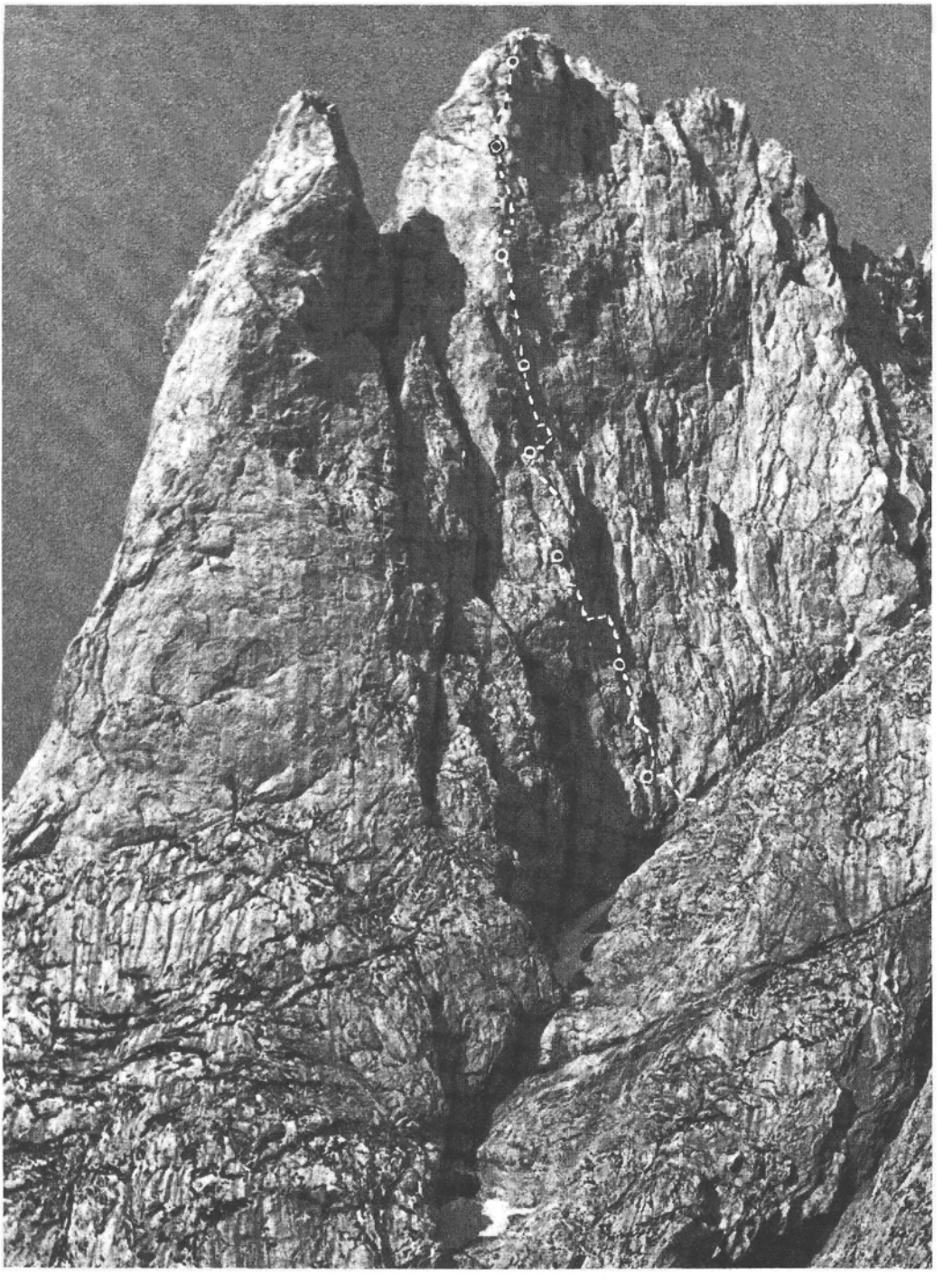
ALBERT PRECHT

1. Begehung durch Albert PRECHT und Robert JÖLLI am 11. September 1975 in 8 Stunden.
Wandhöhe 400 Meter; Schwierigkeiten: 20 Meter V+, 10 Meter V, Rest IV und IV+; einige Stellen im obersten Pfeileraufbau A 1.
Bei der Erstbegehung wurden insgesamt 18 Haken und ein Holzkeil verwendet, davon wurden 5 Haken wieder entfernt.

Routenbeschreibung:

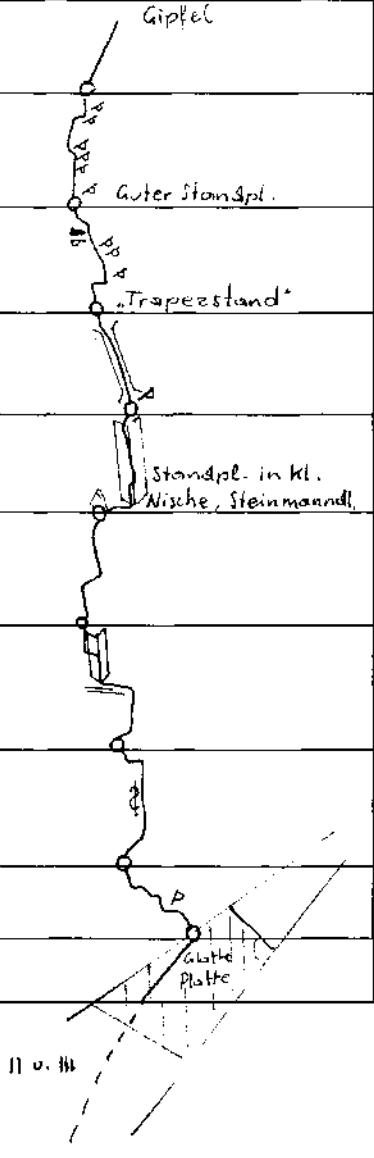
Herrliche und interessante Kletterei in bestem Fels. Zustieg wie zur bekannten Däumling-Ostkante. Das Kar nach Norden querend und über das Schneefeld, welches unterhalb der Nordwände des Däumlings und Niederen Großwandecks eingebettet ist, aufsteigen. Weiter über einen schrofigen Felsvorbau aufwärts zum Einstieg. Inmitten einer glatten Platte gibt es die einzige Möglichkeit, in die steile Nordwand einzusteigen.
Ein 25 Meter langer Quergang (1 H, IV) führt zu einer Verschneidungsreihe. In dieser in schöner Freikletterei 60 Meter empor. Nun nicht in die riesige Verschneidung, sondern ein abschüssiges Band nach links in eine kurze, glatte Verschneidung, die zur Pfeilerkante leitet. Nun in einer Zick-Zack-Linie 40 Meter in eine kleine Felsnische (Steinmann). Von hier rechts um die Kante, in einer steilen Verschneidung zwischen dem Pfeiler und der senkrechten Nordwand empor zum Beginn eines Kamins (40 Meter, IV+, Standhaken). In diesem Kamin aufwärts in den tiefen Spalt zwischen Felsgendarmen und der steilen Wand zu einem ungemein ausgesetzten, aber guten Stand auf der Spitze des Gendarmen (Trapezstand).
Von hier über die unglaublich steile Pfeilerkante weiter. Zuerst einige Meter aufwärts (leicht überhängend) zu einer Felsschuppe (Legeschlinge), dann Seilquergang nach rechts bis zu einem kleinen Überhang. Über diesem frei hinweg zu einem Haken. Die Haken wurden in den weiteren zwei Seillängen alle belassen und weisen den Weg (V und V+, teilweise A1). Es gibt nur diese Möglichkeit, den Pfeileraufbau zu erklettern. Der Fels ist gut geschichtet und trotz der enormen Steilheit vorwiegend frei zu erklettern (Zeit für Wiederholer 4 bis 5 Stunden). Die letzte Seillänge führt problemlos zum Gipfel.

Ich ärgere mich immer wieder, daß ich mir oft Ziele setze, bei denen die Chancen auf ein Gelingen minimal sind ...
Diese Gedanken bewegten mich, als ich mit meinem Kameraden über das steile und hartgefrorene Schneefeld aufstieg, welches nördlich des Däumlings und Niederen Großwandecks liegt. Schön langsam konnte man das Aufgehen der Sonne ahnen. Immer wieder wanderten unsere Blicke hinauf zu den beleuchteten Bergspitzen, zur düsteren Wand, aus der die goldgelben Felsen sich abhoben und wie Pfeile in den tiefblauen Himmel ragten. Ein solcher Pfeil, und ausgerechnet der steilste und längste, sollte unser Ziel sein. Das war das Unangenehmste an diesem herrlichen Spätsommertag. Als ich einige Wochen vorher einmal vom Steiglpaß zur Mandlkoglkante ging, war mir diese Durchstiegsmöglichkeit aufgefallen, seither war ich wie besessen darauf, eine Besteigung zu versuchen. Und jetzt, wo ich kurz unterhalb des Einstiegs stand und pessimistisch den abweisenden Pfeiler betrachtete, erschien mir eine Begehung kaum möglich. Wir erreichten den Wandvorbau, seilten uns an und stiegen über grasdurchsetzten Fels eine breite Rampe weiter zum eigentlichen Wandeinstieg, welcher sich genau inmitten einer glatten Felsplatte befindet, die am linken Rand der Rampe eingebettet ist. Durch einen Quergang nach links erreicht man die steile Wand. Zur Sicherung schlug ich einen Haken (er wurde belassen) und gelangte nach 25 Meter zu einem guten Standplatz mit Sicherungszapfen. Robert Jölli kam nach, wir wechselten die Sicherung, und ich stieg gleich weiter zu einer riesigen Verschneidung. Herrlich freie Kletterei im vierten Grad. Wir brauchten keine Haken zu schlagen, zur Sicherung konnten wir Schlingen oder Keile legen. Die nächste Seillänge führte Robert. Unterhalb der Hauptverschneidung querten wir ein Band nach links, und über eine kurze, glatte Verschneidung erreichten wir die Pfeilerkante. Dort kletterten



Niederes Großwandeck – Nordpfeiler. Routenverlauf mit Standplätzen (links Däumling) *A. Precht*

40 m	II, III		Vorsicht, lockere Steine, diese fallen in den SO-Kamin (Abseilkamin) vom Däumling.
40 m	IV+, V+, A1 5 H		Die Kletterei geht über besten, gutgeschichteten Fels weiter.
35 m	V, V+, A1 5 H, 1 H. Keil		Beginn des 70-m-Pfeilers: Ein Gemisch von technischer und freier Kletterei.
40 m	IV, IV+		Kletterei im Spalt zwischen der steilen Wand und dem Fels-Gendarmen.
40 m	IV+ 1 Stand H.		Quergang in die Verschneidung zwischen dem Pfeiler und der steilen Wand, diese empor.
40 m	IV IV+		In einer Zick-Zack-Linie zum Standplatz in einer kleinen abfallenden Felsnische.
40 m	IV III+		Zuerst gerade hoch zum Felsband, dieses nach links zu einer kurzen Verschneidung, in dieser zur Pfeilerkante.
40 m	IV IV+		Freikletterei in einem Verschneidungssystem.
30 m	IV, 1 H		Einstieg in die steile Wand, Quergang nach links.
	IV		Glatte Felsplatte, welche in der Rampe eingebettet ist.



SKIZZE: Albert Precht

wir in einer Zick-Zack-Linie hinauf zu einer kleinen Felsnische. Ich schlug einen Standhaken und baute ein Steinmandl. Schnell kletterte Robert nach, bei mir angelangt, querte er gleich nach rechts zu dem Verschneidungsaufbau zwischen unserem Pfeiler und der rechts davon liegenden senkrechten Nordwand. Als das Seil aus war, hatte mein Kamerad Standplatz am Beginn eines Kamins. Sein geschlagener Drehmoment-Hartstahlhaken, mit dem er mein Nachkommen und Weitergehen sicherte, hielt so gut, daß es ihm unmöglich war, diesen zu entfernen. Im tief eingeschnittenen Kamin und später im Spalt zwischen Wand und dem abstehenden Gendarmen kletterte ich auf dessen Spitze, wo man einen ungemein ausgesetzten, aber guten Standplatz hat. „Trapezstand" nannten wir ihn. Der Gendarmeriebeamte Robert arbeitete sich über den Felsgendarmen zu dessen Kopf, legte ihm eine Sicherungsschlinge um den

Hals, hängte Karabiner und Seil ein und hatte somit mein Dasein in der nächsten Seillänge in den Händen. Ab hier ging die Kletterei über die vollkommen senkrechte Pfeilerkante weiter.
In den nächsten zwei Seillängen mußte ich neun Haken schlagen, einige Male auch meine Steigleiter einhängen. Aber die Freikletterei herrschte vor, immer wieder zeigten sich gutgeschichteter Fels, Hangelleisten und rauhe, griffige Risse. Und wie geschaffen dazwischen ein guter Standplatz. Wer hätte das gedacht, daß dieser ungemein glatt wirkende gelbe Pfeileraufbau mit so wenig Hilfsmitteln zu erklettern ist!
Ich würde diesen Erfolg wesentlich niedriger bewerten, wären wir mit Unmengen an technischer Ausrüstung in den Kampf gezogen, eine Ausrüstung, welche wir, gemessen am Aussehen des Pfeilers, hätten mitführen müssen. Auch wenn wir diese Mittel nicht verwendet hätten. Allein das Wissen um die technischen Möglichkeiten hätte schon einen Teil der manchmal nervenzerreißenden Ungewißheit kaputtgemacht. In unserem Fall waren die Chancen auf ein Gelingen der Erstbegehung kleiner, weil wir vorwiegend auf unser Kletterkönnen angewiesen waren und ein freies Gehen nur so lange möglich ist, wie es nach dem Können des Kletterers angemessene Griffe und Tritte in der Felswand gibt. Gibt es Risse, kann man sich mit einem Haken ab und zu weiterhelfen. Ist die Wand aber glatt und ein Hakenschlagen nicht möglich, ist die Entscheidung schwer, Rückzug oder Bohrhaken zu setzen. Für uns wäre nur ein Rückzug in Frage gekommen, weil wir Bohrhaken gar nicht mitführten. In diesem Fall hätten wir einen Rückzug höher bewertet als zu bohren und somit eine neue Route zu erzwingen. Der Bergsteiger muß lernen, eine sportliche Richtung einzuhalten, lernen, seine eigene Leistungsgrenze einzuschätzen und begreifen, daß es sinnlos ist, alle Mittel einzusetzen, um einen Gipfel über die bestimmte Route zu gehen.
Sobald der Bergsteiger verzichten lernt, um der Erkenntnis gerecht zu werden, daß es bestimmt einmal Menschen gibt, die auf Grund irgend einer Voraussetzung besser klettern und Kletterstrecken frei bewältigen, die uns ohne technische Mittel, gerade an diesem Tag oder überhaupt unmöglich sind zu gehen, ist das ein weiterer Schritt, den Alpinismus in eine gesündere Bahn zu lenken. Der Bohrhaken ist heute schon wieder unpopulär, mit ihm hat der Bergsteiger bestimmt einen Schritt zu weit in die Technik getan. Es war eine negative Entwicklung, die dem Alpinismus sehr geschadet hat und schmutzige Spuren hinterließ. Ich bin mir sicher, daß man auf vielen Routen die gebohrten Erstbegeher-Haken heute nicht mehr einsetzen müßte, vorausgesetzt, der Kletterer ist bestens trainiert und mit den wenigen technischen Mitteln vertraut, wie etwa Cliffhänger oder Keile; diese können z. B. an Stellen gelegt werden, wo das Einschlagen von normalen Haken oft unmöglich ist. Diese Entwicklung der Technik finde ich sehr vorteilhaft, denn der Fels wird in seiner Natürlichkeit belassen.
Alle Menschen gewinnen eine Einstellung, wie sie ihr Leben gestalten, einige ändern ihre Meinung nach Bedarf. Der Charakterstärkere verteidigt seine Einstellung und beharrt auf seinem Glauben. Daß dieser Glaube aber gesund und fortschrittlich ist, hängt von der Erziehung ab, die er genießt. Darum finde ich es als junger Bergsteiger wichtig, daß die Vorbilder uns einen fairen Alpinismus lehren, der unsere Erziehung prägt und wir an unsere Art; wie wir das Bergsteigen ausüben, glauben und auf sie stolz sein können.

Bischofsmütze-NO-Verschneidung

1. WINTERBEGEHUNG

ALBERT PRECHT

26. 12., Stefanitag. Frostige Dämmerung. Nach gutem Essen und einer Flasche Wein aus dem Vorratskeller der Stuhlalm warten und schlafen wir in feuchten Decken dem Morgengrauen entgegen.
27. 12. Der Schnee ist gut zu spuren, doch die Steigfelle von Joe kleben nicht mehr. Den letzten, langen Steilhang zur Stuhllochscharte steigen wir zu Fuß auf – brechen tief im Neuschnee ein.
8.30 Uhr, endlich bei der Wand. Die Einstiegsfelsen sind verschneit, unsere Bewegungen plump. Ausrüstung, der schwere Rucksack und doppelte Bekleidung machen unbeweglich. Ich

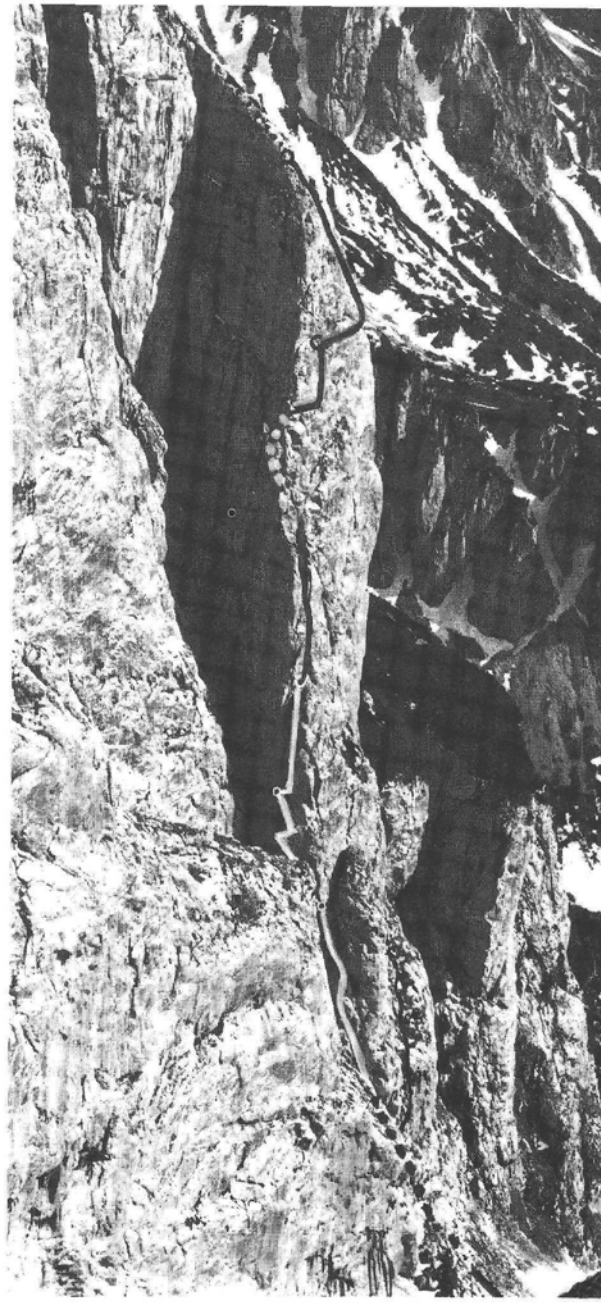
kann mir nicht vorstellen, in dieser ausgestopften Aufmachung die über uns liegenden Überhänge erklettern zu können.
Die Rucksäcke müssen nachgezogen werden, denn schon die ersten Seillängen, die im Sommer im IV. und V. Grad liegen, machen uns Schwierigkeiten. Nur langsam kommen wir vorwärts, gleich unterhalb vom 1. Dachl müssen wir das Biwak für die Nacht einrichten.
Links und rechts riesige Verschneidungswände, über uns der große Überhang. Einer Spinne in der oberen Zimmerecke gleich, hängen wir in der Wand. Von genügend Platz ist keine Spur, also eine Nacht in Steigleitern. Unsere Körper hängen an Schlingen und Haken festgebunden, unter uns der düstere Abbruch.
Die neuen Brust- und Sitzgurte sind sehr gut, aber die Nächte um Weihnachten dauern doch zu lange, um diese Kombination gemütlich zu finden. Irgend etwas drückt oder schneidet immer ein. Dann sind es wieder die kalten Zehen ... erneut beginnt das Klopfen mit den Füßen an die Felswand. In der Nacht kommt starker Wind auf, er bricht sich mit lautem Getöse an den Kanten. Uns kann er in diesem Winkel nichts anhaben.
28. 12. Endlich der neue Tag. Ernstliche Überlegungen, ob nicht ein Rückzug besser wäre. Sturheil! Wir steigen weiter. Im Dach sind die Haken äußerst schlecht. Verrostetes Material, morsche Holzkeile und brüchige Risse sind die Spezialitäten dieses Tages. Luftige Kletterei an der Dachkante, dann eine Verschneidung, einige Meter äußerst schwierig zum nächsten Haken. Endlich kann ich ihn fassen. Ich belaste ihn zu sehr und fliege wieder in den Überhang hinab. Mit dem Haken in der Hand baumle ich in freier Luft. Mein Kamerad konnte den Sturz gut abbremsen, ich winke ihm dankend zu, wir sind wieder auf gleicher Höhe. Nur ich bin weit draußen, unter mir viel, viel Luft und am Einstiegsfeld die Aufstiegsspuren von gestern.
Wie schon bei anderen Begehungen vorher, bleibt also auch diese Durchsteigung nicht sturzfrei. An den Seilsträngen hangle ich mich wieder hinauf. Nun gelingt es. Noch einige Ecken, und ich bin froh, als endlich der Standplatz erreicht ist, so sehr macht mir die Seilreibung zu schaffen. Die Rucksäcke werden aufgezogen, Joe steigt nach.
Über einen brüchigen, weit überhängenden Riß geht die Kletterei weiter. Ich muß mehrere Haken schlagen. Bei jedem Hammerschlag ergießt sich roter Sand über mich, der wie Wasser aus dem Riß quillt. Bei jedem Schlag verspüren wir ein leichtes Beben an diesem überhängenden Bollwerk. Wir konnten nicht wissen, daß diese Überhänge, an denen wir jetzt hängen, einige Monate später, vermutlich durch Spaltfrost, abbrechen. (Dieser Felssturz umfaßte dann einige 1000 t und machte die Verschneidung ungangbar.)
Durch das Setzen eines Holzkeils wird der darunterliegende Haken, an dem ich noch immer hänge, locker. Ist es denn möglich, daß die riesigen, in der Verschneidung eingekeilten Blöcke nachgeben? denke ich angsterfüllt. Ich muß aber weiter, es gibt nur mehr den einen Weg, ein Rückzug ist unmöglich.
Eine Kante nach links steigend, gelangen wir endlich einmal in flacheres Gelände, hier liegt Schnee.
Bald aber bäumt sich die markante Verschneidung erneut stark überhängend auf. Es ist 4 Uhr nachmittag, nur die Hoffnung auf eine bessere Biwakmöglichkeit treibt uns weiter. Bei eintretender Dämmerung erreiche ich einen schlechten Stand am abschüssigen Pfeilerabsatz, die Verschneidung liegt nun unter uns. Der Wind hat an Heftigkeit zugenommen, er hebt die vom Standplatz hinabhängenden Seile oft waagrecht in die Luft.
Wieder müssen die schweren Rucksäcke nachgezogen werden. Meine Kraft ist aus, ich lasse erst einmal Joe nachkommen, gemeinsam ziehen wir dann unsere Rucksäcke auf. Nun ist es vollkommen finster. Im Schein der Stirnlampen klettern wir auf Biegen und Brechen noch eine Seillänge zu einem halbwegs möglichen Biwakplatz hoch.
„Morgen sind wir wieder unten im guten, warmen Heim!" Nur diese Hoffnung war es, die einen kleinen Lichtblick gab. Dem Wind preisgegeben, sitze ich auf einer kleinen Kanzel. Mein Kamerad klebt einen Stock tiefer im Spalt eines Kamines. Kein Stern ist zu sehen, schon tagsüber war der Himmel mit dunklen Wolken überzogen. Aber die Strahlen der Sonne hätten uns in diesem düsteren Wandteil sowieso nicht erreichen können.
Die zweite Nacht, auch sie geht ohne Schlaf vorbei. Ich erfriere mir einige Zehen, an jedem Fuß zwei, Gott sei Dank nur zweiten Grades.
29. 12. Die Wand ist nun nicht mehr so steil, dafür kämpfen wir umsomehr gegen den Wind,

der zum Sturm wird und uns Schneekörner ins Gesicht peitscht. Geschützt durch Sturmmütze und Schneebrille kämpfen wir uns weiter.
Es gibt keine Gipfelrast. Froh, dem Inferno zu entkommen, beginnen wir den Abstieg, abseilend bis zur Stuhllochscharte. Noch einmal beim Einstieg, gleiten unsere Blicke die NO-Verschneidung hinauf. Noch einmal gemahnen uns die vielen Steine am Einstiegsfeld an die enorme Brüchigkeit. Noch einmal sehen wir uns die Überhänge hochschwindeln. „Da oben, der winzige Standplatz, an dem wir eine Nacht lang froren, und dort der rote, brüchige Riß! Den geh ich nie mehr in meinem Leben", sage ich zu Joe.

Die Hiaskante

ALBERT PRECHT

Bevor ich nun den naturgegebenen Weg über die steile Westkante des Zahringkogels beschreibe, möchte ich ihre Erstbegeher vorstellen: Schreder Hias und Lindenthaler Edi, beide aus Annaberg im Lammertal.
Hias Schreder (21), Lehrer, ist der Lehrmeister vieler junger, bergbegeisterter Burschen beim Klettern. Trotz seiner Jugend kennt Hias schon viele der schwierigsten Touren. Als Kletterparadies kommt in seinen engsten Heimatbergen vor allem der Gosaukamm in Betracht. Er kennt diesen gigantischen Gebirgszug wie seine Hosentaschen.
Sieht man dort einen mittelgroßen, zaundürren, zumeist in kurze Hose und ärmelloses Leibchen gekleideten Burschen über die Felsen hasten, könnte das der Hias sein.
Kommt man ihm näher – was selten gelingt, da er sich meistens in einem Gelände bewegt, welches nur wenigen zugänglich ist – hört man seinen freundlichen Gruß, sein nettes Lachen; oder erlauscht man von irgenwoher ein Jauchzen oder Jodeln, dann ist's ganz sicher da Hias!
Schreder hat schon einige sehr schöne Erstbegehungen entdeckt und durchgeführt, er hat das Auge und das Können dazu.
Die Namensgebung – Hiaskante – stammt natürlich nicht von ihm, nein, für sowas wäre der Hias viel zu bescheiden. Dieser treffende Name war unsere Idee, und wir wollen nur hoffen, daß er uns deswegen nicht allzu böse ist.
Die Hiaskante ist wieder einmal ein Beweis, daß noch Neutouren zu machen sind, ohne aufwendiges technisches Material. Die Erstbe-



Zahringkogel-Westkante, „Hiaskante". Die Route führt zwischen Licht und Schatten. *A. Precht*

geher benötigten nur einen Haken. Als Standplatzsicherungen wurden Klemmkeile gelegt.
Wenn man noch bedenkt, daß dieser Anstieg von der Stuhlalm aus gut zu sehen ist und der Einstieg in einer Stunde ganz gemütlich erreicht wird, wundert man sich um so mehr über diese so lange unentdeckte Möglichkeit.
Der Fels ist sehr gut, bietet interessante Kletterei und ist neben dem Salzburger-Pfeiler am Angerstein die idealste Hüttentour. Als Zweittour, nach der Geisterkogel-Ostkante oder Mandlkogel-Nordkante zum Beispiel, läßt sich der neue Anstieg gut ausführen, vorausgesetzt, daß man die Stuhlalm als Stützpunkt wählt.
Die Stuhlalm (1462 m), nur im Sommer bewirtschaftet): Ich freue mich immer wieder, dort oben Gast zu sein. Die liebenswerte Bewirtung der Hüttenleute ist beispielgebend. Ein idealer Stützpunkt für viele schöne Bergtouren am westlichen Rand des Gosaukammes. Was noch sehr wichtig ist: Die Stuhlalm ist eine der wenigen Hütten, wo der Bergsteiger noch was gilt und nicht „ausgeraubt" wird.
Talort: Annaberg (777 m). Kfz-Zufahrt von Annaberg bis zum Bauernhof Pommer. Gehzeit von dort bis zur Stuhlalm 50 Minuten.
Zustieg: Von der Stuhlalm in östlicher Richtung auf einem Steig durch den Latschengürtel aufwärts. Unterhalb der felsigen Ausläufer nach rechts (Süden) haltend, in die Gamsfeldklamm, diese nach rechts queren zur markanten Kante. Eine kurze, verschneidungsartige Wandstelle (III–) empor und zum Fuß eines hohen Felsenturmes, der sich unmittelbar vor der eigentlichen Kante erhebt.
Allgemeines: Zahringkogel (2125 m) ist von allen Seiten her schwierig zu erreichen. Besonders nach Westen hin bricht er mit steilsten, plattigen Wänden ab.
Diese Westwand wird am rechten Rand von einem durchgehenden, steilen Kamin unterbrochen (SW-Kamin, „Prusik-Polacsek-Kamin"). Wiederum knapp rechts davon leitet eine ausgeprägte, steile Kante empor, die am Latschenrücken (Krummholzstufe des Südgrates) endet.
Route: Es gibt zwei Möglichkeiten, entweder nach links um den Turm den Kaminanstieg verfolgen, oder über den direkten Einstieg rechts am Turm herum (IV –). Es wird jeweils die tiefe Scharte zwischen Kante und Turm erreicht. An der linken Kantenwand eine kleine Rampe aufwärts, bei Haken Quergang nach rechts und einen seichten Riß (IV ÷) zum Beginn eines Kamins (Stand). In herrlicher Kletterei im Kamin empor (III und IV–), Standplatz bei abgesprengtem Kantenabsatz.
Über eine geneigte Platte Quergang in einen Riß, welcher einige Meter rechts der Kante aufwärts leitet (IV– und IV). Wo der Riß enger und schwieriger wird, steigt man über flache Platten wieder nach links zur Kante (III) und in leichter Kletterei gerade empor zu großem Absatz. Von hier einige Meter über griffigen Fels die Kante entlang, dann Quergang sechs Meter nach rechts und über gestuften aber senkrechten, besten Fels hinauf zum Haken, und etwas links haltend zu schlechtem Standplatz (30 m, IV und IV –). Über etwas abdrängenden Fels unterhalb von einem kleinen Querwulst zirka 10 Meter nach rechts (IV) und über leichter und flacher werdenden Fels zu Standplatz auf der Höhe der zweiten Latschenterrasse des Südgrates, über diesen durch Latschen und leichte Felsen unschwierig zum Gipfel (15 Minuten).

Anschrift des Verfassers:
Albert Precht
Brunnadergasse 8
5500 Bischofshofen

Biwak

Wir saßen
auf Rucksack und Seil
zu sagen hatten wir uns nichts mehr
die Wand an der wir lehnten
war hart gefroren

Ich spürte
sein Zittern hatte nur einen Anfang
die Worte
blieben mir in den Zähnen hängen
wir rückten näher zusammen

Als der Wind
unseren Zeltsack hochriß
standen immer noch Sterne am Himmel
dann klopften wir wieder
mit den Füßen am Felsen

So lernten wir
auch die Nacht kennen
die wir bisher verschlafen hatten

Reinhold Meßner

Skitouren im Gosaukamm

GERNOT UND GISBERT RABEDER

Die überaus starke Zergliederung des Gosaukammes in eine Unzahl von Zinnen und Zacken, Türmen und Felsnadeln – kurz gesagt das Kletterparadies der „Salzburger Dolomiten" – verdanken wir der fehlenden Schichtung seines massigen Gesteins (Dachsteinriffkalk) sowie dessen senkrechter Klüftung. Die Erosion hat sich im Laufe der Zeit tief in den einstigen Riffkörper eingefressen und beiderseits des Kammes schutterfüllte Wannen und Buchten geschaffen, die hier „Riesen", „Grießen", „Loch" oder schlicht „Kar" heißen und dem Skibergsteiger eine wahre Fülle von Abfahrtsmöglichkeiten bieten. Der landschaftliche Reiz dieser Kare – besonders im Frühjahr, wenn die firngefüllten Schluchten und Mulden mit den blaugrauen Plattenwänden und Graten härteste Kontraste liefern – ist schier nicht zu übertreffen.

Wer den Gosaukamm vom Sommer oder Herbst her kennt und sich seine langen, gefürchteten Schutthalden hinaufgequält hat, wird begeistert sein, wenn er auf dem harten Morgenfirn in kräftesparendem Zickzack (Steigeisen sind meist vorteilhaft) in der halben Zeit das gewünschte Ziel erreicht. – Für die Abfahrt muß man freilich die richtige Zeit abwarten, bis es „aufgefirnt" hat; bei Schönwetter erfolgt dies an den Süd- und Ostseiten je nach Hangrichtung zwischen 9 und 13 Uhr. In den nordseitigen Karen und Steilrinnen jedoch größte Vorsicht bei der Einfahrt! – Im April und Mai kann auf der Sonnseite schon knietiefer Firn herrschen, während die ganztägig im Schatten liegenden Schluchten der Nordseite noch beinhart gefroren sind. Von der Vielzahl der Abfahrtsmöglichkeiten, die wir im neuen „Skiführer Dachsteingebirge" (Herbst 1976, hrsg. v. OeAV, S. Linz, Oberösterr. Landesverlag) zusammengestellt haben, seien hier die schönsten kurz erwähnt. – Nach der Schwierigkeit (wir wenden auch hier die im „Skiführer Totes Gebirge" vorgeschlagene Schwierigkeitsbewertung an, die sich im großen und ganzen bewährt hat), können drei Gruppen unterschieden werden:

1. leichtere Skitouren, die wegen der relativ geringen Hangneigung auch im Winter – allerdings nur bei sicherer Schneelage – durchgeführt werden können,
2. mittelschwierige Frühjahrsabfahrten, die bei guten Firnverhältnissen für den halbwegs geübten Skifahrer kaum Probleme darstellen, und
3. ausgesprochene Steilabfahrten durch enge, von Lawinen durchfurchte Rinnen und Schluchten, die bei ungünstigen Verhältnissen (Hartschnee, Neuschnee) äußerst gefährlich sind.

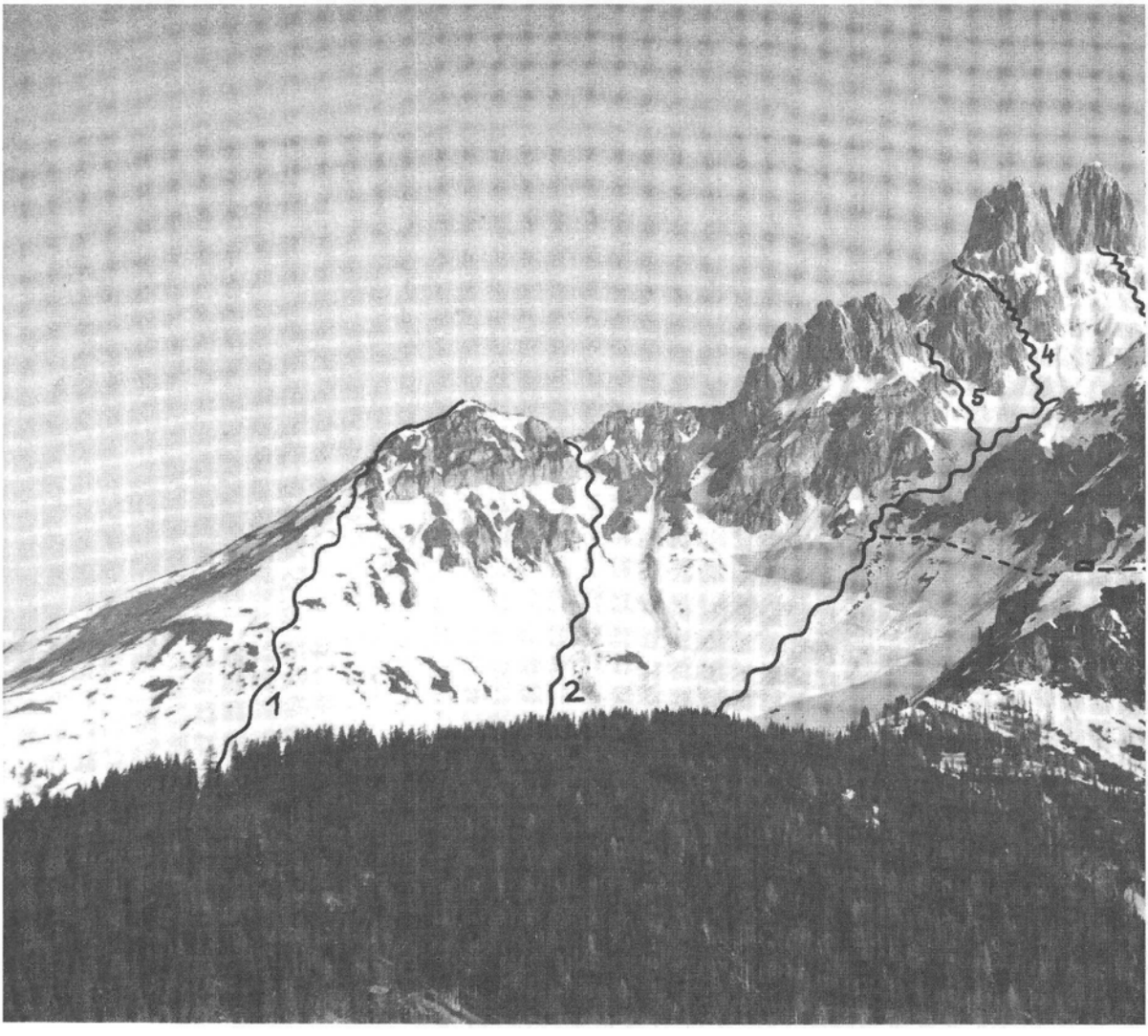
1. Leichte Skitouren (Schwierigkeit II)

Leichte Abfahrten, die auch im Winter unternommen werden können, gibt es im Gosaukamm wegen seiner Steilheit und Lawinengefährlichkeit nur wenige.

Mitterkogel (2125 m) – Nordabfahrt

Als zentraler Gipfel des Gosausteins gehört der Mitterkogel eigentlich nicht zum Gosaukamm; seine Nordroute führt aber zum größten Teil den Nordostfuß des Gosaukammes entlang durch die vielen, landschaftlich so großartigen Kare und Riesen. – Auf das erste zu querende Kar trifft man wenige Minuten nach dem Abmarsch vom Vorderen Gosausee. Es ist die Steinriese, die vom Fuß des Donnerkogels bis zum – im Winter leider ausgelassenen – See herabfließt. – Man quert sie etwa in der Höhe des Steiglweges (Wintermarkierung) und steigt durch Wald zur Scharwandhütte empor. – Wenige Minuten oberhalb der Hütte beim Überqueren der Gamsriese öffnet sich der Blick auf die kühngeformten Manndlkögel, aber schon eine halbe Stunde später sind wir in der Wasserriese und bei der Kapelle. – Großwand und Däumling tauchen auf, während wir über die flachen Hänge nach Süden ansteigen und in die Eisgrube hinabfahren. – Am Fuß der Kopfwände entlang zieht ein schmaler, aber nicht sehr steiler Graben hinauf in das „Tiefe Kar" unter dem schroffen Eisgrubenturm. Erst beim letzten Zickzack am Gipfelhang erblicken wir auch die Bischofsmütze und vom Gipfel Dachstein, Mitterspitz, Torstein mit all ihren Trabanten.

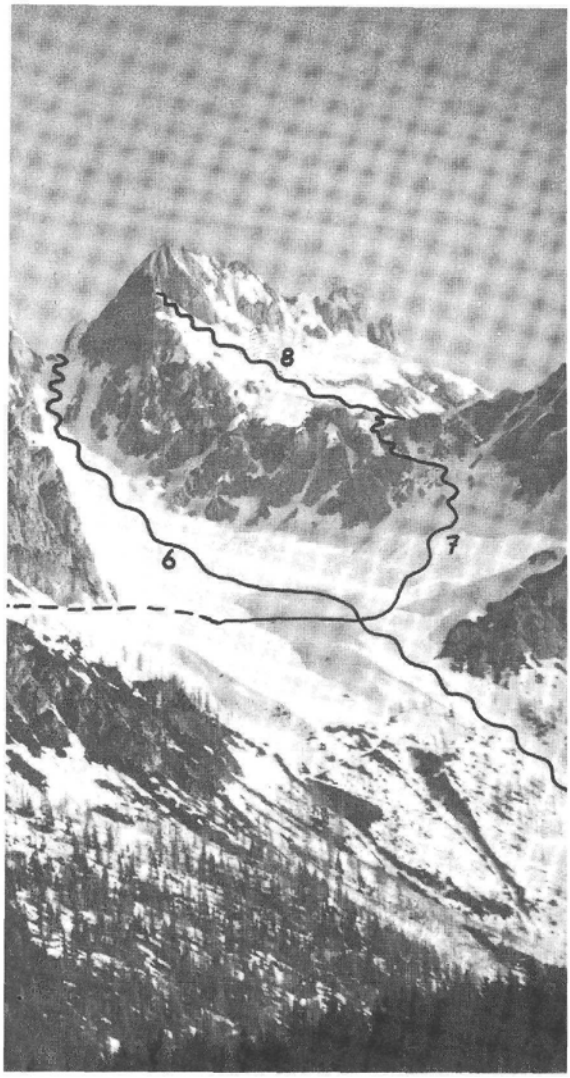
Die Abfahrt zum Vorderen Gosausee ist wegen der vielen Flachstücke besonders bei Pulverschnee zu empfehlen, bei den steilen Querungen der Kare muß man jedoch wegen der möglichen Staublawinen vorsichtig sein.



Der Gosaukamm von Süden (mit eingezeichneten Skiabfahrtsrouten). 1 und 2 Leckkogel-Südflanke, 3 Bischofsmütze, Eiskar-Abfahrt, 4 und 5 Eiskar-Varianten, 6 Kessel, 7 Steiglpaß-Westflanke, 8 Armkarwand-Südostflanke *G. Rabeder*

Kampl (2050 m) – Langtal–Loseckgraben
Als beliebtestes Winter-Skiziel gilt das Kampl, ein waagrechtes Gratstück unterhalb des Kamplbrunnspitzes. – Es ist von Annaberg bequem über die Mahdalm und das Loseck zu erreichen. Das beim Loseck ansetzende Langtal ist nur mäßig steil und daher bei sicherer Schneelage auch im Winter nicht lahnig. Es bringt uns hinauf in die Eisgrube, deren südliche Begrenzung das Kampl bildet. – Für die Abfahrt ist die Verbindung Langtal–Loseckgraben zu empfehlen. Diesen erreicht man über die flachen Böden der Loseckalm.

H. Strichkogel (2034 m) – Tiefenkar
Wegen des kurzen, problemlosen Anstieges (nur 1½ St.) ist der Strichkogel der beliebteste Frühjahrs-Skiberg im Bereich der Theodor-Körner-Hütte. Die Abfahrt durch das schmale, gewundene Tiefenkar begeistert alle Tiefschneefahrer. Im Winter, wenn man bis zu den Bauernhäusern im Rauhenbachtal hinabfahren kann, ist diese Skiabfahrt noch viel großartiger. Der etwa 50 m hohe Gipfelaufbau ist von der Skischarte in ganz leichter Kletterei zu überwinden.



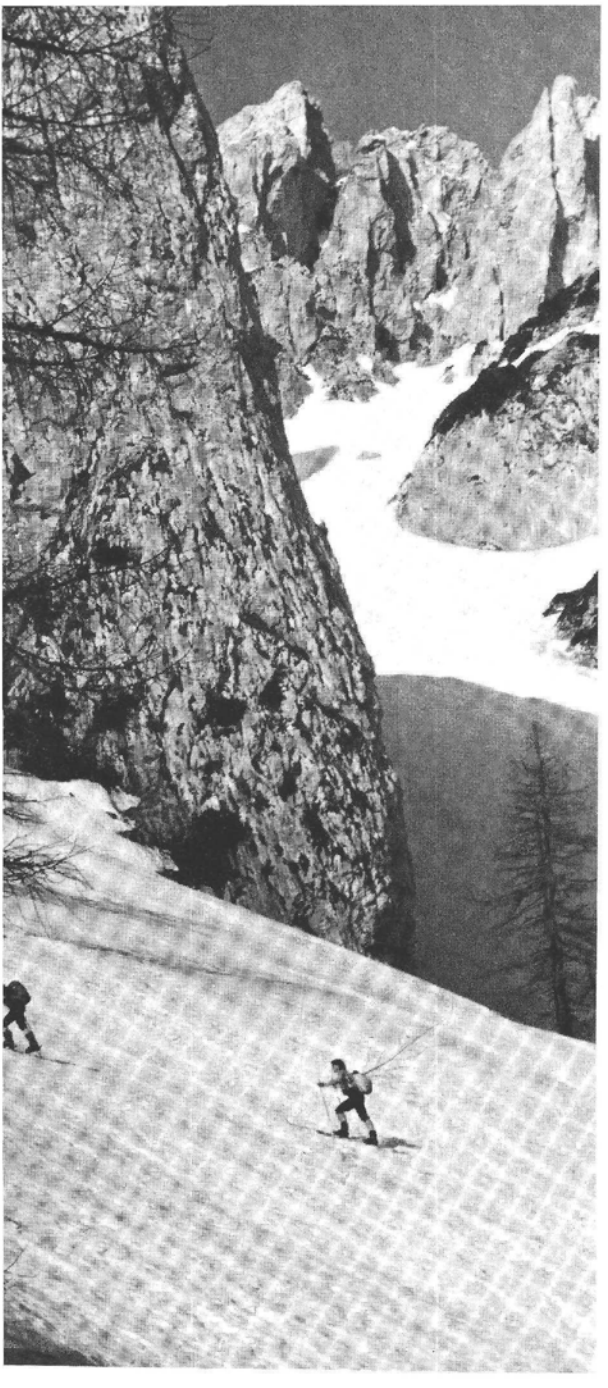
2. Mittelschwierige Frühjahrstouren (III)
Hieher gehören die Abfahrten durch die großen Kare der Nord- und Südseite.

Gr. Bischofsmütze (2455 m) – Eiskar und Kessel
Auch jenen Skifahrern, denen der verschneite und im oberen Teil meist vereiste Normalweg zu schwierig erscheint, ist die Ersteigung des der Südwand vorgelagerten Mützensockels sehr zu empfehlen. Die 1000-m-Abfahrten durch das Eiskar zur Aualm oder durch den Kessel zur Hofalm sind echte Firndelikatessen. – In schneereichen Jahren ist auch die Mützenschlucht – zumindest mit Firngleitern – zu befahren.

Obere Stuhllochscharte (2240 m) – Stuhlloch
Zwischen Mützenstock und Großwand ist der tiefe und langgezogene Schutt- und Trümmerkessel des Stuhllochs eingebettet. Hier hält sich der Schnee bis Ende Juni, und an schönen Frühlingssonntagen tummeln sich hier bis zu 50 Unentwegte. Die meisten aber scheuen den steilen Anstieg zur Oberen Stuhllochscharte, dabei ist die Abfahrt entlang der Bischofsmütze-Nordwand sehr eindrucksvoll und lohnend.

Großwand (2413 m) – Südflanke
Die Großwand, zweithöchster Gipfel des Gosaukammes, ist dessen höchster und schönster Skigipfel. Während sie nach Norden mit einer gewaltigen Felswand in das Weitgrieß abbricht, ziehen nach Süden gegen das Stuhlloch breite Rasen und Schrofenhänge, welche diesem Berg seinen Namen gaben (Großwand = ursprünglich Graswand). – Für den Bergsteiger, der durch das Stuhlloch ansteigt, bleibt es lange rätselhaft, wo da eine Skiabfahrt durch die Großwand-Flanke führen soll. Erst wenn man die höchste Kar-Schwelle unterhalb des markanten Stuhllochturmes erreicht hat, öffnet sich links eine schneerfüllte Rampe, die eine überraschend leichte Durchstiegsmöglichkeit durch die Grundmauern dieser Flanke gewährt. – Sie mündet in einen Sattel, von dem durch eine breite Mulde der Gipfel erstiegen wird. – Die Abfahrt durch diese Flanke und durch das Stuhlloch nach Annaberg (1200 bis 1400 Höhenmeter) wird selbst verwöhnte Skitouristen begeistern. – Vor der Schlüsselstelle, jener oben erwähnten Steilrampe, muß jedoch bei Hartschnee dringlichst gewarnt werden. – Beste Zeit: Mai.
Da die Großwand auch aus dem Armkar mit Skiern erstiegen werden kann (das letzte Stück ist sehr steil und gefährlich), ergibt sich die Möglichkeit der Überschreitung von Norden (Vorderer Gosausee) nach Süden (Annaberg); die größte und schönste Skitour im Gosaukamm!

Manndlscharte (2090 m) – Weite Zahring
Der Wortwitz, die Weite Zahring heiße so, weil sich der Anstieg durch dieses Kar so weit „zaht" (= zieht), stimmt im Frühjahr nicht. – Während man im Sommer mit einem Schutthatscher von 2½ Stunden rechnen muß, kann man über den harten Morgenfirn von der Körnerhütte in nur einer guten Stunde in der Manndlscharte sein. – Den Kletterern sei die Ersteigung des kühnen Schartenmanndls empfohlen. Nach einer kurzen Kletterei und einer luftigen Abseilreise ist die Weite Zahring dann richtig aufgefirnt.



Unter den Wänden des Linzerturms, rechts mündet die Wasserriese, im Hintergrund die Mandlkögel *G. Rabeder*

Weitscharte (1900 m) – Weitkar
Die auffälligste Einkerbung der Nordseite ist das Weitkar zwischen den Angersteinen und den Strichkögeln. Sein Hauptast beginnt mit einem kurzen Steilhang unter der Gr. Weitscharte, die sowohl von Süden (Körnerhütte) als auch von Norden (Scharwandhütte) bequem erreicht werden kann. Die 1000-m-Abfahrt zum Vorderen Gosausee hat prächtige Wedelhänge sowie ein sehr interessantes Steilrinnenstück beim Scharlingkogel, das sich jedoch rechts leicht umfahren läßt.

Die Steinriese
Die Steinriese, nördlich des Donnerkogels, ist bei den Skifahrern sehr beliebt, weil man durch die Benützung der Gosaukamm-Seilbahn den halben Anstieg sparen kann und weil dieser Schuttstrom direkt auf das Wirtshaus am Vorderen Gosausee zuzufließen scheint. – Wer sich nach mühsamem Anstieg und genüßlicher Abfahrt dort ein Bierchen vergönnt, kann seine Wedelspuren durch das Bierglas bewundern. – Am Fuß des Steinriesenkogels verästelt sich die Steinriese in zwei Teile, die wegen ihrer Steilheit schon zum nächsten Kapitel überleiten.

3. Steilrinnen (IV und V)
Es ist erstaunlich, wie hoch die vielen Rinnen und Schluchten in schneereichen Jahren mit Lawinenresten gefüllt sein können. Dadurch ergeben sich Abfahrtsmöglichkeiten, wo im Sommer beträchtliche Felsschwierigkeiten bestehen.

Sternkogelrinne
Als Sternkogel (2320 m) wird ein westlicher Vorgipfel des Hohen Großwandecks bezeichnet, der im Sommer nur selten besucht wird, da interessante Felsanstiege fehlen. – Eine Befahrung seiner in das Weitgrieß hinabführenden Nordostrinne (im Sommer Felsschwierigkeit III+) zählt zu den schwierigsten Skitouren im Gosaukamm und kann nur bei günstigsten Verhältnissen ausgeführt werden. Der Zustieg nimmt von der Kapelle auf der Hinteren Scharwandalm durch das Weitgrieß seinen Anfang. In dessen hinterstem Winkel beginnt die Rinne breit, verengt sich aber gegen oben immer mehr und führt äußerst steil unter die Gipfelfelsen. Die Sternkogelrinne kann man wegen ihrer Steilheit und Gefährlichkeit wirklich nur sehr erfahrenen Skibergsteigern empfehlen, Seil und Steigeisen soll man mithaben.

Manndlkogelschlucht
Darunter versteht man jene düstere Schlucht, die aus der Gamsriese in die Saurückenscharte emporzieht und von den senkrechten Wänden des Nördlichen Manndlkogels beschattet wird. Erst im späteren Frühjahr wird der überaus steile Schluchtgrund firnig. – Den Anstieg nimmt man am besten durch die Schlucht, weil man dabei die Schneebeschaffenheit studieren kann. Die Abfahrt ist im oberen Teil überaus eindrucksvoll und wegen der oft tiefen Lawinenrinnen sehr schwierig. Erst bei der Einfahrt in die breite Gamsriese werden die Hänge gemütlicher.

Wasserkar
Einzigartig ist die Form dieser zwischen Zahringzähnen und Scharwandspitzen eingebetteten Schuttwanne. Als einziges Kar des Gosaukammes hat es keine Verbindung mit dem Wandfuß. Lediglich eine schmale Schlucht, die von etwa 200 m hohen Wänden überragt wird, führt hinab in ein kleines Kar, den sogenannten Vorhof, das mit steilen Schrofenwänden zur Hinteren Scharwandalm abbricht. – Nur in schneereichen Jahren wird im Felswinkel beim Linzerturm ein über 20 m hoher, überhängender Kamin so mit Schnee angefüllt, daß eine Abfahrt möglich ist. Damit ist diese Steilabfahrt auch schon charakterisiert: abwechslungsreich, schwierig und gefährlich.

Strichkogelrinne
In der Strichkogelgruppe gibt es mehrere Rinnen, welche die steilen Schrofenflanken bis zu den Gipfelfelsen durchreißen. Die „Östliche Strichkogelrinne" ist ein Seitenast des Weitkares und endet knapp unterhalb der Skischarte am Hohen Strichkogel, zu der man durch das Tiefenkar gelangt. Da sie nach Osten gerichtet ist, firnt sie bald auf und bietet daher für sichere Fahrer keine Probleme.
Die „Nördliche Strichkogelrinne" mündet in die Steinriese und ist in zwei Äste gespalten, die beide wegen ihrer Nordlage und Steilheit große Anforderungen an den Skibergsteiger stellen. Der orographisch rechte Ast zieht zum Gipfelgrat des Niederen Strichkogels empor und ist wegen seiner Steilheit und Linienführung besonders hervorzuheben.

Eine für den Gosaukamm typische Steilabfahrt – von der Zahringscharte nach Süden *G. Rabeder*

Anschriften der Verfasser:
Dr. Gernot Rabeder,
3411 Weidling,
Vivenotweg 16/6
Gisbert Rabeder,
5350 Strobl a. Wolfgangsee,
Weißenbach 2

Wanderungen

HANNES LODERBAUER

VOM GOSAUSCHMIED ZUR GOISEREBENALM (1163 m)

So wie man ein hübsches Mädchen nicht sofort küßt und freit und als Gattin heimführt, so soll man auch den Gosaukamm nicht im Sturm erobern wollen. Vorfreude ist auch beim Wandern und Bergsteigen eine große Freude. Eine Wanderung über die Goiserebenalm ist eine Ouvertüre zur Wunderwelt des Gosaukammes.

Vom Gosauschmied führt ein Waldsträßchen und dann ein schmaler Pfad steil durch die Gr. Klamm hinauf zu den Almwiesen am Bärentalwald. Zahlreiche Namen wie Bärentalriedl oder Bärentalgraben usw. erinnern an die Zeit, in welcher noch Meister Petz dieses wildromantische Gebiet „besiedelte". Heute hängen die Melodien der Almglocken über den Weiden oder zwischen den urhaften, alten Gebirgsfichten. Der Blick von der Ebenalm, auch so wird sie besonders von den Einheimischen benannt, hinüber zum Gosaukamm ist einfach überwältigend. Seine gesamte Nordostflanke mit ihrer bizarren Gipfelkette schenkt sich in ihrer wilden Schönheit dem Beschauer. Bei klarem Wetter ganz nahe, schier zum Greifen, die hundert Gipfel, zwischen denen bis in den Sommer hinein steilste firngezierte Schluchten und Rinnen leuchten, ein Eldorado für Freunde des extremen Skifahrens. Wenn man Glück hat, sieht man sie sich von der Weitscharte in die Tiefe stürzen, in einer Entfernung von weniger als 1000 Meter Luftlinie, in der tief unten der Vordere Gosausee das schmale Tal beherrscht. Für Fotofreunde gibt es in diesem Almgebiet schier unerschöpfliche Motive mit jahrhundertealten Baumruinen als Vordergrund. Von der Alm führt der Steig hinab zum Gosausee. Einheimische und Jäger, eben solche, welche das Gebiet gut kennen, begehen mit Vorliebe einen oftmals nur teilweise sichtbaren Pfad über die ehemalige Roßrücken- und Naßtalalm und erreichen dann durch die Kogelgasse den Hinteren Gosausee. Das Fremdenverkehrsamt Gosau beabsichtigt, diese überaus romantische urhafte Wegroute zu markieren, um sie den Freunden des Wanderns zugängig zu machen.

DER JÖRG

Mit dem Gosaukamm, ja dem gesamten Dachsteingebirge ist der Name Steiner eng verbunden. Mit seinem Bruder Franz bezwang der „Jörg", so nannte ihn durchwegs die Bevölkerung, im Jahre 1909 die Dachsteinsüdwand. Damals eine großartige Leistung. Mit Nagelschuh und Alpenstange fiel die „Steierroute".

Den Großteil seines Bergsteigerlebens verbrachte der Jörg in Gosau. Das Licht seiner Bergheimat erblickte er am Fuß der Dachsteinsüdwand. 34 Erstbegehungen weist Steiners Führerbüchel auf. Letztmals traf ich ihn, vor einem furchtbaren Schneesturm bei einer Jagdhütte im Gosaukamm Schutz suchend, in deren Holzschuppen. Auf einem Hackstock bearbeitete der Jörg einen fast steingewordenen Brotlaib für eine Brotsuppe, weil der Nachschub fast eine Woche ausgeblieben war. Zweiundachtzigjährig schaute er noch bei den Alm- und Jagdhütten in Gosau nach dem Rechten.

Jörg Steiner *H. Loderbauer*

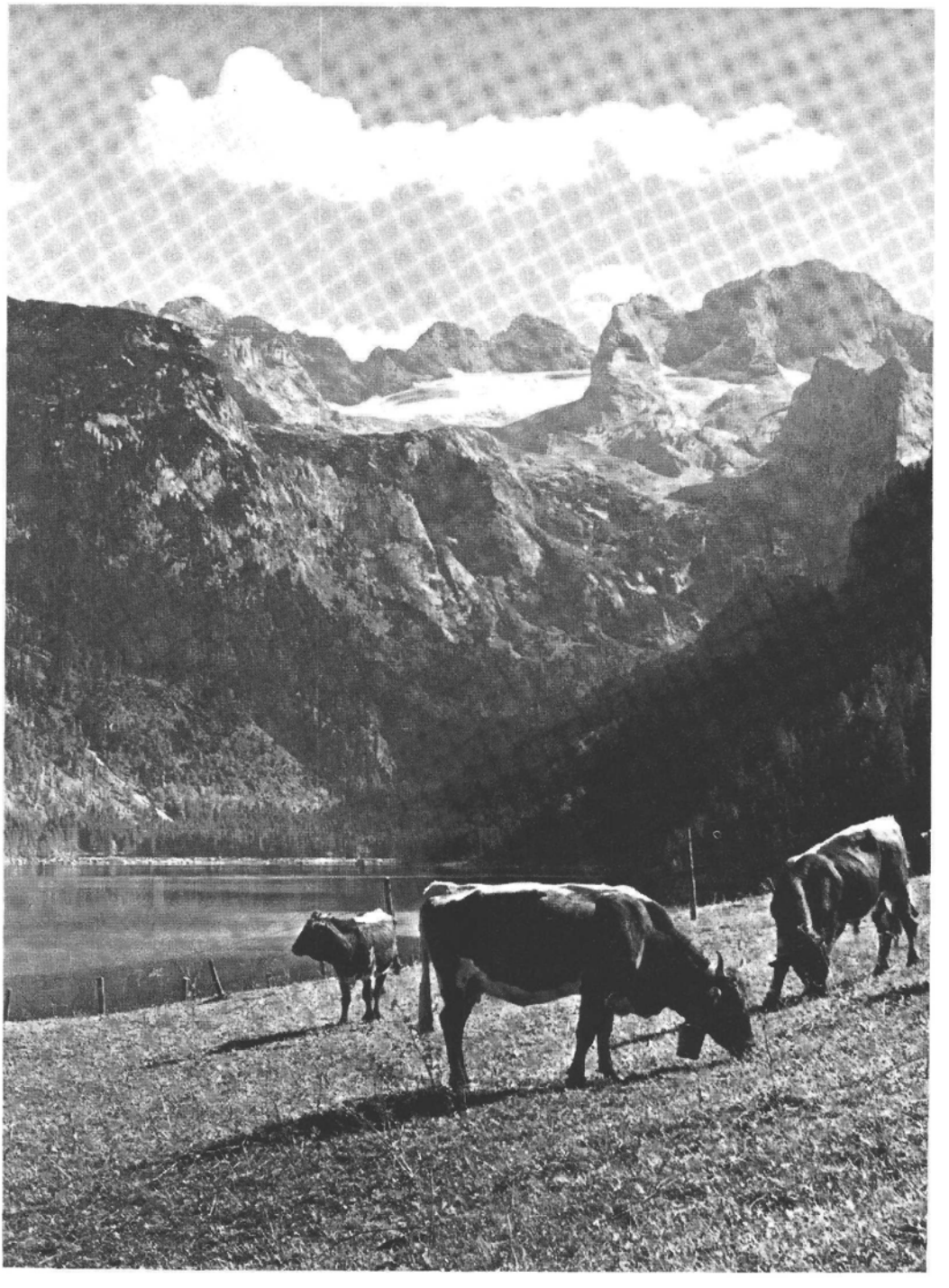
Georg Steiner liebte zeitlebens ein überaus freies Leben, ein Bergbursch, hart und fesch. Im Ersten Weltkrieg diente Jörg nur wenige Wochen, dem Militärdrill konnte er sich nicht unterwerfen, er zog sich in seinen Gosaukamm zurück, und keine der vielen Militärstreifen fand ihn. Weder Gipfel und Wände und Dirndln konnten dem feschen Jörg widerstehen. Seine Kinder, erzählt man, sind im Dachsteingebiet so zahlreich wie jene der Kaiserin Maria Theresia, diese hatte 16 an der Zahl. Als Jörg auf der Bischofsmütze mit „Grüß dich, Vater!" begrüßt wurde, sagte er lächelnd: „Von der wöllernen bischt denn?" („Von welcher bist du denn?"). Einen ausländischen Sommergast, welcher in der großen Wassertonne (Trink- und Kochwasser) vor der Simonyhütte ein Morgenbad nahm, zog er bei den Haaren heraus und verdrosch ihm den Hintern. – So lebt der Jörg wohl noch für lange Zeit im Volksmund und mit seiner „Steinerroute" weiter. Im 88. Lebensjahr nahm er für immer Abschied von seinen Bergen, von seinem „König Dachstein", den er im 80. Lebensjahr noch ohne Mühe bestieg.

RUND UM DEN GOSAUKAMM
8 bis 10 Stunden

Die „Umrundung" des Gosaukammes ist eine der schönsten, aber auch längsten Bergwanderungen in diesem großartigen Gebiet. Die gesamte Route ist gut markiert und nicht schwer. Mit einer Nächtigung in der Hofpürglhütte wird sie eine gemütliche Wanderung inmitten himmelstürmender Gipfel. Mit dieser Wanderung soll man schon am frühesten Morgen beginnen, wenn die ersten Sonnenlanzen die Gipfel küssen. Vom Vorderen Gosaukamm führt der Steig über die Klaus- und Krautgartenalm höhenwärts. Zwischen uralten Bäumen lugen zeitweilig die wilden Felsgestalten des Gosaukammes. Nach der Baumgrenze wird der Blick frei hinauf zum Däumling, einem der großartigsten Klettergipfel des gesamten Gebietes. So mancher Wanderer blieb hier schon Stunden in erregendem Staunen über die Kletterkünste mutiger Felsartisten. Der gesamte Gosaukamm bietet Kletterführen aller Schwierigkeitsgrade. Ein Eldorado bergsteigender Jugend.
Durch eine unberührte Urlandschaft schlängelt sich der Steiglweg hinauf zum Steiglpaß (2012 m, 4 Std.). Herrlich ist von hier der Blick zur Großen Bischofsmütze – dem höchsten Gipfel des Gosaukammes und wohl auch dem beliebtesten – und hinüber zum Dachstein und seinen Trabanten. 300 Meter tiefer ist bereits die Hofpürglhütte (1703 m) sichtbar. Steil geht's hinab zu den Graspolstern, welche sie umgrünen.
Von der Hofpürglhütte führt der Austriaweg, die gewaltige Westflanke des Gosaukammes querend, bis hinüber zur Zwieselalm. Über Wiesen, höhenauf, höhenab, über Almböden und Felspartien. Es ist ein großartiges Wandern, zur Rechten die immer mit neuen Felsgestalten aufwartende Flucht des Gosaukammes, westwärts blinken die Gletscher und Dreitausender der Hohen Tauern . . . dann locken bereits die Milchtöpfe der Stuhlalm; Almmilch, in Felshöhlen gekühlt, eine Köstlichkeit an warmen Sommertagen.
Im Raume der Stuhlalm lädt auch die Theodor-Körner-Hütte zur Einkehr. Großartig ist der Blick über die weiten Almböden, hinweg über das mächtige Stuhlloch, zur alles beherrschenden Bischofsmütze. Vieh weidet, Glocken bimmeln. Im Almgras liegen und – glücklich sein!
Weiter führt dieser herrliche Höhenweg. Wenn im Frühsommer in den Rinnen und Schluchten, welche gequert werden müssen, noch Schnee liegt, ist größte Vorsicht geboten. Abrutschgefahr! An den Südflanken leuchtet im Frühjahr der goldgelbe Peterstamm in verschwenderischer Fülle.
Etwa um die achte Wanderstunde wird die Zwieselalm erreicht. Wer ganz fit ist, kann noch den Großen Donnerkogel besteigen. Nach der Umrundung des Gosaukammes tut ein Bad im kühlen Gosausee gut und wohl und gibt neuen Auftrieb für den Weiterweg.

GROSSER DONNERKOGEL (2054 m)
(2 Stunden von der Zwieselalm)

Ein großartiger Gipfel inmitten einer grandiosen Felsszenerie und ein „Zweitausender", den jeder besteigen kann. Der Steig ist nicht zu verfehlen und gut markiert. Er führt nach Verlassen der Almböden durch den Latschengürtel, in dem im Jahre 1957 ein furchtbarer Brand wütete. Dieses vegetationsmäßig fast vollkommen tote Gebiet dokumentiert wie kaum wo in den Alpen, was ein achtlos weggeworfener Zigarettenstummel anrichten kann. Wohl auf Gene-



König Dachstein (3004 m) mit Gosausee *H. Loderbauer*

rationen hinaus ist alles, was hier so prächtig grünte und blühte, vernichtet.
Doch bald wird diese Öde durchstiegen. Liebliche Bergblumen säumen den Steig, immer prächtiger wird die Aussicht.
Bald schon spürt man die Gipfelnähe, sanfter wird der Hang, und dann wächst das Gipfelkreuz in das tiefe Blau des Hochgebirgshimmels. Die Fernsicht von diesem Berg, dem nördlich höchsten des gesamten Gosaukammes, ist unbeschreiblich schön und reicht bis zu den Dreitausendern der Hohen Tauern.
Und trotzdem kehren die Blicke immer wieder zu den Felskulissen zurück, welche in unmittelbarer Nähe ihre ganze Wildheit dokumentieren. Türme, Grate, Wände und tiefe Schluchten, die einen schier erschauern lassen. Vor dem Bergschuh schießt die Felswand kerzengerade hinab in den Gosausee. Als Klettergarten von unendlicher Schönheit und Reichhaltigkeit präsentiert sich von diesem Gipfel aus die Gipfelflucht des gesamten Gosaukammes bis zur Großen Bischofsmütze. Und über diesem Meer von Gipfeln und Türmen ragt der alles beherrschende König Dachstein, umflort vom Hermelin des Gosaugletschers.
Der Gipfel des Großen Donnerkogels ist nicht umsonst eines der Pflichtziele zum Erwerb der begehrten „Gosauer Bergsteigernadel"!

VON GOSAU AUF DIE ZWIESELALM

Ohne Vorschußlorbeeren zu vergeuden, die Zwieselalm ist eine der schönstgelegenen Almen im gesamten österreichischen Bergraum. Kaum wo sind himmelstürmende Berge, gleißende Gletscher, urhafte Wälder und ausgedehnte Almwiesen so glücklich und harmonisch vereint, wie in diesem Eldorado der Wanderschuhe. Durch den Bau der Gosaukammseilbahn ist es heute jedem Menschen möglich, mühelos dorthin zu gelangen. Ein Besuch der Zwieselalm gehört auf alle Fälle zu einem Urlaub im Salzkammergut, im Gipfelreigen des Gosaukammes. Von Gosau steigt man zum Kalvarienberg und auf dem sogenannten „Herrenweg" in gemütlichem Anstieg den sonnigen Höhen zu. Almhütten und Weiden säumen den Weg. Vor so manchem Hüttlein kann man verschnaufen, aus einem Bergquell kühles Wasser schlürfen oder im Grase liegen und die Wände und Türme und Grate des Gosaukammes bewundern.

Wegweiser *Hl-Loderbauer*

In insgesamt drei Stunden erreicht man die Zwieselalmhöhe und das Alpenvereinsschutzhaus. Bei all dem Schauen und Staunen ins weite Rund kehren die Blicke immer wieder zu den himmelstürmenden Bergzinnen, nicht umsonst auch als „Gosauer Dolomiten" bekannt, und dem gletscherumflossenen Dreitausender des Salzkammergutes, den „König Dachstein" zurück, dessen Gosaugletscher sich tief unten im blauen Gosausee spiegelt.

Anschrift des Verfassers:
Hannes Loderbauer
Traunsteinstraße 41
4810 Gmunden

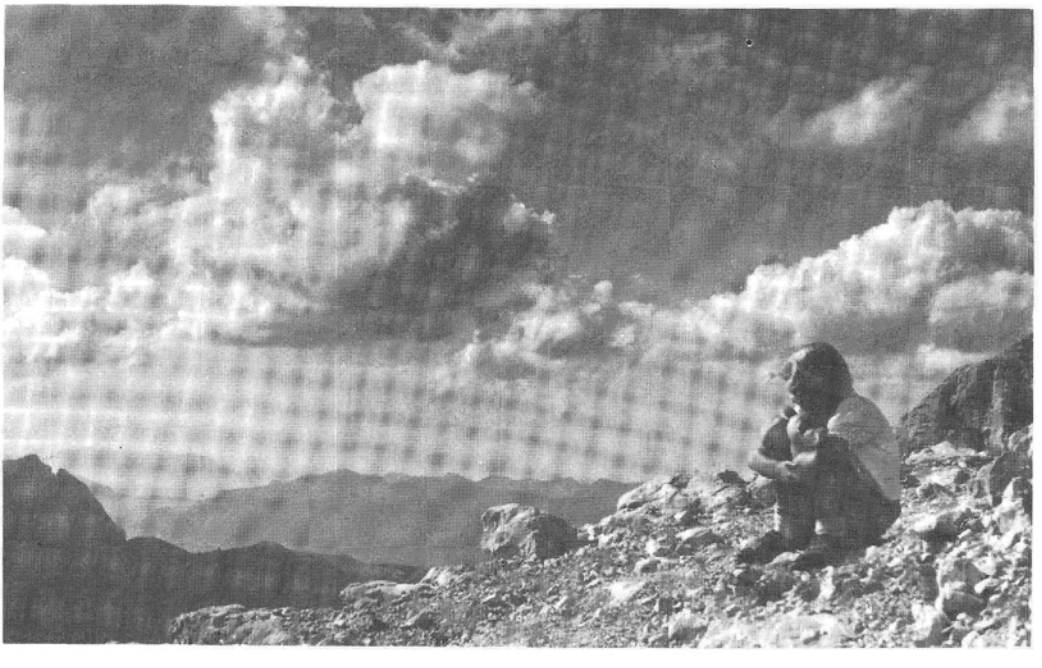
Erlebnisse im Gosaukamm

LISL MANDL

Ein Fehler bergbegeisterter Eltern,
oder: Achtung Giftschlange!

Wir stiegen mit unserer kleinen Tochter Ingrid von Annaberg zur Theodor-Körner-Hütte im Gosaukamm auf. Es ist eine ganz kleine Alpenvereinshütte, sehr nett an der Waldgrenze gelegen. Nach einer Mittagsrast gingen wir hoch hinauf, auf die weiten Almböden der Stuhlalm. Da stand der Angerstein vor uns, ein Berg, der klobig in den blauen Himmel ragt und den Wunsch erweckt, hinaufzusteigen, um von dieser Kanzel weit ins Land zu schauen. Ein markierter Steig mit einigen ganz leichten Kletterstellen führt hinauf. Ich kannte den Weg und so beschlossen wir, noch weiter zu gehen. Doch unser kleines Töchterlein war davon nicht begeistert, schon nach dem ersten Stück Weg durch die Latschen fing sie zu raunzen an: „Ich mag nicht mehr weitergehen, es ist mir sooo heiß, ich bin müde . . ." usw. Sie setzte sich auf einen großen, flachen Stein und wollte hier bleiben. Wir dachten, hier kann ihr nichts geschehen und sagten: „Leg dich auf die Steinplatte, ruh dich aus, schlaf ein bisserl, wir steigen sehr schnell zum Gipfel und sind bald wieder da". Das war unserer kleinen Tochter recht und mein Mann und ich stiegen rasch bergwärts. Oben hatten wir einen schönen Blick zu der Vielzahl der Gipfel des Gosaukammes und ich freute mich darüber, da ich vor einigen Jahren im dichten Nebel hier heroben gewesen war. Doch nun rasch wieder hinunter. Die Sonne stach heute wirklich sehr heiß. Was wird unser Töchterlein machen? Aber wo war sie denn??? – Als wir zu der Steinplatte kamen, wo wir sie zurückgelassen hatten, lag dort statt ihrer eine dicke schwarze Bergotter und sonnte sich. Unser Schreck war groß und wir riefen voll Angst nach Ingrid, denn die Bergottern sind genau so giftig wie Kreuzottern. Zum Glück meldete sich unser Kind: „Hier bin ich!" und wir sahen sie unweit im Schatten unter einer Latsche sitzen. „Was ist passiert?" Sie erzählte: „Eine schwarze Schlange ist zu mir auf den Stein gekommen, doch ich wollte nicht, daß sie sich mir auf den Schoß setzt, da habe ich ihr meinen Platz über-

Kind am Angerstein *L. Mandl*



lassen und sie hat sich dort schlafengelegt". „Hat sie dich nicht gebissen?" „Nein, ich war ja lieb zu ihr". Das war noch einmal gut gegangen! Doch allein haben wir unser Töchterlein nie mehr zurückgelassen.

ERLEBNISSE MIT GEMSEN

Gipfelwettstreit

An einem trüben Tag wanderten wir vom Gosausee über den Steiglweg, vorbei an der Scharwandhütte, zur Hinteren Scharwandalm mit der Gedächtniskapelle. Nach steilem, sehr romantischem Aufstieg erreichten wir das Wasserkar, aus dem wir auf das Scharwandeck stiegen. Eine interessante, etwas brüchige Gratkletterei führte uns auf die Scharwandspitze. Die Nebel umspielten uns von allen Seiten und da tauchte der Scharwandturm kurz beleuchtet aus den Schwaden auf. Natürlich wollten wir uns auch noch diesen Gipfel holen. Als wir hinaufkletterten, schluckte uns wieder der Nebel. Gerade wollten wir den Gipfel betreten. Plötzlich kam kurz vor uns, von der anderen Seite ein großer, schwarzer Gamsbock auf den Gipfel. Wir erstarrten und schauten einander ganz entgeistert an. Der Gamsbock stampfte mit seinen Hufen auf, schnaubte, und seine schwarzen Augen funkelten. Anscheinend wollte er uns aus seinem Revier vertreiben. Da wir stehen blieben, drehte er sich majestätisch um und sprang die Steilflanke des Turmes hinunter. Wir schauten ihm erschrocken und bewundernd nach, bis er im Nebel entschwand.

DER HOHE KALMBERG (1833 m) – EINSAMER BERG

Der Kalmberg ist ein wunderschöner Aussichtsberg, der viel zu wenig begangen wird, obwohl eine Stunde unter dem Gipfel, auf der Hohen Scharte, die nette Goisererhütte des OeAV, 1592 m, steht. Sie ist den Sommer über gut bewirtschaftet und lädt auch zur Nächtigung ein. Der Hohe und der Niedere Kalmberg liegen zwischen Gosau und Bad Goisern im Salzkammergut. Von Gosau beginnt die Aufstiegsmarkierung (Nr. 880) im Vordertal an der Straße beim Schmied (Egger) und führt in 2½ Stunden über die schön gelegene Iglmoosalm zur Goisererhütte. Von Bad Goisern kann man die Goisererhütte auf zwei Wegen erreichen: über Markierung 880 ab der Traunbrücke, vorbei an Almhütten, dann steiler hinauf zur Notstandshütte nahe der Unteren Schartenalm und hinauf zur Goisererhütte in 3½ Stunden. Der sogenannte Winterweg mit der Markierung 884 führt über Hoch Muth – im Winter Skilift – und über den Kniekogl (Notunterstand) und Sonnwendkogel zur Goisererhütte. Diese Strecke kann auch im Winter mit Fellen begangen werden und ist eine alpine Skiabfahrt. Für den Gipfelaufstieg zum Hohen Kalmberg von der Goisererhütte aus braucht man eine knappe Stunde. Er führt immer ungefähr am Grat entlang und ist mit Nr. 885 markiert. Man kommt bei einer interessanten Höhle vorbei, der „Kalmooskirche". Hier sollen in der Gegenreformationszeit heimliche Gottesdienste der evangelischen Christen abgehalten worden sein, und die Höhle diente auch als Unterschlupf für Verfolgte.

Eine schöne Wanderung ist auch die Überschreitung der beiden Kalmberge (Nr. 888), wobei einige leicht versicherte Stellen zur Tiefen Scharte zu überwinden sind, durch Wald hinunter nach Goisern. Eine längere und schwierigere Überschreitung führt von der Goisererhütte über den Wilden Jäger, 1842 m, zum Gamsfeld, 2028 m, Nr. 882, und weiter bis zur Postalm, Nr. 879; in 6 bis 7 Stunden. Vom Gamsfeld kann auch nach Rußbach abgestiegen werden, Nr. 875.

Der Hohe Kalmberg ist sicher einen Besuch wert; ein weiter Rundblick lohnt die Tour, besonders schön ist der Tiefblick zum Hallstätter See, umrahmt von Sarstein und Dachsteingebirge mit dem Gosaukamm.

Anschrift der Verfasserin:
Lisl Mandl
Hardtgasse 30/19/3
1190 Wien

Ist der Alpenverein auf dem richtigen Weg?

LOUIS OBERWALDER

„Mit dem Alpenverein auf dem richtigen Weg", der Slogan findet Gefallen. Das Urheberrecht haben die Grazer. Inzwischen fahren nicht nur steirische Pkw mit dem Aufkleber auf der Heckscheibe, bundesweit ist auch ein Plakat im Einsatz. Ein Bergsteiger auf Silbergrund demonstriert die selbstbewußte Aussage, die nicht nur die AV-Wege im Gebirge, sondern auch die Ideale und Ziele einschließt, für die der Alpenverein geradesteht.

In einem ORF-Gespräch, in dem es um die Frage der Kirchenzugehörigkeit ging, argumentierte ein Teilnehmer: „Wenn jemand bergsteigen kann, ohne dem Alpenverein anzugehören, so kann ich auch beten, ohne einer Kirche anzugehören!" Der Vergleich fiel mir auf den Kopf. „Bergsteigen" wird immer noch mit „Alpenverein" geradezu selbstverständlich assoziiert, was zu erfahren fallweise gut tut. Dazu aber kommt die im Vergleich implizierte Frage: Bergsteigen nur mit dem Alpenverein?

Sicher nicht. Wie man beten kann, ohne einer Kirche anzugehören, kann man auch bergsteigen, sogar extrem bergsteigen, ohne dem Alpenverein anzugehören. Der Alpenverein ist und war nie das Tor, das jemand passieren mußte, um in die Berge zu kommen. Gründer und Nachfahren verstanden sich nie als alleinige Gralshüter des Hochgebirges. Die Wächterfunktion lag all den Männern und Frauen eher fern – die Bergwacht ist kein Kind des AV, und die Naturschutz-Wache im großen Rahmen wird nur mühsam in den Aufgabenkatalog übernommen – wohl aber steht die Förderung des Bergsteigens seit den Gründertagen als Forderung Nummer 1 im Zielkonzept des Vereins.

I

„Zweck des Vereins ist, das Bergsteigen und Wandern im Gebirge zu fördern, die Kenntnis der Hochgebirge zu erweitern und zu verbreiten, die Schönheit und Ursprünglichkeit der Bergwelt zu erhalten und so auch die Liebe zu Volk und Heimat zu pflegen und zu schützen."

Ganz ähnlich auch der DAV. Bergsteigen und Bergwandern sind von der Satzung und vom Selbstverständnis des Alpenvereins her sosehr Mittelpunkt allen Tuns, daß man sie in der Diskussion um Schwerpunktsetzungen und neue Tätigkeiten außer Frage stellen konnte. Dafür aber gerieten nachgeordnete, weil dem Bergsteigen dienende Funktionen, in die Mitte von Vereinsbetriebsamkeit und im Alltag der Sektionen fallweise zu einer Verselbständigung. Ein Beispiel sind die Hütten, die nicht selten Arbeitsleistung und Mittel einer Sektion zur Gänze in Anspruch nehmen. Die Veränderungen in der Mitgliederstruktur fördern diese Gewichtsverlagerungen.

1. Mit Stolz verkündet der Jahresbericht 1975, der OeAV habe die Traummarke von 200.000 Mitgliedern überschritten, der DAV führt nahezu 300.000 Mitglieder. Aus einem elitären Bergsteigerverein ist ein Massenverein geworden. Diese Entwicklung war nicht zwangsläufig, sie ist von Sektionsführungen und der Gesamtvereinsleitung gewollt und betrieben worden. Warum 500.000 Menschen beim Alpenverein sind, kann nur vermutet, nicht aber auf Grund umfassender Erhebungen belegt werden. Dies gilt auch für die Frage: wieviele Mitglieder sind aktive Bergsteiger? Daß alle Mitglieder eine positive Einstellung zur Bergnatur haben, ist anzunehmen. Das Ausbildungsniveau, das sich auf Kenntnisse über Formenschatz, Fauna und Flora, Witterung und Gefahren, auf ein Nahverhältnis zum Bergbewohner, hochalpine Kenntnisse, Geübtheit im Bewegen, und Erfahrung im Verhalten, bezieht, ist sehr unterschiedlich und im hohen Maße ungenügend. Wenn heute ein Vorsitzender für seine Sektion die Forderung aufstellen wollte, jedes Mitglied in den Altersgruppen zwischen 16 und 60 soll in der Lage sein, ohne Führer, sicher und mit körperlichem und seelischem Vergnügen einen Iler zu machen, müßte man sein Vorhaben als utopisch ansehen.

Dieser Kritik werden Funktionäre mit der Flucht nach vorne begegnen und auf das erweiterte Angebot verweisen, das auch den Nichtbergsteiger, durch Sport, Hobbys und organisierte Ausflugsfahrten betreut. Es spricht nichts gegen ein reichhaltiges Freizeitangebot als Ergänzung, alles aber gegen eine Verselbständigung von nachgeordneten Tätigkeiten, die eine Sektion zu einem Sportverein oder Reisebüro machen könnten.

2. Bergsteigen ist viel mehr als Sport, ist Selbstverwirklichung des Menschen nach seinen individuellen Bedürfnissen. Gilt Leo Maduschkas Aussage vom „Bergsteigen als romantische Lebensform" auch heute noch uneingeschränkt für den Großteil der Extremen, so spannt sich der Bogen existenzieller Erlebnisvielfalt bis in die stillen Gefilde einfachen Bergwanderns. Häufige Interviews mit Spitzenbergsteigern und eine kaum mehr übersehbare Bergsteigerliteratur vermochten die Frage nach dem Warum des Leistungsbergsteigens bis heute nicht zu beantworten. Das Bergwandern ist von der Motivation und seinem Erlebnisgehalt her leichter zu analysieren. Wolfgang Brezinka sieht darin den „goldenen Schlüssel zum Leben mit der Natur". Der Bergwanderer entfernt sich aus der bloßen Zuschauerrolle des Auto- oder Seilbahntouristen. Wie von selbst fällt der unnatürliche, aggressiv hastende Großstadtstil von ihm ab. Er findet den natürlichen Rhythmus wieder, handelt und lebt aus eigener Kraft. „Wer wandert, kann nur mitnehmen, was er selbst mühelos tragen kann. Dadurch erfährt er am besten, wie wenig man eigentlich braucht."
Die Entwicklung zur Massentouristik hat dem Bergsteigen und Bergwandern sicher einiges von ihrer Exzentrik genommen. Geblieben aber sind weite Felder der Freiheit und des Abenteuers, individualistische Entfaltung, Naturbezug und körperliches Training; ein pädagogischer Komplex, dessen gesellschaftliche Bedeutung mehr und mehr erkannt wird.
3. Noch nie erhielten wir für unser Tun so vorzügliche Qualifikationen, noch nie bliesen Trend und Mode soviel Aufwind ins grüne AV-Segel. Da ist es nur selbstverständlich, daß sich Konkurrenz einstellt, um lukrative Marktanteile für sich in Beschlag zu nehmen. Der gesunde Wettstreit zwischen den alpinen Verbänden steht hier nicht zur Diskussion. Vielmehr ist es der Kommerz, der bereits mächtig ins Geschäft steigt, attraktive Bereiche des Hochgebirges in sein Angebot und dem Alpenverein Primogenitur- und Urheberrechte aus der Hand nahm – und nimmt –, ohne seine sekuläre Leistung auch nur mit einem Linsengericht zu honorieren.
Allenthalben umstehen die Vereinsväter das behördlich geschützte Edelweiß und sehen resignierend davonschwimmende Felle und die Emanzipation im Verein gezeugter und aufgezogener Kinder wie z. B. das Bergführer- und Bergrettungswesen.
Die Genugtuung, Urheber, Führer und heute fallweise noch Begleiter einer Integration der Anoekomene, des einst gefürchteten, den Göttern vorbehaltenen Hochgebirges, in die Lebensmitte unserer Freizeitgesellschaft zu sein,

Messestand der S. Graz *S. Amsüss*

wird von alarmierenden Begleiterscheinungen beeinträchtigt: es sind vor allem die zunehmende Verschmutzung des Ödlandes und die oft perfekt geplante Zerstörung der Hochgebirgsnatur. An beiden beklagten Prozessen sind auch Vereinsmitglieder erheblich beteiligt.
Aber nicht nur der Kommerz versucht sich der Vorleistungen des Alpenvereins zu bedienen und ihn gleichzeitig in Reservate abzudrängen. Auch die Behörde, die mit der bürokratieeigenen Verzögerung und Umständlichkeit hinter der Entwicklung her reglementiert, bedient sich der Erfahrung und der Einflußmöglichkeiten des Alpenvereins bei ihren Entscheidungsfindungen in mangelhafter Weise.
So beobachten Führung und Mitglieder in vornehmer Distanz, wie die Früchte hundertjähriger Arbeit von cleveren Epigonen eingebracht und der Berg „vermarktet" wird. Der unbefangene Zeitgenosse aber weiß oft nicht zu unterscheiden, ob der Alpenverein seine moralische Autorität für lebenswichtige Fragen der Gesellschaft vorenthält, oder ob die Strategen dieser Gesellschaft seinen Einfluß auf die Meinungsbildung zu verhindern wissen.

II

Der lückenhaft skizzierte Hintergrund des 500.000-Mitglieder-Vereins, wenn OeAV und DAV in gemeinsamer Funktion gesehen werden, ist bereits vielen seiner Mitarbeiter einsichtig. Die Diskussion über notwendige Korrekturen im Ziel-, Marketing- und Organisationskonzept des Vereins ist im vollen Gange. Daß die Gespräche emotional und fallweise auch wenig systematisch geführt werden, liegt in der familiären Atmosphäre eines Vereins und sei niemandem zum Vorwurf gemacht. Im Zielkonzept bieten sich drei Alternativen, in der Organisationsentwicklung zwei Richtungen an:
1. Der Alpen-Massenverein schrumpft sich – dies wäre nur mehr in einem Gewaltakt möglich – zurück in den elitären Bergsteigerverein und pflegt seine Ideale introvertiert zu Nutz und Frommen der einer harten Auslese unterzogenen Mitglieder.
2. Der Alpenverein versteht sich als die große alpine Service-Stelle, mit vielfältigen Dienstleistungen ähnlich einem Touring-Club. Im Zentrum dieser Service-Funktion steht das große Hüttenangebot, das nach mehr wirtschaftlichen Gesichtspunkten geführt, den AV zu einem gigantischen alpinen Beherbergungsbetrieb machen könnte. Alpine Ausbildung, Tourenvermittlung und Führung, Information und Ausrüstungsberatung, Versicherungsschutz und Begünstigungen werden dabei von der Zielsetzung her kaufmännisch kalkulierte Angebote, die ein adäquates Marketingkonzept mitbedingen. Die Organisationsentwicklung müßte zu einem straff zentralistisch geführten Verein nach Vorbild eines Großunternehmens vorangetrieben werden. Der Manager löst die ehrenamtliche, gremiale Vereinsführung, der gutbezahlte Profi den Mitarbeiter aus Idealismus ab.
3. Der Alpenverein konzentriert sich auf seine kulturelle Funktion und setzt auf Grund eines Wertkonsensus die Rangordnung seiner Ziele. Bei unveränderten Grundsatzzielen werden eine Reihe von Modifikationen und neuen Schwerpunktsetzungen notwendig sein. Jede Aktivität aber muß hinterfragt und durch das genannte Wertsystem abgedeckt sein, das wie ein goldenes Dach „Kernzone und Vorfelder" überspannt. Der Alpenverein versteht sich grundsätzlich als Treuhänder der alpinen Erholungslandschaft, als Beauftragter für Forschung und Lehre in allen Belangen des Bergsteigens, als Ausbildner und Führer für den technischen Bereich, als Einführender in die alpine Natur und alpenländische Kulturlandschaft und als Förderer von Gemeinschaften, die man nach heute üblichem Terminus als Sozialphase des Bergsteigens sehen kann. Er stellt sich überall dort als Experte zur Verfügung, wo gesellschaftspolitische Entscheidungen seinen Zielkatalog berühren. Daß sich auch dieses kulturelle im Wesen volksbildnerische Konzept nach Zielgruppen, Bedürfnissen, Mitgliederwünschen orientieren muß, ist selbstverständlich. Es bleibt aber grundsätzlich kopflastig zugunsten klar formulierter Ziele, um vor einer Entartung in Richtung Warenhaus gefeit zu sein. Die Methoden des „Verkaufs" der vorwiegend ideellen Angebote und die Frage der gezielten Imagepflege sind grundsätzlichen Fragen nachgeordnet und sollten sich in nützlicher Vorsicht nach Vorbildern in der Wirtschaft ausrichten. Die Organisation des Vereins läßt sich bei diesem Konzept am einsichtigsten in ihrer lediglich dienenden Funktion nachweisen. Sie kann als Zuweisung von Mitarbeitern, Organisations-, Sach- und Geldmitteln zur Erreichung der Ziele verstanden, niemals auf den ehrenamtlichen, von seinen Wertvorstellungen motivier-

ten Funktionär verzichten. Dies nicht von der Armut her, die jedem Kulturverein eigen ist, als vielmehr um des ideellen Reichtums willen. Dabei wiegen die Ideen und das Engagement, das der Amateur beizutragen in der Lage ist, ebenso wie sein Geschenk an Kommunikation und Hilfsbereitschaft. Regionale Anpassung und Nachbarschaft in Landeszusammenschlüssen fördern zusätzlich eine Organisation, die sehr empfindsam, individuell und eigenständig im Detail reagieren und arbeiten muß.

III

Bleibt die Frage, welche Konzeption mit aller Kraft entwickelt und verwirklicht werden soll. Sie beantwortet sich – so scheint es zumindest mir – aus der Vorfrage: wem dient der Alpenverein? Sich selbst als Organisation, einzelnen Funktionären, einem zum Fetisch gemachten imaginären Berg oder den Menschen – denen, die in die Berge gehen und denen, die in den Bergen leben? Die Antwort hat die über hundertjährige Geschichte des AV längst gegeben. Fallweise Ausnahmen – versponnene und auf Vorteil bedachte Funktionäre gibt es auch da und dort bei uns – bestätigen die Regel: Der Alpenverein dient dem Menschen.

Vorrang haben die Mitglieder in ihren persönlichen Wünschen und Erwartungen. Dabei wird in allen Sektionen das Bemühen verstärkt werden müssen, die Kerngruppe, die eine Gesinnungsgemeinschaft darstellt und gemeinsam tätig wird, Mann um Mann und Frau um Frau zu erweitern. Appelle und Repressalien sind dazu unnütze Methoden. Da jedem Menschen eine Gemeinschaft nur soviel wert sein kann, als er für sie zu opfern bereit ist, sind neue Wege der Integration der Mitglieder durch Mitgestaltung und Mitverantwortung des Vereinslebens zu suchen.

Ein Meinungsbildungsprozeß muß aber auch die Randschichten unserer Mitglieder erfassen. Dazu sind neue Methoden ihrer Einbindung in einen oft erst zu schaffenden Informationsfluß zu überlegen. Unbeschadet von mehr innerer Substanzentwicklung ist dem Konsumbedürfnis aller Mitglieder durch vermehrte und verbesserte Dienstleistungen Rechnung zu tragen. Die Rangordnung aber bleibt: der Alpenverein ist zuerst Erlebnis- und erst in Ergänzung Dienstleistungsverein.

Inwieweit der Alpenverein auch ein Haus der offenen Tür für Nichtmitglieder sein kann und seine Informations- und Beratungsdienste, fallweise auch eine Teilnahme am Gemeinschaftsleben denen anbietet, die sich nicht als Mitglieder binden wollen, wird mehr eine Kapazitäts- als Grundsatzfrage sein, da die Öffnung nach allen Bevölkerungsgruppen und -schichten schon längst vollzogen ist. Zumindest der Jugend gegenüber sollte diese Offenheit, wo immer sie leistbar ist, zum Grundsatz werden. Unserer unruhigen, nach neuen Inhalten und Formen suchenden Jugend bietet der Berg ein Bewährungsfeld ohnegleichen. Nicht zuletzt beinhaltet gemeinsames Bergsteigen die Chance, echtes demokratisches Verhalten einzuüben in einer Weise, wie wenige andere Exerzierfelder unserer Gesellschaft.

Das Gewicht des Alpenvereins in der Öffentlichkeit als Experte und Schiedsrichter ist nicht nur Ergebnis seiner Mitgliederzahlen. Autorität hat immer mit Können und Tugend zu tun, der Erfolg ihres Einsatzes freilich mit der Anwendung von Methoden und Strategien. Diese waren bisher nicht die Stärke des Vereins.

Die Frage der Kräfte- und Kostenteilung zwischen Gesamtvereinsführung und Sektion ist nachgeordnet und als Organisationsproblem von Fall zu Fall zu lösen. Grundsätzlich lebt der Verein in den Sektionen, sie leisten die Basisarbeit. Der Gesamtverein fördert die Sektionen und wird den Mitgliedern gegenüber nur dort tätig, wo Sektionen dies nicht vermögen. Unbeschadet dieser Hilfestellung im zweiten Glied bleibt ihm die Führungs- und Kooperationsaufgabe und die Repräsentanz nach außen.

Die Herausforderung, die der Alpenverein in unserer Gesellschaft erfährt, ist vor allem die zu einer Qualifizierung seiner Ziele und zu einer Optimierung seiner Angebote. Beides ist nur leistbar über den guten, den geschulten Mitarbeiter. Neue Formen der Mitarbeiterförderung – sie schließt Gewinnung, Ausbildung, Einsatz und Belohnung mit ein – sind heute der neuralgische Punkt unseres Vereins. Auf sie mündet die Frage, ist der Alpenverein auf dem richtigen Weg?

Anschrift des Verfassers:
Prof. Louis Oberwalder
VA-Vorsitzender
Klausnerstraße 4
6020 Innsbruck

Frauen im Alpenverein

RICHARD GRUMM

Nicht erst im „Jahr der Frau" 1975, sondern auch früher schon wurde in vereinzelten Aufsätzen und sogar in Buchform (s. z. B. „Von der Krinoline zum 6. Grad" der Frau v. Reznicek, wovon ein Vorabdruck im Jahrbuch 1967 erschien) über höchst beachtliche bergsteigerische Leistungen als Beitrag von Frauen zur alpinen Geschichte berichtet. Diese erreichten mit der Ersteigung des Mt. Everest (8848 m) durch die Japanerin Tabej und die Tibeterin Pathong (diese als Teilnehmerin einer chinesischen Expedition) auch höhenmäßig ihren absoluten Gipfel und stellten die „volle Gleichberechtigung" des angeblich schwachen Geschlechts auch auf diesem Gebiet eindrucksvoll unter Beweis.

Nun könnte man freilich einwenden, daß es sich dabei zumeist doch um Einzelerscheinungen handle und das Bergsteigen in der Hauptsache ein „Männersport" sei. Das mag vielleicht für die Anfangszeiten des Alpinismus und unseres Alpenvereins gegolten haben, aus der uns nähere Angaben über den „Frauenanteil" leider fehlen. Immerhin läßt sich aber feststellen, daß erstmals 1865 Frauen in den (damals noch im Jahrbuch veröffentlichten) Mitgliederlisten aufscheinen.

Hier soll allerdings nicht von der Rolle der Frau als Bergsteigerin die Rede sein, sondern vielmehr von ihrem mehr oder weniger sichtbar werdenden Wirken im Verein. Und da wird man — auch ohne genaue Zahlen zu nennen — sicher sagen können, daß sie entscheidend dazu beigetragen hat, daß der Alpenverein ein „Familienverein" werden konnte, sehr zum Unterschied etwa vom Schweizer Alpen Club, der heute noch keine Frauen aufnimmt und sich als reiner Männerbund darstellt. Dies ist auch der Grund, daß sich dort die Frauen – allerdings in verhältnismäßig weit geringerer Zahl – in dem nur Frauen und Mädchen zugänglichen Schweizer Frauen Alpen Club zusammengeschlossen haben.

In den drei Nachfolgevereinen des alten DuOeAV, dem Deutschen Alpenverein, Österreichischen Alpenverein und Alpenverein Südtirol nehmen hingegen die Frauen seit langem einen sehr beachtlichen Anteil ein, der heute schätzungsweise im allgemeinen sicher über einem Drittel liegen dürfte. Genaue ziffernmäßige Angaben hierüber fehlen leider, weil ja die weiblichen AV-Mitglieder je nach Alter und Lebensstand in allen Mitgliederkategorien vertreten sind, die gleichen entsprechenden Beiträge entrichten und daher in den Markenabrechnungen nicht gesondert ausgewiesen werden. Die einzige Quelle für eine Untersuchung der geschlechtermäßigen Schichtung unseres Mitgliederstandes bieten sohin die Jahresberichtsbogen der Sektionen und Zweige, die aber leider auch zum Teil nur summarische Angaben enthalten und zudem für den Verfasser nur aus dem Bereich des OeAV zur Verfügung standen. Es darf aber wohl angenommen werden, daß die Ergebnisse auch für die beiden Brudervereine wenigstens annähernd gelten, wofür auch der Vergleich mit den vom DAV dankenswerterweise für das Jahr 1975 bekanntgegebenen Ziffern spricht.

Bleiben wir also zunächst beim OeAV, so ergibt sich für das Jahr 1975 folgendes Bild in runden Zahlen:

Gesamtmitgliederstand: 200.000
davon männlich: 120.000
weiblich: 80.000 – davon 56.000 über und 24.000 unter 25 Jahren.

(Diese Altersgrenze ist deshalb maßgeblich, weil sie beitragsmäßig A- und B-Mitglieder trennt, wobei auch weibliche Mitglieder über 25 Jahren, sofern sie nicht mit einem Mitglied verheiratet sind, den vollen Beitrag entrichten.)

Angesichts des Umstandes, daß hier die Frauen also mit zwei Fünftel oder 40 Prozent am Gesamtmitgliederstand beteiligt sind, erscheint die von Prof. Oberwalder, dem nunmehrigen Verwaltungsausschußvorsitzenden des OeAV, in dessen „Mitteilungen" (Heft 3/4 von 1975) gestellte Frage durchaus berechtigt, welchen Anteil denn nun die zahlenmäßig so gewichtigen Frauen an der Führung des Alpenvereins bzw. ihrer jeweiligen Zweigvereine nehmen. Was tut der Verein und was tun sie selbst, um ihre besonderen Kenntnisse und Erfahrungen, aber auch ihre besonderen Anliegen im Rahmen unserer Gemeinschaft entsprechend zur Geltung zu bringen und durchzusetzen?

Auch zur Anwort auf diese Frage mußten zunächst wieder die Sektions-Jahresberichte herhalten, die wenigstens über die Besetzung der von der Satzung geforderten wichtigsten Ehrenämter im Vereinsvorstand (Ausschuß) Auf-

schluß geben. Dieses Bild ist allerdings schon deshalb sehr unvollständig, weil es daneben eine ganze Reihe wichtiger Ämter und Aufgaben im Rahmen einer Sektion gibt, die nicht in dieser Aufstellung enthalten sind und sicher auch in vielen Fällen von Frauen wahrgenommen werden.

Aus der Vor- und Zwischenkriegszeit und erst recht für die Kriegsjahre selbst sind die Unterlagen leider vielfach verloren gegangen, es fehlte aber auch die Zeit, alle Berichtsbogen für jedes einzelne der letzten 30 Jahre auszuwerten. Es wurde deshalb versucht, wenigstens an Hand einiger Zahlen und ihrer Gegenüberstellung im Abstand von zehn bzw. fünf Jahren den jeweiligen Stand zu erfassen und die daraus ersichtliche Entwicklung in der nachfolgenden Übersicht darzustellen. Dabei ist als sicher anzunehmen, daß in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg, als die Männer, die früher die Verantwortung in den AV-Sektionen trugen, teils gefallen, teils noch in Kriegsgefangenschaft, durch die Sorgen um den Lebensunterhalt ihrer Familien oder anderweitig am Einsatz für den Verein behindert waren, vielfach ihre Frauen in die Bresche springen mußten und – wenn auch oft ungenannt und unbedankt – entscheidend am Wiederaufbau auch unseres Vereinswesens beteiligt waren.

Für die Folgezeit stellt sich ihre Mitwirkung wie folgt dar, wobei für den DAV die Vergleichszahlen nur für 1975 vorliegen.

Es mag in diesem Zusammenhang vielleicht auch die Frage interessieren,

aus welchen Berufsgruppen stammen unsere Mitarbeiterinnen?

(Die Unterlagen hierüber sind aus den Sektions-Jahresberichten des OeAV von 1975 entnommen)

Von den insgesamt 117 in den engeren Ausschüssen (nach Tabelle 2) tätigen Frauen waren

52 Angestellte
24 Beamtinnen im öffentlichen Dienst (vorwiegend Lehrerinnen)
19 Hausfrauen
8 selbständig Erwerbstätige
8 Pensionistinnen und
6 ohne Berufsangabe

Wie man sieht, ist das weitaus am häufigsten von Frauen besetzte Amt das des *Schriftführers*; aber auch die verantwortungsvolle Aufgabe des *Schatzmeisters* ist ihnen in beachtlicher Zahl anvertraut, und eine Reihe von Sektionen legt die gesamte *Jugendbetreuung* in die Hände einer Frau. Dazu muß allerdings gesagt werden, daß im OeAV (der seine Sektionen satzungsmäßig zur Führung einer Jugendgruppe verpflichtet) fast in jeder Sektion Frauen in der Jugendarbeit tätig sind. Das beweist die hohe Zahl von insgesamt rund 150 Jugendführerinnen und 100 Jungmädelführerinnen, die von der Bundesjugendführung evident gehalten und mit regelmäßigen Aussendungen beteilt werden.

Von den derzeit sechs Landesführerinnen der OeAV-Jungmädelschaften ist eine (zusammen mit einem Jugend-Landesführer) seit 1974 als ständiger Gast dem Hauptausschuß beigezogen, um dort die besonderen Belange der weiblichen Jugend zu vertreten, und im DAV führt seit Beginn 1975 eine Frau sogar die gesamte Jugendarbeit im Verwaltungsausschuß München! Wie sehr und mit welch erfreulichem Erfolg

Mitarbeit von Frauen im (engeren) Sektionsausschuß

Jahr	Anzahl der Zweigvereine	davon Ausschüsse mit Frauen	ohne Frauen
1950	135	48 (35,5 %)	87 (64,5 %)
1960	150	51 (34 %)	99 (66 %)
1970	157	73 (46,5 %)	74 (53,5 %)
1975	165	98 (60 %)	67 (40 %)
(DAV	289)	159 (55 %)	130 (45 %)

Welche Ämter in den Sektionen bekleiden unsere Frauen?

Jahr	Ausschüsse mit Frauen	darin Frauen tätig als: Vorsitzende	stellv. Vorsitzende	Schriftführer	Schatzmeister	Jugendwart
1950	48			31	20	2
1960	51			37	14	3
1970	73			52	25	12
1975	98		2	75	29	11
(DAV	159)	2	1	93	43	4

man sich im OeAV um den Aufbau und die Betreuung eigener Mädchengruppen im Jungmannschaftsalter bemüht hat (sie werden 1953 erstmals als Jungmädelschaften erwähnt) beweist, daß 1962 eigene Landesführungen für sie errichtet wurden und ihre Zahl bis 1970 schon auf 150 Gruppen angestiegen war. Es darf wohl angenommen werden, daß der in fast allen Jahresberichten der sechziger Jahre wiederholte Aufruf, „möglichst frühzeitig aus diesen Reihen Kräfte zu verantwortlicher Mitarbeit in den Sektionen heranzuziehen", sich auch im stärkeren Ansteigen der weiblichen Ausschußmitglieder bemerkbar gemacht hat.

Es besteht wohl kein Zweifel, daß die Sektionen bei der gerade in den letzten Jahren auch vom Gesamtverein sehr geförderten Einrichtung von Jugend- und Sektionsheimen ebenso auf die tatkräftige Mithilfe geschickter Frauenhände rechnen durften, wie dies seit je bei der wohnlichen Ausstattung unserer Schutzhütten der Fall war.

Wenn von unseren Hütten die Rede ist, muß wohl auch daran erinnert werden, welche entscheidende Rolle für die Bewirtschaftung und den Ruf einer Hütte der guten Wirtin als Seele des Betriebes zukommt. Nicht umsonst haben ganze Generationen von Bergsteigern das Lied dieser wackeren Frauen gesungen, die ihnen mit mütterlicher Obsorge und freundlicher Gastlichkeit auch und gerade in schweren Zeiten die Hütte oft als wirkliche Zuflucht erscheinen ließen!

Nicht vergessen sollen bei den berufsmäßig mit dem Alpenverein verbundenen Frauen unsere meist ebenso tüchtigen wie unermüdlichen Büro- und Schreibkräfte in den Kanzleien des Gesamtvereins wie der Sektionen sein, die durch ihre oft weit über die Dienstpflicht hinausgehende Einsatzfreude an der Schreibmaschine oder im vielfältigen Getriebe der Geschäftsstellen ganz entscheidend zum Gesamterfolg und Aufstieg des Alpenvereins dies- und jenseits unserer Grenzen beigetragen haben.

Schließlich wollen wir uns besonders dankbar jener Frauen erinnern, die ihre Kräfte und Fähigkeiten auf dem Gebiet der Publizistik im Alpenverein und einzelnen Sektionen als verantwortliche Schriftleiterinnen verschiedener Zeitschriften zur Verfügung gestellt haben – nicht zuletzt bei unserem gemeinsamen Jahrbuch – und dies hoffentlich auch weiterhin mit gleichem Erfolg wie bisher tun.

Nicht immer widerfährt unseren Frauen eine so hohe und verdiente Ehrung, wie wir sie erst in diesen Tagen aus dem Nachrichtenblatt der Akademischen Sektion Wien erfahren durften: Dort ist berichtet, daß am 12. März 1976 „für das durch volle 24 Jahre vorbildlich ausgeübte, mühevolle wie wichtige Amt der Führung der geldlichen Sektionsangelegenheiten" Frau Doktor Erika Swoboda-Neumann einstimmig und unter großem Beifall zum ersten weiblichen Ehrenmitglied ernannt wurde. Daß ihr letzter Vorgänger in dieser Ehrung vor 40 Jahren Hofrat Pichl war, unterstreicht deren hohen Wert ebenso wie der Umstand, daß sich unter den insgesamt nur zehn Männern, mit denen sie diese Ehrung teilt, so klangvolle Namen der Alpenvereinsgeschichte finden wie Karl v. Adamek, Viktor Hinterberger, Raimund v. Klebelsberg, Albrecht Penck, Rickmer Rickmers und Johann Stüdl.

Sicher können nicht alle Frauen und Mitarbeiterinnen in unseren Reihen – und schon gar nicht die ungezählten Frauen der im und für unseren Alpenverein tätigen Männer – so würdig für alle ihre Mühen und Opfer bedankt werden, aber eines können und sollten wir tun: ihnen und ihrer Arbeit den gebührenden Platz in unserer Gemeinschaft einräumen, ihr Können und Wissen und ihre Hilfe dankbar annehmen und in vermehrtem Maße für die Zukunft erbitten. Es wird sicher nur zum Besten unseres Alpenvereins geschehen, wenn wir in jeder Sektion, und nicht zuletzt auch im Gesamtverein, Frauen und Männer vereint am Werk finden.

Dr. Richard Grumm
Generalsekretär des OeAV
Wilhelm-Greil-Straße 15
6020 Innsbruck

Alpiner Leistungslauf Planei – Hauser Kaibling der Sektion Haus i. E.: Erste-Hilfe-Station in Gföhl am Hauser Kaibling. Aufgabe war „Versorgung eines Verletzten durch fachgerechtes Anlegen eines Verbandes". Die Teilnehmerin einer Dreiermannschaft ist Mitglied der JGMä Haus.
W. Bastl

Rettungsdienst im Gebirge – einst und jetzt

ELMAR JENNY

Österreich ist zu zwei Dritteln von Bergen bedeckt, der größte Teil der Ostalpen entfällt auf sein Bundesgebiet. Zugleich mit der Erschließung der Alpen wurde auch klar, daß *der Unfall im Gebirge* große Unterschiede zu jenem im Flachland aufweist, insbesondere im Hinblick auf Geländebeschaffenheit, klimatische Verhältnisse, Nachrichtenübermittlung, Bergung, Transportwege und Zeitfaktor.
Der *Aufbau eines Rettungssystems im Gebirge* ist eng verbunden mit der Geschichte des Alpenvereins (AV):

1862 Gründung des OeAV in Wien,
1869 Gründung des DAV in München mit Sektionen in Österreich,
1873 Zusammenschluß zum DuOeAV.

Nach Einführung eines einheitlichen alpinen Notsignals kam es bereits 1896 zur Gründung eines „Alpinen Rettungsausschusses in Wien", bald darauf auch eines solchen in München – beide in ihrem Wirkungskreis beschränkt auf ein begrenztes Gebiet. 1898 wurde die „Alpine Rettungsgesellschaft in Innsbruck" gegründet – mit Ausdehnung ihrer Tätigkeit auf das gesamte Arbeitsgebiet des DuOeAV. In der Erkenntnis, daß die Hilfeleistung bei alpinen Unfällen „nicht nur eine Pflicht der Nächstenliebe sei, sondern auch im Interesse des Fremdenverkehrs liege", wurde schließlich in der Generalversammlung des DuOeAV *1902* in *Wiesbaden* ein *Organisationsplan des alpinen Rettungswesens* vorgelegt und genehmigt:
Neben der *Ausstattung der Schutzhütten mit Rettungsmitteln* (Seile, Tragbahren, Verbandszeug) auf Kosten der Sektionen wurde besondere Wichtigkeit der Einrichtung eines Nachrichtendienstes zugemessen – damals nur realisierbar in Form eines weitverzweigten Netzes von *Meldeposten* sowie der Schaffung einer Vielzahl von *Rettungsstellen* an den Ausgangspunkten hochalpiner Unternehmungen. Während die Hauptaufgabe der Meldeposten darin bestand, die Rettungsstellen von Alpinunfällen durch zuverlässige Boten, gegebenenfalls mit Wagen oder Reittieren, Telefon, Telegraf, verschiedentlich auch durch Brieftauben zu be-

Alter Rettungsschlitten um 1900 *Archivbild*

nachrichtigen, hatten diese Rettungsstellen – unter qualifizierter Führung stehend – Vorsorge in personeller und materieller Art zu treffen, das heißt, für alpine Rettungseinsätze geeignete, ortskundige freiwillige Helfer – bei Bedarf auch bezahlte Hilfskräfte – aufzubieten, weiters Rettungsmittel auf Kosten des Gesamtvereins bereitzustellen und instandzuhalten; wenn nötig für die Mitwirkung von Gendarmerie und Militär zu sorgen, sowie die Koordinierung von Rettungseinsätzen durchzuführen.

Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges blieb der alpine Rettungsdienst innerhalb des Alpenvereins verankert. Als zu diesem Zeitpunkt aber der Fortbestand des Alpenvereins bedroht schien, wurde – um die von allen Seiten als lebensnotwendig erkannte Rettungstätigkeit im Gebirge auch für die Zukunft zu sichern – im Jahre *1947* der selbständige *Österreichische Bergrettungsdienst* (ÖBRD) gegründet.

So wie bis zu diesem Zeitpunkt vom Alpenverein (vor allem nach den großen Kriegen) für das Rettungswesen, sehr oft unter Zurückstellung anderer Vereinsaufgaben, große finanzielle Opfer gebracht wurden, nehmen *OeAV und DAV* auch heute noch großen *Einfluß auf das Bergrettungswesen*:

1. Der Alpenverein stellt über 80 Prozent der Bergrettungsmänner aus seinen Reihen und gewährt diesen eine ermäßigte Mitgliedschaft (B-Mitglied),
2. jährliche Subvention des OeAV an den ÖBRD,
3. Weiterentwicklung und regelmäßige technische Überprüfung von Bergrettungsgeräten auf Kosten des AV,
4. Verwendung des auf den AV-Schutzhütten eingehobenen „Bergrettungsgroschen" zu zwei Dritteln – außer für Punkt 2 und 3 – für die Ausstattung der Schutzhütten mit Rettungsgeräten sowie deren Instandhaltung durch die vereinseigene Zeugstelle und großzügige Unterstützung der Sektionen bei der Erstellung von Funksprech- oder Funktelefonanlagen durch Subventionen und günstige Darlehen. Ein Drittel des „Bergrettungsgroschens" wird an die Landesstellen des ÖBRD abgegeben.
5. Unfallversicherung der Rettungsmannschaften auf Vereinskosten.
6. Herausgabe alpiner Lehrschriften, verfaßt meist von Fachleuten des AV und Abgabe an ÖBRD-Männer zu niedrigst kalkulierten Preisen,
7. Förderung der Vereinheitlichung alpiner Rettungsgeräte und -methoden durch aktive Mitgliedschaft bei der „Internationalen Kommission für Alpines Rettungswesen" (IKAR),
8. Tätigkeit eines ehrenamtlichen Sachwalters für Rettungswesen im Verwaltungsausschuß des AV, dem zur Erfüllung seiner Aufgaben neben den Mitteln des „Bergrettungsgroschens" (s. o.) auch Lizenzgebühren aus Herstellung und Verkauf der für den Alpenverein patentierten Bergrettungsgeräte sowie von AV-Lehrschriften zur Verfügung stehen,
9. Verleihung des „Ehrenzeichens für Rettung aus Bergnot" (= Grünes Kreuz) für besondere alpine Rettungstaten an verdiente Bergrettungsmänner.

Wenn man vom Rettungsdienst im Gebirge spricht, ist der Vollständigkeit halber auch das Kapitel *Unfallverhütung* zu erwähnen.

Auch auf diesem Gebiet hat der Alpenverein durch seine Hüttenbauten, Errichtung und Erhaltung von Weganlagen, Markierungen, Führerausbildung, Entwicklung des Kartenwesens und Einrichtung einer Bergsteigerschule einen großen Beitrag geleistet. Der Erfolg der vereinsinternen Bemühungen um eine solide alpine Grundausbildung der AV-Mitglieder wird aus Tab. 1 augenscheinlich.

ALPINE UNFÄLLE VON OeAV-MITGLIEDERN IN PROMILLE DER MITGLIEDERZAHL

JAHR	‰
1963	1,5
1964	1,3
1965	1,2
1966	1,2
1967	1,07
1968	0,9
1969	0,91
1970	0,67
1971	0,78
1972	0,74
1973	0,77
1974	0,66
1975	0,61

TAB. 1

Während in der Vergangenheit die Besucher alpiner Räume durchwegs Mitglieder von Bergsteigerverbänden waren, welche auch für eine entsprechende Unterweisung hinsichtlich des Verhaltens in den Bergen sorgten, bricht heute – bedingt durch die explosionsartige Erschließung hochalpiner Räume durch Lifte und Bergbahnen – ein Besucherstrom in das Gebirge ein, dem größtenteils jegliche Kenntnis der objektiven und subjektiven alpinen Gefahren, zumindest aber das Vermögen ihrer Einschätzung mehr oder weniger fehlt. Wenn auch hier die Lift- und Seilbahngesellschaften – in sehr unterschiedlichem Engagement –, häufig unter Einschaltung des Österreichischen Bergrettungsdienstes, für Sicherheit und Unfallhilfe sorgen, so kommt es doch erfahrungsgemäß immer wieder zur Konfrontation des alpinen Laien mit den durch keine technischen Mittel völlig zu bannenden alpinen Gefahren, z. B. Lawinen auf Skipisten. Um die Öffentlichkeit, vor allem die von alpinen Vereinen nicht erfaßten touristischen Massen, auf die vielschichtigen Probleme der Sicherung vor Berggefahren im Sommer und Winter hinzuweisen, wurde *1968* das *„Österreichische Kuratorium für Sicherung vor Berggefahren"* ins Leben gerufen, dem neben allen an diesem Problemkreis interessierten nationalen Institutionen auch Wissenschaftler und zahlreiche namhafte Experten der großen alpinen Organisationen als Mitglieder und Berater angehören.

Welche Bedeutung einer alpinen Grundschulung zukommt, zeigt am besten die Statistik über *Lebendbergungen* beim Lawinenunfall, aus welcher hervorgeht, daß 40 Prozent aller Verschütteten, die sich nicht selbst befreien konnten, durch *sofortige und richtige Kameradenhilfe* und nur 9 Prozent durch eine organisierte Rettungsmannschaft lebend geborgen werden konnten.

Eine Verminderung echter Alpinunfälle im Bereich technisch erschlossener hochalpiner Räume wäre wohl nur dadurch möglich, daß den alpinen Verbänden bei Planung und Durchführung derartiger Vorhaben mehr Mitspracherecht eingeräumt würde.

Von den statistischen Erhebungen über reine *Pistenskiunfälle* seien nur einige Zahlen genannt, welche deren wirtschaftliche und volksgesundheitliche Bedeutung – rangmäßig unmittelbar hinter den Verkehrs- und Arbeitsunfällen stehend – ermessen lassen:

Nach Erhebungen von „Mikrozensus" ereignen sich in Österreich pro Jahr 55.000 Skiunfälle erheblichen Charakters auf Pisten, d. h. 0,0010 bis 0,0013 Promille aller durch Bergbahnanlagen beförderten Personen wurden verletzt abtransportiert.

Nach Schwarzenbach wurden im Winter 1973/1974 vom Parsennrettungsdienst in der Schweiz allein 628 Skiunfälle abtransportiert, wovon 594 einer ärztlichen Behandlung bedurften.

Derselbe Autor berechnet die Ausgaben für den Winterrettungsdienst allein im Pistenbereich von Klosters – Davos mit mehr als einer Million Schweizerfranken pro Jahr.

Und nun zurück zum *organisierten Rettungsdienst im Gebirge*, wie wir ihn heute *in Österreich* finden:

Das alpine Rettungswesen liegt in der Hand des Österreichischen Bergrettungsdienstes *(ÖBRD)*, welcher ein *funktionstüchtiges bodenständiges Rettungssystem* für Bergung, Erstversorgung und Transport von Verunglückten im Gebirge darstellt.

Von zweitrangiger Bedeutung – trotz größter technischer Fortschritte in den letzten Jahren – ist der Flugrettungsdienst. Zweitrangig deshalb, weil er – abgesehen von finanziellen und organisatorischen Belangen – von Wetter, Tageszeit und Sichtverhältnissen abhängig ist. In vielen Fällen, besonders im *Katastrophenfall*, stützt sich der ÖBRD auf die Mithilfe des qualifizierten Alpinpersonals bzw. der Alpineinheiten der *Bundesgendarmerie*, *Zollwache* und des *Bundesheeres*.

Ein Bild über *Organisation und Ausrüstung des ÖBRD* ergibt Tab. 2.

ORGANISATION UND AUSRÜSTUNG DES ÖBRD
STAND 1975

ORTSSTELLEN	289
MELDESTELLEN	1437
RETTUNGSMÄNNER	7638
BERGRETTUNGSÄRZTE	187
SANITÄTSWARTE	261
LAWINENHUNDE	174
AUSRÜSTUNG	
STAHLSEILGERÄTE	266
RETTUNGSSEILE	1286

ABSEILSITZE	218
GEBIRGSTRAGEN	309
SEILWINDEN	98
SCHIVERSCHRAUBUNGEN	284
AKJA	736
LAWINENSONDEN	5059
ELEKTRONISCHE LAWINEN-SUCHGERÄTE "PIEPS I"	848
BEATMUNGSGERÄTE	39
SPRECHFUNKGERÄTE	480
EINSATZFAHRZEUGE	21
DIENSTHÜTTEN	62

TAB. 2

Darüber hinaus kann sich der ÖBRD bei seinen Einsätzen auf die bereits erwähnten *Bergrettungs- und Sanitätsgeräte* auf den *450 AV-Schutzhütten* (OeAV 270, DAV 180) im ganzen österreichischen Alpengebiet stützen, welche einen Gesamtwert von rund vier Millionen Schilling darstellen.

Neben der bereits fortgeschrittenen Ausstattung der einzelnen ÖBRD-Ortsstellen mit *tragbaren Sprechfunkgeräten* leisten bei Anforderung und Durchführung von hochalpinen Rettungseinsätzen die *stationären Nachrichtenanlagen auf den AV-Schutzhütten* wertvollste Hilfe: Während noch im Mai 1972 nur 60 AV-Hütten eine Nachrichtenverbindung ins Tal hatten, sind seither in Erkenntnis der großen Bedeutung besonders für den alpinen Rettungsdienst – auf Grund eines 1972 gemeinsam von OeAV und DAV erstellten langfristigen Konzepts weitere 58 AV-Hütten nach einem vorliegenden Dringlichkeitsplan und mit großer finanzieller Unterstützung durch die Gesamtvereine mit *drahtlosen Funktelefon- oder Sprechfunkanlagen* versorgt worden (siehe Tab 3).

Über die *Einsatztätigkeit des ÖBRD* sowie erfolgte *Hubschrauberrettungseinsätze* geben Tab. 4 und 5 Aufschluß. Der *Bergrettungsmann* ist auf Grund seiner vielseitigen und gediegenen Ausbildung als hochqualifizierter Helfer im Gebirge anzusehen, an den höchste charakterliche, bergsteigerische, rettungstechnische und sanitätsmäßige Ansprüche gestellt werden. Eine entsprechende Sonderausbildung gewährleistet die erforderliche Heranbildung von Spezialisten *(Lawinenhundeführer, Bergrettungsärzte, Sanitätswarte, Flugretter).*

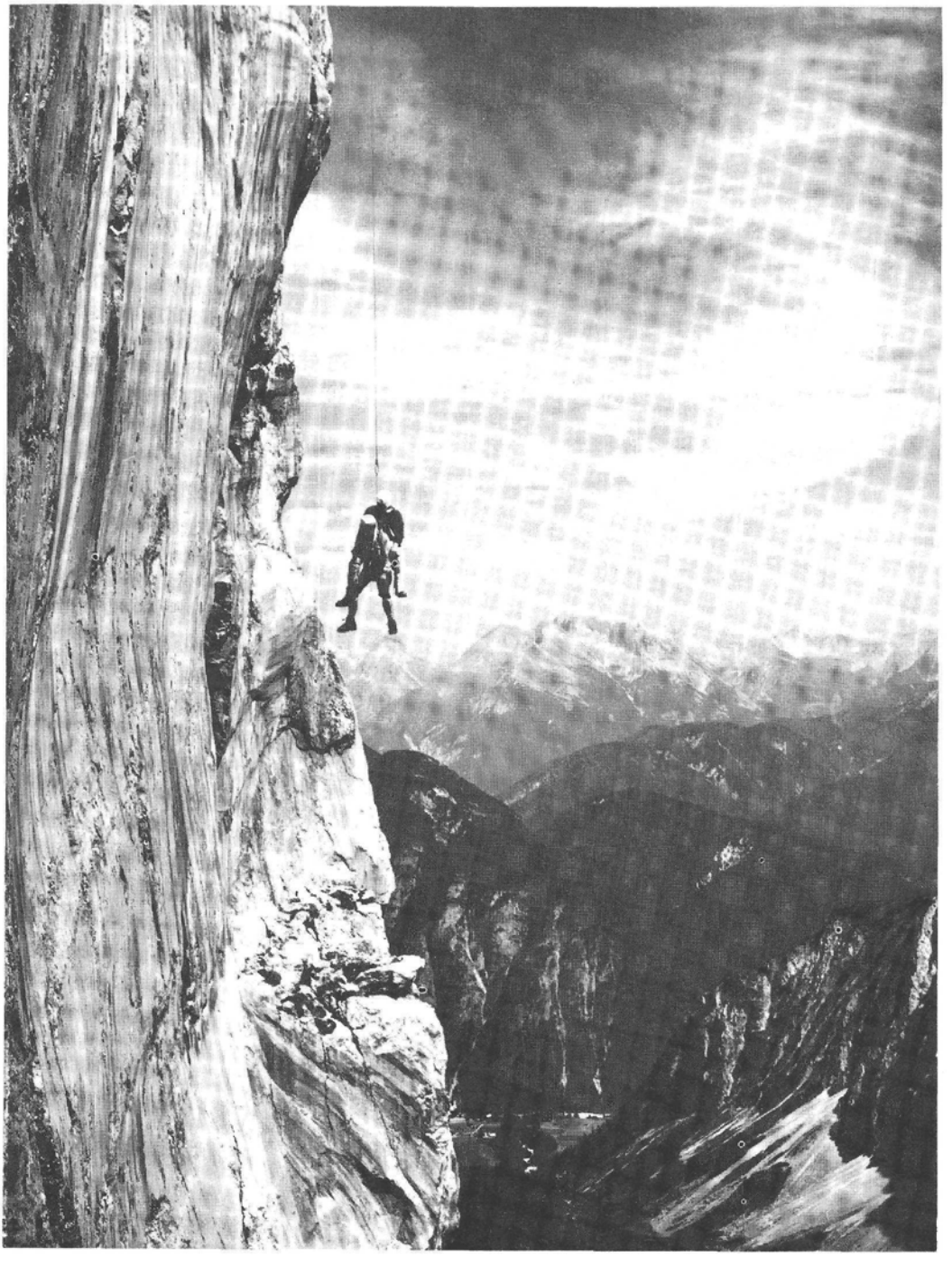
Was alle diese Männer auszeichnet, ist der große Idealismus, mit dem sie ihre Aufgabe erfüllen. Als finanzielle Entschädigung für seinen anstrengenden und gefährlichen Einsatz erhält der Bergrettungsmann 30 Schilling pro Stunde. Während in der Steiermark und in Oberösterreich der Bergrettungsdienst für AV-Mitglieder bereits zum Nulltarif übergegangen ist, werden in den übrigen Bundesländern die reinen Bergungskosten allen Verunglückten noch verrechnet.

Wenn der im Gebirge Verunglückte das nicht seltene Glück hat, von einem österreichischen Rettungshubschrauber – in den meisten Fällen mit einem Arzt an Bord – geborgen zu werden,

NACHRICHTENVERBINDUNGEN DER AV-HÜTTEN

	OeAV-HÜTTEN		DAV-HÜTTEN	
	Okt. 1975	(1972)	Okt. 1975	(1972)
TELEFON	33	(26)	15	(14)
SPRECHFUNK	21	(11)	30	(12)
FUNKTELEFON	8	(1)	11	(0)
	62	(38)	56	(26)

TAB. 3



Schüsselkarspitze-S-Wand, Bergung mit Trag- und Abseilsitz *H. Wagner*

ÖBRD - TÄTIGKEIT 1975

	GESAMT	WINTER			SOMMER		
		PISTEN - EINSÄTZE	FELS/EIS - EINSÄTZE	SONSTIGE BERGREGION	FELS - EINSÄTZE	EIS - EINSÄTZE	SONSTIGE BERGREGION
GESAMTZAHL DER EINSÄTZE	6.974	68,45 %	1,85 %	15,54 %	6,52 %	0,83 %	6,81 %
davon VERMISSTENSUCHEN	302	10,26 %	6,95 %	26,49 %	31,13 %	2,32 %	22,85 %
LAWINENEINSÄTZE	58	39,65 %	10,35 %	50,00 %	-	-	-
BLINDEINSÄTZE	160	23,75 %	6,88 %	28,13 %	13,13 %	3,13 %	24,98 %
EINSÄTZE MIT HUBSCHRAUBER - UNTERSTÜTZUNG	692	47,54 %		52,46 %			

TAB. 4

ÖBRD - TÄTIGKEIT 1975 TERRESTRISCHE BERGUNGEN UND HUBSCHRAUBEREINSÄTZE				ÖBRD - TÄTIGKEIT 1945 - 1975	
GESAMTZAHL DER GEBORGENEN PERSONEN	UNVERLETZT	VERLETZT	TOT	GESAMTZAHL DER GEBORGENEN PERSONEN	
7066	622	6229	215	116658	
AUSLÄNDER	INLÄNDER			UNVERLETZT / VERLETZT	TOT
3227	3839			111105	5553

TAB. 5

SCHICKSAL DES SCHWERVERLETZTEN IM HOCHGEBIRGE

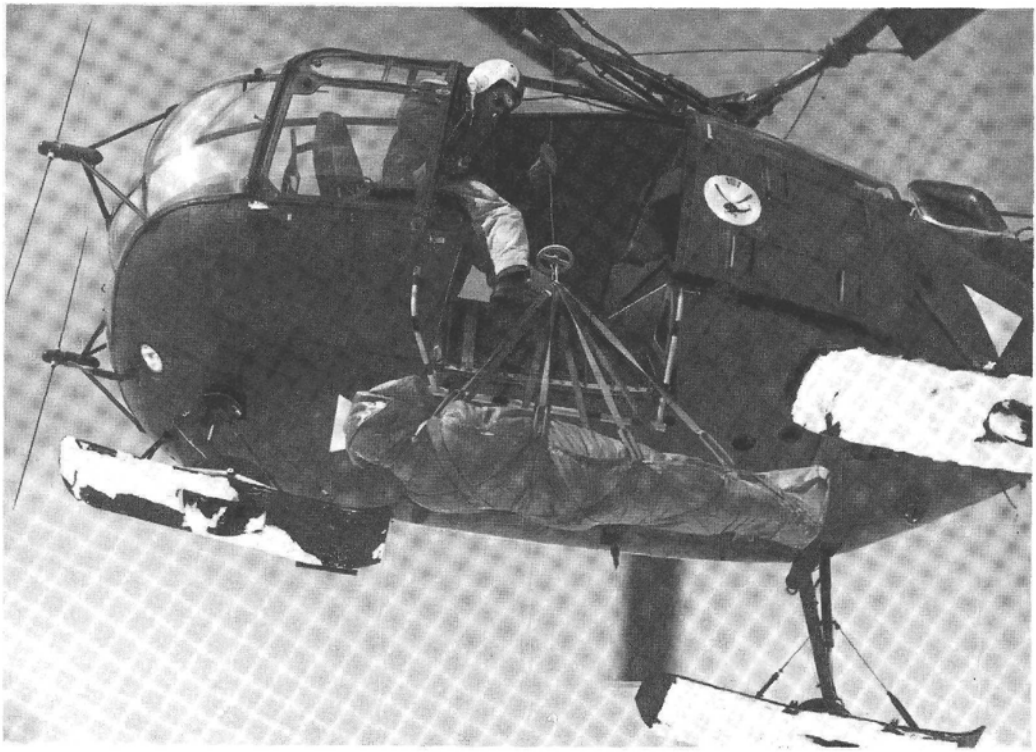
ABHÄNGIG VON

BERGUNG	ZEITFAKTOR	TRANSPORT
1 Direktbergung (Windenbergung) = schonend + rasch 2 Antransport von Bergrettungs - mannschaften, -ärzten, Lawinenhunden, Rettungsgeräten (z.B. Stahlseilgerät, Spalten - bergenetz)	1 Verkürzte Suche 2 Verkürzung des Zeitraumes zwischen Unfallereignis und Bergung 3 Rasche sachkundige Erste-Hilfe-Leistung durch Bergrettungsarzt, Sanitätswart oder Flugretter.	1 Rasch 2 Sicher (vor objektiven alpinen Gefahren) 3 Schonend (= erschütterungs- und schmerzfrei, psychisch nicht belastend, kälte- und nässegeschützt) 4 Weitere Möglichkeiten : a) laufende Schockbehandlung, b) ständige Überwachung der lebenswichtigen Funktionen, c) verletzungsadäquate Lagerung, d) Direkteinlieferung in medizinische Spezialabteilungen unter Außerachtlassen linearer Versorgungseinrichtungen ; Beispiele : Lawinenopfer - Intensivstation , Schädelverletzung - Neurochirurgie , drohende Crushniere - Dialysestation (schwere Muskelverletzung, freies Hängen im Seil, schwere lokale Erfrierungen)

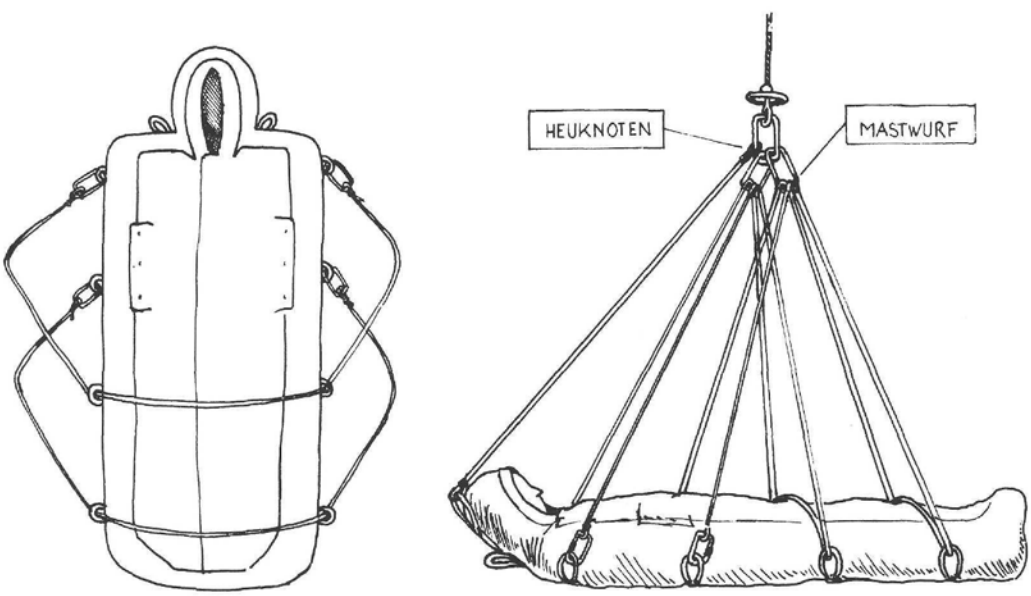
HUBSCHRAUBEREINSATZ

VERBESSERUNG DER PROGNOSE

TAB. 6



Hubschrauber-Windenbergung im neuen Verletztentragsack aus der Lafatscher-Nordwand (Großer Turm-Südpfeiler) *Redl*



Durch Verschieben der Mastwurfknoten bzw. des Heuknotens sind folgende Lagerungen des Verletzten möglich: a) Horizontallage, b) Schocklage, c) Kauerstellung.

TAB. 7	Terrestrische Einsätze pro Jahr		Entschädigung der Retter	Kosten für den Geretteten	Flugrettung		Totenbergung
	Alpin	Piste			Einsätze pro Jahr Windenbergungen	Kosten für den Geretteten	
ÖSTERREICH	2232	4742 (=68 %)	öS 30.-/Stunde	teils Nulltarif, teils Verrechnung der Spesen (Durchschnitt öS 3.000.-)	692 (80 % Tirol) WB: ja	keine	1972 : 142 1973 : 323
BRD	459	3871 (=89 %)	DM 6,70/Stunde	DM 300,- bis unbeschränkt	140 WB: ja	keine	1972 : 59 1973 : 63
SCHWEIZ	200		sFr 20.- bis 30.-/Std.	Durchschnitt sFr 1.000,- bis 4.000,- (Minimum sFr 100,-)	450 WB : ja	sFr 1.320,- pro Stunde	1972 : 144 1973 : 125
ITALIEN			Lire 10.000.- bis 14.000.-/Tag	volle Kostenverrechnung an den Verunfallten	In den Anfängen WB: -"-	keine	1972 : 108 1973 : 129
SÜDTIROL (Italien)	65		Lire 1.000.-/Stunde	ohne Kostenverrechnung	In den Anfängen WB : 0	keine	1972 : 11 1973 : 20
FRANKREICH	350		laut Tarif	Durchschnitt fFr 300,-	300 (95% Chamonix) WB : ja	fFr 140,- als Versicherungs - taxe pro Start	
JUGOSLAWIEN	103	730 (=88 %)	Dinar 80,-/Tag	ohne Kostenverrechnung	In den Anfängen WB : ja	keine	1972 : 26 1973 : 16
CSSR	700	5000 (=88 %)	Berufsretter. Freiwillige : Spesen, Lohnausfall	ohne Kostenverrechnung	In den Anfängen WB : 0		1972 : 35 1973 : 30
POLEN	250	1200 (=83 %)	Berufsretter. Freiwillige : Zloty 90 - 280/Einsatz	ohne Kostenverrechnung	+ WB : ja	keine	1972 : 18 1973 : 32
SPANIEN	490		keine Entschädigung	Durchschnitt Ptas 25.000,-	In den Anfängen WB : 0	keine	1972 : 33
BULGARIEN	3000		keine Entschädigung	volle Kostenverrechnung an den Verunfallten, Maximum Lewa 4.000,-	+ WB : ja	keine	
LIECHTENSTEIN	7		sFr 12,-/Stunde	ohne Kostenverrechnung	+ SRFW WB : ja	volle Kosten - verrechnung	1972 : 3 1973 : 1
CANADA	120		Berufsretter	ohne Kostenverrechnung	+ WB : ja	keine	

dann entstehen ihm überhaupt keine Kosten, da die *Flugrettung in Österreich* bis heute ohne jede Kostenverrechnung gegenüber dem Verunglückten arbeitet. Der erste Flugrettungseinsatz in den österreichischen Alpen geht nach Haid schon auf das Jahr 1942 zurück, als durch einen Fieseler-Storch ein schwerverletzter Skifahrer vom Gurgler Gletscher nach Innsbruck befördert wurde. Der Gedanke, in Österreich einen Flugrettungsdienst einzurichten, wurde geboren aus den Erkenntnissen der schweren Lawinenkatastrophen in Österreich in den Jahren 1951 und 1953. Im Winter 1956/1957 wurde in Innsbruck vom BMfI das erste einmotorige Flächenflugzeug vom Typ Piper stationiert, mit welchem nach dem Vorbild des Schweizer Gletscherpiloten Hermann Geiger die ersten Rettungsaufträge im Gebirge erfüllt wurden. Bis zum Beginn der Hubschrauber-Ära Anfang der sechziger Jahre wurden von wenigen mutigen, alpinerfahrenen Piloten tausende Flugrettungseinsätze – zum Teil unter heute unvorstellbar schwierigen Verhältnissen – erfolgreich durchgeführt. So hat der bekannteste österreichische Rettungspilot jener Zeit, Eduard Bodem, mit dem Flächenflugzeug 3200 Außenlandungen im Gebirge durchgeführt und 496 Personen – größtenteils Schwerverletzte – abtransportiert.

Seit dem Jahre 1962 werden in Österreich in zunehmendem Maße Hubschrauber der Bundesministerien für Inneres und Landesverteidigung für hochalpine Rettungszwecke – durchwegs in enger Zusammenarbeit mit dem ÖBRD – eingesetzt.

Das *BMfI* verfügt in jedem Bundesland über eine Flugeinsatzstelle mit Maschinen der Typen *Jet Ranger* (Bell 206) und Bell 47, während die *Rettungseinsätze von militärischen Stützpunkten* aus früher mit der Bell 47 oder Alouette II erfolgten und heute fast nur mehr mit der *Alouette III* durchgeführt werden. Für ausgesprochene Katastrophenfälle wird auch im Gebirge der Großhubschrauber Sikorsky Ö 65 eingesetzt.

Nach dem Muster der Schweizerischen Rettungsflugwacht wurde vom Österreichischen Bundesheer am 23. Juni 1970 mit einer Flugrettungsaktion in 3300 Meter Seehöhe am Olperer-SO-Grat die *Bergung vom schwebenden Hubschrauber aus mittels Seilwinde* in Österreich eingeführt und unter großem ideellen und materiellen Einsatz mit eigener Technik sowie neuartigen Rettungsgeräten zum heutigen Stand weiterentwickelt. Alle bisher durchgeführten Hubschrauberwindenbergungen aus Routen bis zum Schwierigkeitsgrad V der UIAA-Skala (Großer Turm-Südpfeiler, Rätikon, Roggalnordkante, Lafatscher-Nordwand, Predigtstuhl-Nordkante u. a.) sind unfallfrei verlaufen. Mit einer Direktbergung aus der steinschlaggefährdeten Pallavicinirinne dürfte diese Methode allerdings ihre Grenzen erreicht haben. Seit Anfang 1975 wird in geeigneten Fällen mit den Maschinen des BMfI – in Ermangelung einer Seilwinde – auch die ebenfalls von der Schweizerischen Rettungsflugwacht übernommene *Bergung mit dem Rettungstau* praktiziert. Der Hubschrauberrettungseinsatz ist in den einzelnen österreichischen Bundesländern außergewöhnlich unterschiedlich und erreicht in Tirol mit 80 Prozent der gesamten Einsätze die weitaus höchste Frequenz. In Österreich wurden alpine Flugret tungseinsätze für Zivilpersonen in den letzten Jahren zu zirka 80 Prozent von Maschinen des BMfI und zu zirka 20 Prozent von Hubschraubern des BMfLV durchgeführt.

Die *wesentlichen Vorteile des Hubschraubereinsatzes* für den Schwerverletzten im Hochgebirge seien in Tab. 6 kurz aufgezeigt.

Diese Vorteile sind so gravierend, daß wir trotz bekannter Störfaktoren und Flugreize durch den Lufttransport für den Hubschraubertransport von Schwerverletzten im Gebirge grundsätzlich keine medizinischen Kontraindikationen kennen. Trotzdem wird – auf Grund der bereits erwähnten, zum Großteil nicht voraussehbaren Einschränkungen des Hubschraubereinsatzes – auch in Zukunft für Rettungseinsätze im Gebirge den eindeutigen *Schwerpunkt immer der bodenständige Bergrettungsdienst* bilden.

Abschließend eine von der IKAR* erhobene internationale Vergleichsstatistik (siehe Tab. 7**).

Anschrift des Verfassers:
Oberstarzt Dr. Elmar Jenny
Mitterhoferstraße 10a
6020 Innsbruck

* IKAR = Internationale Kommission für Alpines Rettungswesen

** Leere Felder bedeuten fehlende Angaben des betreffenden IKAR-Mitgliedlandes

Gesamtösterreichisches Weitwanderwegenetz

Gedanken zur Generalplanung

ROBERT WURST

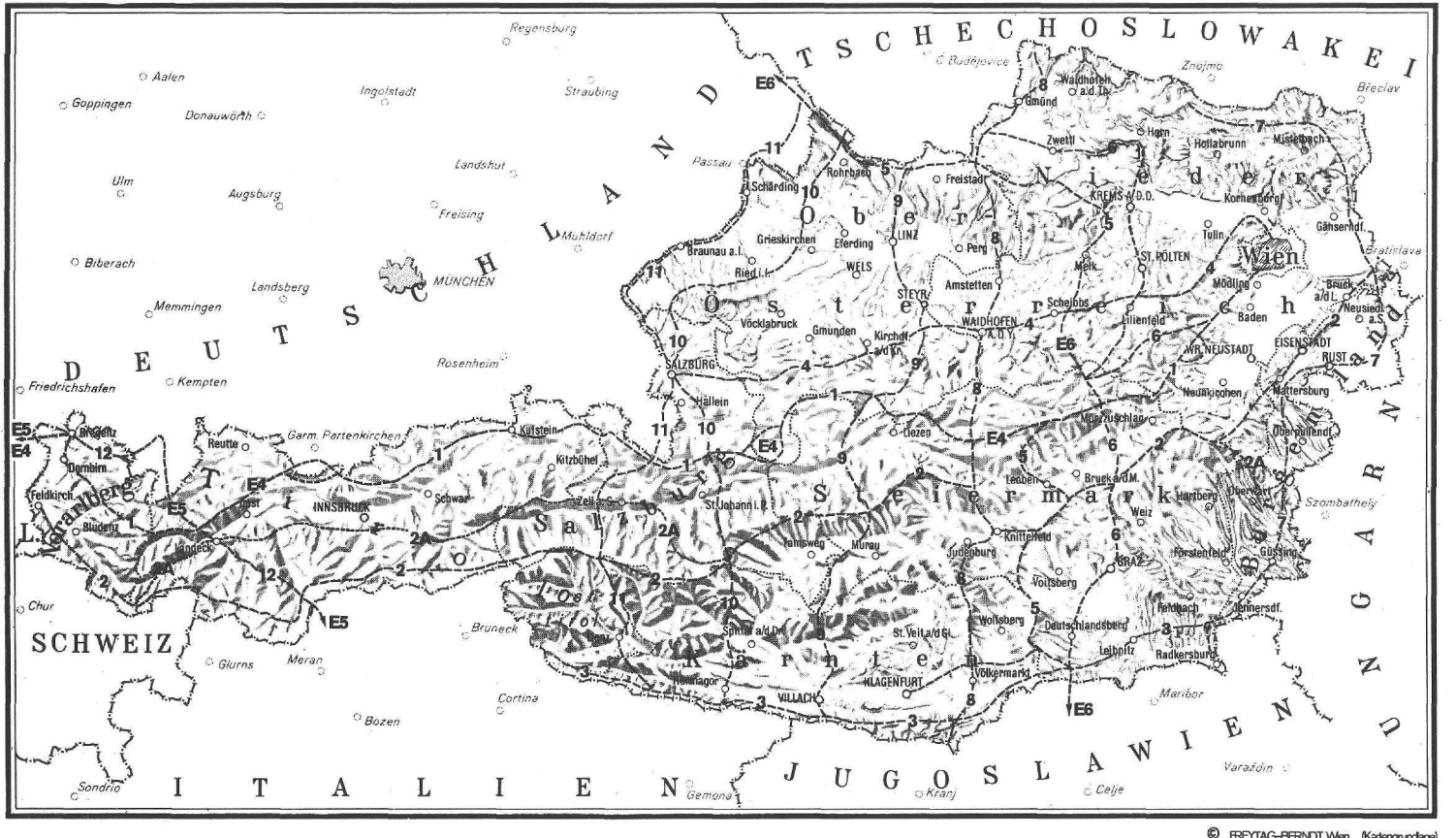
Das Wandern – in vielen Volksliedern besungen und in Geschichtsbüchern beschrieben – war einst Fortbewegungsart von Pilgern, Kaufleuten und Handwerksburschen. In unserer vollmotorisierten Zeit hat es die Funktion eines Gegengewichtes zu den vielen Umweltbeeinträchtigungen und sonstigen abträglichen Zeiterscheinungen. Unter diesem Ausblick ist das Wandern anläßlich der OeAV-Jahreshauptversammlung 1968 in Steyr im Brennpunkt der Diskussion gestanden. Vermutlich wären aber die damaligen Forderungen und Beschlüsse wieder in Vergessenheit geraten und der Ruf nach einem österreichischen Weitwanderwegenetz ungehört verhallt. Daß dies nicht geschehen ist, darf vor allem der deutschen Fernwanderbewegung und der aus ihr hervorgegangenen europäischen Wandervereinigung zugutegehalten werden. Die mit dieser Organisation rechtzeitige Verbindungnahme ist das Verdienst von Univ.-Prof. Dr. Hans Kinzl, OeAV-Altvorsitzender und Ehrenmitglied, Bildhauer Carl Hermann, Initiator des Nord-Süd-Weitwanderweges, und Dipl.-Ing. Helmut Feix, Initiator des Nordwaldkammweges. Vor allem die 1975 unter der Patronanz des Europarates erfolgte Eröffnung der europäischen Fernwanderwege Nr. 4 (Pyrenäen–Jura–Neusiedlersee) und Nr. 6 (Ostsee–Wachau–Adria) auf dem Seeberg bei Mariazell hat das Interesse der Öffentlichkeit für die Weitwanderwege so richtig geweckt. Dieses Ereignis hat die Notwendigkeit der zu diesem Anlaß in das europäische Fernwanderwegenetz eingegliederten österreichischen Weitwanderwege Nr. 1 (Bregenz–Perchtoldsdorf bei Wien bzw. Rust am Neusiedlersee) = E 4 und Nr. 5 (Dreisesselberg – Nebelstein – Eibiswald/Radlpaß) = E 6 aufgezeigt. Auch erkannte man, daß es in dieser Hinsicht noch manches zu tun gäbe und es auch einiger weiterer Weitwanderwege bedürfe. Aus diesem Grund hat der OeAV anläßlich des 100jährigen Bestandsfestes seiner Rudolfshütte in den Hohen Tauern im August 1975 ein aus dem Verwaltungsausschuß, den Sektionenverbänden Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und Steiermark sowie dem Autor als Sonderbeauftragten bestehendes Arbeitsteam mit der Prüfung eines gesamtösterreichischen Weitwanderwegenetzes betraut, worauf inzwischen der gegenständliche Generalplan entstanden ist. Unter den darin ausgewiesenen zwölf überregionalen Weitwanderwegen befinden sich auch die bereits eröffneten Wege Nr. 1, Nr. 5 und Nr. 12. Alle diese Weitwanderwege verlaufen zu 90 Prozent auf bereits bestehenden Wanderwegen.

Bei dieser Gelegenheit möchte der Autor für alle ihm bei der Zusammenstellung zuteil gewordene Mitwirkung und Unterstützung aufrichtig danken.

Sinn und Zweck des Wanderns

In fast allen Kulturbereichen und -zweigen (Weltanschauung, Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft, Technik, Recht usw.) können wir gewisse Wertmaßstäbe, vornehmlich des Heiligen, Wahren, Vernünftigen, Gesunden, Gerechten, Guten und Schönen, antreffen. Diese bestimmen bei jedem größeren Vorhaben und Unternehmen die Zielsetzungen, aus denen sich dann wieder die der Realisierung dienenden Mittel ableiten. Auch dem Wandern wohnen natur- und wesensbedingt solche Vorstellungen inne. Sie lassen sich zusammenfassen in den Begriffen Gesundheit und Sport / Schönheit von Natur und Kultur / Gemeinschaftsgeist und Völkerverbindung / Persönliche Erlebnisbereicherung (Recht auf Abenteuer). Gebot der Stunde ist ja gerade der Schutz unserer körperlichen und seelischen Gesundheit, ihre Bewahrung, ihre Wiedererlangung. Dazu eignet sich nach medizinischer Forschung und praktischer Erfahrung vor allem ein vernünftig gestaltetes Wandern. Zwar auf Sport ausgerichtet, aber maßhaltend mit der eigenen Leistungskraft. Der Erwerb eines Wanderabzeichens sollte nicht das eigentliche Um und Auf des Wanderns sein, will aber immerhin als gewisser Ansporn und als äußeres Merkmal von Wandergesinnung und Kameradschaft verstanden werden. Beim Wandern müßte jedenfalls genug Zeit für Rastpausen, fotografische Aufnahmen, Betrachtung von Natur- und Kulturschönheiten und Einkehr in sich selbst verbleiben. Beim Wandern kann man den mitwandernden Men-

ÖSTERREICHISCHES WEITWANDERWEGENETZ – GENERALPLAN



© FREYTAG-BERNDT, Wien (Kartengrundlage)

Staatsgrenze
Landesgrenzen
Weitwanderwege

schen richtig kennenlernen. Auch kommt ihm heute eine völkerverbindende Aufgabe zu.

Welche Bedeutung hat das Wandern für den Alpenverein? Zweifellos eine viel größere als man ursprünglich gemeint hat und mancherseits zubilligt. Nur etwa vier bis fünf Prozent der AV-Mitglieder huldigen dem extremen Alpinismus, die übrigen 95 bis 96 Prozent müssen vom Alpenverein anderweitig angesprochen und betreut werden. Ein nicht unwesentliches Angebot stellt zweifelsohne das Wandern dar. Wie das steigende Interesse in weiten Bevölkerungsschichten zeigt, wird dieses Betätigungsfeld sicherlich zu einem kräftigen Imagegewinn des Alpenvereins beitragen und wohl sukzessive auch einen Mitgliederzuwachs bringen.

Überaus interessant in diesem Zusammenhang sind die statistischen Zahlen, die im Bereich des österreichischen Nord-Süd-Weitwanderweges Nr. 5 (Nebelstein – Eibiswald) vom Wegereferenten des Sektionenverbandes Niederösterreich des OeAV, Franz Groissböck, St. Pölten, gewonnen wurden. Nahezu 3000 Wanderer haben diesen 1971 eröffneten Weitwanderweg zur Gänze durchwandert. Nur rund zwei Drittel davon waren Angehörige alpiner Vereine, insbesondere des OeAV und DAV. Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß aus dem verbleibenden Drittel zahlreiche Wanderer dem Alpenverein beigetreten sind, einfach aus Begeisterung über dieses neue Freizeitangebot. Da nur jene Wanderer erfaßt sind, die ihr Wanderbuch an den Alpenverein eingesandt haben, um ein Wanderabzeichen zu erwerben, sind diese Werte sicherlich unter der echten Zahl. In Wirklichkeit dürften wesentlich mehr Wanderer diesen 500-km-Weg durchwandert haben – wobei gar nicht von jenen gesprochen werden soll, die Teilstücke begangen haben. Die Umfragen ergaben weiter, daß eindeutig die Zahl jener Wanderer überwiegt, die zwar dem hochalpinen Gelände große Bewunderung entgegenbringen, aber bei eigenen Begehungen in richtiger Abschätzung ihrer individuellen Leistungsfähigkeit und ihres bergsteigerischen Könnens das Mittelgebirge bevorzugen und sich erst allmählich an schwierigere Fahrten herantasten. Inwieweit unter den Wanderern der neugeschaffene hochalpine West-Ost-Weitwanderweg Nr. 1 durch die Nördlichen Kalkalpen eine Anhebung des bergsteigerischen Niveaus bringen wird, werden die nächsten Jahre zeigen.

Die Nord-Süd-Weitwanderweg-Idee

Daß das Mittelgebirge mehr Wanderer anspricht, bestätigt uns auch die Vergangenheit. Die ersten sogenannten „Durchgangsmarkierungen" sind schon anfangs unserer zwanziger Jahre durchgeführt worden, und zwar im Bayrischen und im Böhmerwald (Osser–Eisenstein–Lusen–Dreisesselberg–Glöckelberg–Friedberg–Sternstein–Hohenfurth–Rosenberg/Moldau).

Darauf aufbauend hat Dipl.-Ing. Feix/Linz 1960 den sogenannten Nordwaldkammweg (Dreisesselberg–Nebelstein) als ersten österreichischen Weitwanderweg geschaffen, der nun mit dem Nord-Süd-Weitwanderweg Nr. 5 (Nebelstein–Eibiswald) eine Einheit bildet und in den europäischen Fernwanderweg Nr. 6 eingegliedert wurde.

Der Weitwanderweg Nr. 5 darf als Idee des Bildhauers Carl Hermann/Gmünd gelten, welcher von seiner künstlerischen Wirkensstätte im niederösterreichischen Waldviertel eine Wegroute zu seinem Geburtsort, dem südsteirischen Eibiswald, erdachte und die Linie zielstrebig durchzog. Beide Wege zusammen durchlaufen alle Österreichs eigentümlichen Landschaftsformen zwischen Böhmerwald und Karawankengegend.

Die West-Ost-Weitwanderweg-Idee

Die ersten Ansätze zu West-Ost-Weitwanderwegen gab es zu Beginn unserer dreißiger Jahre. Damals haben sich bereits einige Alpinschriftsteller mit dem Wandern von Gebirgszug zu Gebirgszug, von Hütte zu Hütte auseinandergesetzt, voran J. Moriggl und E. Benesch. Letzterer hat u. a. einen zentralalpinen und einen nordalpinen Weitwanderweg beschrieben, mit einer Gesamtgehzeit von 60 bzw. 50 Tagen bei einer täglichen Gehdauer von sechs Stunden. 1968 hat Dr. E. Herrmann diese Ideen wieder aufgegriffen („Weitwanderwege in den österreichischen Alpen", Jahrbuch 1968). Er hat damals einen Alpenhauptkammweg über die Niederen und Hohen Tauern, den sogenannten „Tauernhöhenweg", und einen Weitwanderweg durch die südlichen Kalkalpen von Sillian bis Bleiburg beschrieben. In diesem Jahr wurden aber noch in verschiedenen alpinen Zeitschriften andere Weitwanderwege, so der Rheintal-Arlberg-Weitwanderweg, ein nordalpiner Höhenweg vom Bodensee bis Wien, ein Weitwanderweg durch die Schobergruppe

wie durch das Salzkammergut, vorgeschlagen. 1968 ist aber besonders deshalb hervorzuheben, weil damals Prof. Kinzl im AV-Jahrbuch unter dem Titel „Wandern und Wege im Gebirge" die Schaffung eines nord- bzw. zentralalpinen West-Ost-Weitwanderweges sowie eines Nord-Süd-Weitwanderweges mit Nachdruck anregte. Er zitierte die bereits bestehenden Weitwanderwege im In- und Ausland, so den Nordwaldkammweg, die Höhenwege der Dolomiten, die slowenische Alpentransversale, in der Schweiz den Mittelland- und Alpenrandweg, die Alpenpaß- und die Rhein-Rhone-Route, den Jurahöhenweg und die Nord-Süd-Route Basel–Lugano, die Weitwanderwege in den deutschen Mittelgebirgen und schließlich den Appalachan-Trail in den USA. Die Jahreshauptversammlung des OeAV 1968 in Steyr beschloß hierauf die Planung von vier West-Ost-Wegen und mindestens einem Nord-Süd-Weitwanderweg. Der damalige Sachwalter für Hütten und Wege, Dipl.-Ing. Walter Fritz, leistete nun die Vorarbeiten für die einschlägigen Routenführungen und die Markierungsart. Einen ersten provisorischen Führer für den österreichischen West-Ost-Weitwanderweg Nr. 1 durch die Nördlichen Kalkalpen verfaßte der Autor dieser Arbeit. Die Überprüfung der Kontrollstempel und die Vergabe der Wanderabzeichen erfolgt wie beim Nord-Süd-Weitwanderweg Nr. 5 durch das Wegereferat des Sektionenverbandes Niederösterreich.

Die Fernwander- und Europa-Wege-Idee

In Westdeutschland besteht schon seit langem eine überregionale Wandervereinigung als Dachverband aller deutschen Wandervereine. Diese Vereinigung wurde seit 1939 von Doktor Georg Fahrbach (gest.) in Stuttgart tatkräftig geführt. Ihr Hauptanliegen war seit jeher die Schaffung großer Fernwanderwege, vom Saarland bis Schlesien bzw. von der Nordsee bis zum Bodensee. Inzwischen hat sich diese deutsche Vereinigung zu einer europäischen Wandervereinigung fortentwickelt; derzeit gehören ihr 15 Staaten mit 25 Wanderorganisationen und etwa 1,5 Millionen Mitgliedern an. Von den durch diese internationale Vereinigung ins Leben gerufenen sechs europäischen Fernwanderwegen (E 1 Nordsee–Bodensee–Sankt Gotthard–Mittelmeer; E 2 Mittelmeer–Holland; E 3 Atlantik–Ardennen–Böhmerwald; E 4 Pyrenäen–Jura–Neusiedlersee; E 5 Bodensee–Adria; E 6 Ostsee–Wachau–Adria) verlaufen immerhin drei durch Österreich, E 4, E 5 und E 6. Diese große Fernwanderbewegung hat geradezu schlagartig fast ganz Mittel- und Westeuropa ergriffen und war Anstoß für die Schaffung von zahlreichen nationalen Weitwanderwegen in den einzelnen Ländern Europas. Krönung aller bisherigen Bemühungen war der bereits erwähnte Festakt auf dem steirischen Seeberg, zu dem Tausende von Wanderern aus allen Teilen Europas herbeikamen. Ein ökumenischer Gottesdienst wurde in Mariazell abgehalten und das erste europäische Fernwanderkreuz vom akademischen Bildhauer Carl Hermann, Gmünd, feierlich enthüllt.

Zielsetzungen der Generalplanung
Hauptaufgaben nach Mariazell/Seeberg 1975

Die Weiterarbeit sieht neben der Fertigstellung und Verbesserung des Ost-West-Weitwanderweges Nr. 1 die Ausarbeitung eines Generalplanes für das gesamtösterreichische Weitwanderwegenetz vor.

Hauptkriterien der Generalplanung

Dabei sollen nicht alle beliebigen Weitwanderwege erfaßt werden, sondern nur Wege ab einer bestimmten Länge (mindestens etwa 300 km) und ab einem Verlauf durch mindestens drei Bundesländer.

Hauptanforderungen an die Generalplanung

Es müssen genügend und gute, umgekehrt jedoch auch nicht zu viele überregionale Weitwanderwege geplant werden. Daß genügend, durch schöne Landschaftsräume und bemerkenswerte Kulturstätten führende Wege vorhanden sein sollen und diese in einem guten Zustand sein müssen, bedarf wohl keiner Begründung. Es darf andererseits kein Überangebot an überregionalen Wegen eintreten, kein Maximal-, sondern ein Optimalplan ist anzustreben.

Zeitliche Hauptentwicklungsphasen

Die Errichtung der Weitwanderwege wird in zeitlich logischer Aufeinanderfolge vor sich gehen: Nach dem maximalen Generalkonzept muß ein optimales Generalkonzept aufgebaut werden, welches die zweckmäßigen Wege ein-

bezieht und in dem die Stellungnahmen der Sektionenverbände und Sektionen bereits verarbeitet sind. Der Optimalplan wird in der alpinen Fachpresse verlautbart: es folgen Detailplanung, Sicherung der finanziellen Mittel, Erstellung von Weganlagen und Wegmarkierungen.

System des Generalplanes
Wichtige Grundbegriffe

Zieht man die Begriffsbestimmungen im österreichischen Straßenwesen vergleichsweise heran, so springen in einer gewissen Reihenfolge Autobahnen, Schnellstraßen, Bundesstraßen, Landesstraßen usw. ins Auge. Unter ähnlichen Gesichtspunkten – die Kriterien sind hier die geographische Lage und die Weglänge – hat sich auch bei den Wanderwegen eine Einteilung durchgesetzt. Danach gliedern sich die Wanderwege über weite Gebiete (ab ungefähr 50 km Länge) in Fern-, Weit- und Hauptwanderwege.
Die Hauptwanderwege sind in der Regel mindestens 50 km lang, haben regionalen Charakter und sind auf ein Bundesland beschränkt.
Die eigentlichen Weitwanderwege weisen hingegen eine Länge von mindestens 100 km auf und sind interregional (Verbindung zweier Bundesländer) oder überregional (zusammenhängender Verlauf in mindestens drei Bundesländern). In der nachstehenden Generalplanung werden nur die mindestens 300 km langen und im allgemeinen mindestens drei Bundesländer durchziehenden überregionalen Weitwanderwege behandelt. Von den interregionalen Weitwanderwegen bzw. regionalen Hauptwanderwegen wird lediglich im Anhang kurz die Rede sein können.
Fernwanderwege sind Wege von mindestens 500 bis 600 km Länge, die zwei bis drei oder noch mehr europäische Staaten durchziehen. Die Fernwanderwege (Europawege 1 bis 6) sind mit eigenen Tafeln (Europatafeln) gekennzeichnet. Österreich hat an drei europäischen Fernwanderwegen (E 4, E 5 und E 6) Anteil.

Haupteinteilung der österreichischen überregionalen Weitwanderwege

Ausschlaggebend für die Wegeeinteilung ist die geographische Hauptrichtung des jeweiligen Weges: West–Ost und Nord–Süd. Gewisse Richtungsschwankungen werden in Kauf genommen, nur sollte die Hauptrichtung mehr als zwei Drittel der Gesamtweglänge ausmachen. Zu diesen Hauptrichtungen verlaufende Diagonalwege wurden tunlichst vermieden, um die gewählte Systematik nicht zu stören. Aus den vom OeAV seit 1968 geplanten vier West-Ost-Wegen und mehreren Nord-Süd-Wegen sind inzwischen der Nord-Süd-Weg Nr. 5 und der West-Ost-Weg Nr. 1 Wirklichkeit geworden; desgleichen der europäische Fernwanderweg 5, welcher in Österreich vorwiegend ein Nord-Süd-Weg ist. Die Generalplanung befaßt sich nun mit den drei übrigen West-Ost-Wegen und mit weiteren sechs Nord-Süd-Wegen. Der Plan aus 1968 hatte einen West-Ost-Weg durch die Zentralalpen, einen durch die Südlichen Kalkalpen und einen weiteren vom Alpenhauptkamm abzweigenden und über die Gurktaler Alpen führenden zentralalpinen Weg vorgesehen. Während die ersten beiden Wege in den Generalplan übernommen werden, wurde der Weg durch die Gurktaler Alpen unberücksichtigt gelassen. Er berührt nur die beiden Bundesländer Kärnten und Steiermark und hat daher eher den Charakter eines interregionalen Weitwanderweges. Anstatt dessen wurde über Anregung zahlreicher Wanderer ein Weg durch das Salzkammergut und das ober- und niederösterreichische Alpenvorland im Plan vorgezogen. Dieser Weg ist nicht nur landschaftlich überaus attraktiv, sondern könnte auch über seinen derzeitigen westlichen Anfangspunkt (Salzburg) hinaus beliebig nach Bayern verlängert werden.
Die im Bereich der West-Ost-Wege vorkommenden Varianten (o1A, o2A) haben ihren Grund darin, daß einerseits auf hochalpin nicht so erfahrene Weitwanderer Rücksicht genommen werden muß, andererseits sich am Alpenostrand mehrere attraktive Weg-Endpunkte anbieten. Die Anlage der Nord-Süd-Wege rechtfertigt sich vor allem durch die österreichischen Landschaftsformen. Bei der Wanderung von Nord nach Süd kann man die Landschaftscharakteristika wesentlich komprimierter und abwechslungsreicher kennenlernen als von West nach Ost. Die im Generalplan beschriebenen Nord-Süd-Wege wurden so angelegt, daß sie dem Wanderer von Route zu Route völlig neue Aspekte bieten, aber trotzdem das Land zügig und zielstrebig durchmessen.

Ausblick auf die Realisierung

Nach den drei fertiggestellten überregionalen Weitwanderwegen, einer West-Ost, zwei Nord-Süd, sind neun Wege (West-Ost-Wege Nr. 2 bis 4; Nord-Süd-Wege Nr. 6 bis 11) in Teilstrecken bereits angelegt. Besonderes Interesse besteht an den Wegen Nr. 6 (Wallfahrerweg) und Nr. 10 (Innviertel-Tennengau-Gailtal-Weg), von denen aller Voraussicht nach große Abschnitte bereits 1978 fertig sein werden. Es muß nochmals erwähnt werden, daß die Routenführung dieser Weitwanderwege zu etwa 90 Prozent über bereits bestehende Wanderwege verläuft und daß nahezu alle bisher angelegten regionalen Hauptwanderwege selbstverständlich in den Generalplan eingebaut sind (etwa der Karawankenweg, der Pinzgauer Spaziergang, Wege in den Fischbacher Alpen und in der Schobergruppe, in den Lienzer Dolomiten; der Lavanttaler Höhenweg, der Tauernhöhenweg, die Mühl- und Waldviertler Hauptwanderwege, die Wienerwald-Hauptwanderwege, die burgenländische Nord-Süd-Verbindung u. a. m.). Es wird nur in einer geringen Anzahl von Fällen notwendig sein, Wege neu anzulegen und zu markieren.

Der Generalplan

Bildlich kann der Generalplan eines gesamtösterreichischen überregionalen Weitwanderwegnetzes vorstehender Übersichtskarte entnommen werden.

Überregionale West-Ost-Weitwanderwege (WO-WWW)

1. Nordalpiner WO-WWW Nr. 1: Bregenz – Perchtoldsdorf bei Wien bzw. Rust am Neusiedlersee. Dieser Weg ist in den europäischen Fernwanderweg Nr. 4 (E 4: Pyrenäen – Jura – Neusiedlersee) eingegliedert und hat einige A-Varianten. Er führt durch die nördliche Kalkzone der Ostalpen, berührt alle Bundesländer außer Kärnten und besteht seit dem Juni 1975.

1. 1. Hauptroute: Bregenz am Bodensee – Dornbirn – westlicher und südlicher Bregenzerwald (Freschenhaus) – Arlberggebiet (Formarinsee, Spullersee) – Zürs am Arlberg (Vorarlberg) – Lechtaler Alpen (Memminger Hütte) – Fernpaß – Ehrwald – Wettersteingebirge mit Zugspitze (BRD) – Scharnitz – Karwendelgebirge – Pertisau/Achensee – Rofangebirge – Steinberg – Kaiserhaus – Thiersee – Kufstein – Kaisergebirge (Stripsenjochhaus) – Griesenau – Kirchdorf i. T. – Erpfendorf – Chiemgauer Alpen (Straubinger Haus) – Waidring (Tirol) – Loferer Steinberge – Lofer – Hirschbichl – Berchtesgadener und Salzburger Kalkalpen mit Steinernem Meer (Riemannhaus) und Hochkönig (Eduard-Matras-Haus) – Werfen im Salzachtal – Tennengebirge – Lungötz (Salzburg) – Dachsteingebiet – Hallstatt – Bad Goisern – Totes Gebirge (Priel-Schutzhaus) – Hinterstoder – Vorderstoder – Warscheneckgruppe – Spital am Pyhrn – nördliche Ennstaler Alpen (Oberösterreich) – Admont – südliche Gesäuseberge mit Johnsbach (Heßhütte) – Radmer an der Stube – Eisenerz – Leopoldsteinersee – Hochschwabmassiv (ab Sonnschienhütte etwa 30 km Parallelverlauf mit Nord-Süd-Weitwanderweg Nr. 5 = E-6-Weg) – steirischer Seeberg mit europäischem Fernwanderkreuz – Göriacher und Turnauer Alpe – Veitsch (Graf-Meran-Haus) – Krampen im Mürztal – Hinteralm – Schneealpe (Steiermark) – Naßkamm – Raxalpe (Karl-Ludwig-Haus; Ottohaus) – Höllental – Schneeberg – Dürre Wand – Piestingtal – Gutensteiner Voralpen – Triestingtal – Wienerwald (Mayerling, Stift Heiligenkreuz) – Perchtoldsdorf bei Wien (Niederösterreich).

1.2. A-Varianten:

a) Ehrwald – Leutasch im Gaistal – Scharnitz
b) Riemannhaus – Maria Alm – Hintertal – Erichhütte – (Arturhaus) – Eduard-Matras-Haus am Hochkönig.
c) Hofpürgelhütte im Dachsteingebiet – Zwieselalm – Gosau – Goiserer Hütte – Bad Goisern.
d) Raxalpe (Trinksteinsattel) – Preiner Gscheid – Semmering – Maria Schutz – Raach – Scheiblingkirchen – Hochwolkersdorf in der Buckligen Welt – Forchtenstein im Rosaliengebirge – Mattersburg – St. Margarethen – Rust am Neusiedlersee (Burgenland – Ast des WO-WWW; Endpunkt des europäischen Fernwanderweges Nr. 4).
e) Gauermannhütte auf der Dürren Wand – Scheuchenstein – Hubertushaus auf der Hohen Wand – Peisching im Piestingtal – Berndorfer Hütte in den Gutensteiner Voralpen.

2. *Zentralalpiner WO-WWW Nr. 2:* Feldkirch – Hainburg an der Donau mit A-Varianten. Der Weg ist in Planung, er wird durch alle Bun-

desländer mit Ausnahme von Oberösterreich führen. Er wurde alpinliterarisch insbesondere von Sepp Schnürer („Die Hohe Route der Ostalpen", Bergverlag Rother, München), von Dr. Ernst Herrmann („Weitwanderwege in den österreichischen Alpen", Jahrbuch 1968 des OeAV), Walter Pause („Berg Heil, 100 schöne Bergtouren in den Alpen", Donauverlag, Wien), Prof. Dr. Hans Kinzl („Wandern und Wege im Gebirge", Jahrbuch 1968 des OeAV) und schon 1932 von Ernst Benesch behandelt.

2. 1. Hauptroute: Feldkirch – Rätikongruppe (Feldkircher Haus, Drei Schwestern, Kurhaus Gaflei in Liechtenstein, Pfälzer Hütte, Straßburger Hütte, Scesaplana, Totalphütte, Douglashütte am Lünersee, Verajoch, Ofenpaß, Lindauer Hütte, Bilkengrat, Tilisunahütte, Sarotlapaß) – Gargellen – Silvrettagruppe (Vergaldner Joch, Tübinger Hütte, Saarbrücker Hütte, Silvrettastraße auf Bielerhöhe, Wiesbadener Hütte; Vorarlberg; Jamtalhütte) – Samnauntal – Finstermünzhaus in der Schweiz – Pfunds – Ötztaler Alpen (Hohenzollernhaus, Riffeljoch, Gepatschhaus im Kaunertal, Taschachhaus, Vernagthaus, Brandenburger Haus, Vent, Langthalereck Hütte, Obergurgl, Zwieselstein) – Sölden – Stubaier Alpen (Hildesheimer Hütte, Dresdner Hütte, Sulzenauhütte, Nürnberger Hütte, Bremer Hütte, Gschnitztal) – Stafflach am Brenner, St. Jodok – Olpergruppe (Geraer Hütte, Olpererhütte) – Zillertaler Alpen (Schlegeissperre, Berliner Hütte, Greizer Hütte, Kasseler Hütte, Plauener Hütte, Richterhütte; Tirol) – Hohe Tauern/Venedigergruppe (Warnsdorfer Hütte, Kürsinger Hütte, Neue Prager Hütte, St. Pöltner Hütte) – Granatspitzgruppe (St. Pöltner Weg, Rudolfshütte) – Glocknergruppe (Oberwalderhütte, Hofmannshütte, Glocknerhaus) – Heiligenblut in Kärnten – Goldberggruppe (Zittelhaus auf Rauriser Sonnblick, Niedersachsenhaus, Duisburger Hütte, Hagener Hütte, Mindener Hütte) – Ankogelgruppe (Hannoverhaus, Ankogel, Osnabrücker Hütte) – Arlschartegebiet – Niedere Tauern/Radstädter Tauern (Murtörl, Stuckler Hütte, Tappenkarseehütte, Franz-Fischer-Hütte, Südwiener Hütte) – Radstädter Tauernpaß (Salzburg) – Schladminger Tauern (Ignaz-Mattis-Hütte, Keinprechthütte, Gollinghütte, Klafferkessel, Preintalerhütte, Breitlahnhütte – Rudolf-Schober-Hütte) – St. Nikolai im Sölktal – Mössna-Wölzer Tauern (Donnersbachwald, Planneralm) – Rottenmanner Tauern (Mödringer Alm, Bösenstein, Edelrautehütte) – Hohentauern – Seckauer Alpen (Bergerhube, Ingeringsee) – Seckau – St. Margarethen bei Knittelfeld – Steinplanhütte – Gleinalpe – Fenster- und Hochalpe – Pernegg bei Bruck an der Mur – Ottokar-Kernstock-Hütte auf dem Rennfeld – Schwarzkogel – Straßegg – Herrenalm – Schanz – Teufelstein – Fischbach – Alpl mit Roseggers Waldheimat – Stuhleck – Hochwechsel (Steiermark) – Bucklige Welt (Kirchschlag, Hochwolkersdorf) – Forchtenstein im Rosaliengebirge – Wiesen – Eisenstadt – Leithagebirge – Bruckneudorf – Rohrau an der Leitha – Petronell – Bad Deutsch Altenburg – Hainburg an der Donau (Niederösterreich).

2. 2. A-Varianten:

a) Bielerhöhe (Silvrettastausee) – Heilbronner Hütte – Ischgl im Paznauntal – Ascher Hütte – Furkajoch – Kölner Haus – Serfaus – Landeck – Venetberg – Ötz im Ötztal – Innsbruck – Patscherkofel – Meißner Hütte – Lizumer Hütte – Tuxertal – Mayrhofen im Zillertal – Gerlospaß – Krimml – Pinzgauer Spaziergang – Zell am See – Thumersbach – Dientener Berge – Taxenbach – Kitzlochklamm – Rauris – Bad Gastein – Hüttenschlag im Großarltal – Osnabrücker Hütte im Arlschartegebiet.

b) Hochwechsel – Mönichkirchen – Schäffern – Hochneukirchen – Berndorf – Bad Tatzmannsdorf – Geschriebenstein an der ungarischen Grenze – Rechnitz.

c) Sonnwendstein/Semmering – Hohe Wand – Berndorf – Hoher Lindkogel – Baden – Anninger – Mödling – Perchtoldsdorf – Wien/Rodaun.

d) Pernegg an der Mur – Bärenschützklamm bei Mixnitz – Hochlantsch – Straßegg.

3. *Südalpiner WO-WWW Nr. 3:* Sillian – Dreiländereck Österreich/Ungarn/Jugoslawien. Der Weg ist teilweise bereits verwirklicht, er wird nach Fertigstellung die Bundesländer Tirol, Kärnten, Steiermark und Burgenland durchziehen. Alpinliterarisch wurde er vor allem von Dr. Ernst Herrmann (Jahrbuch des OeAV 1968) behandelt.

3. 1. Route: Sillian – Karnische Alpen (Hinterberger Hütte, Obstanzersee-hütte; Tirol; Hochweißensteinhaus, Eduard-Pichl-Hütte; Kärnten) – Plöckenpaß – Naßfeld – Thörl/Maglern – Dreiländerecke Österreich/Italien/Jugoslawien

bei Arnoldstein – Wurzenpaßgegend – Bertahütte – Feistritz im Rosental – Karawankenweg (Stouhütte, Klagenfurter Hütte, Bodental, Deutscher Peter, Perlacher Horn, Oberwaidisch, Zell/Pfarre, Koschutahaus, Hochobir, Eisenkappler Hütte) – Eisenkappel – Petzen (Rieplwirtshaus, Knieps, Petzenhaus) – Bleiburg – Lavamünd – Lavanttaler Höhenweg Richtung Hühnerkogel (Kärnten) – südsteiermärkischer Höhenweg Richtung St. Lorenzen ob Eibiswald – Radlpaß – Arnfels – Leibnitz – Gnas - Bad Gleichenberg – Kapfenstein (Steiermark) – Dreiländereck Österreich/Ungarn/Jugoslawien Burgenland).

4. *Alpenvorland WO-WWW Nr. 4:* Salzburg – Wien. Dieser Weg ist in Planung, er führt durch die Bundesländer Salzburg, Oberösterreich und Niederösterreich. Er könnte später einmal durch das bayrische Alpenvorland-Seengebiet und das Allgäu fortgesetzt werden.
4. 1. Route: Salzburg – Gaisberg – Fuschlsee (Salzburg) – Scharfling am Mondsee – Schafberg – Unterach und Weißenbach am Attersee – Hochleckenhaus im Höllengebirge–Feuerkogel – Ebensee am Traunsee – Eibenberg – Offensee – Almsee – Almtalerhütte – Frauenstein – Molln – Grünburger Hütte – Ternberg an der Enns – Maria Neustift (Oberösterreich) – Waidhofen an der Ybbs – Gresten – Scheibbs – Rabenstein an der Pielach – Wilhelmsburg an der Traisen – westlicher und nördlicher Wienerwald – Klosterneuburg (Niederösterreich) – Wien.

Überregionale Weitwanderwege mit überwiegender Nord-Süd-Richtung
5. *Nordwaldkamm-Nord-Süd-Weitwanderweg Nr. 5:* Dreisesselberg – Nebelstein – Eibiswald/Radlpaß. Dieser Weg ist in den europäischen Fernwanderweg Nr. 6 (E 6: Ostsee – Wachau – Adria) eingegliedert. Er verläuft durch die Bundesländer Oberösterreich, Niederösterreich, Steiermark und Kärnten. Der Nordwaldkammweg besteht seit 1960, der Nord-Süd-Weitwanderweg seit 1970. Für beide Wegteile existieren ausgezeichnete Wanderführer.
5. 1. Route: Dreisesselberg (BRD) – Hochficht – Bärenstein mit Moldaublick – Haslach – Sternstein – Bad Leonfelden – Schenkenfelden – Freistadt im Mühlviertel – Braunberg – Sandl (Oberösterreich) – Karlstift – Nebelstein – Liebenau – Arbesbach – Schönbach – Ottenschlag – Spitz in der Wachau – Aggstein – Melk – Plankenstein – Lackenhof am Ötscher – Gemeindealpe – Erlaufsee (Niederösterreich) – Mariazell – Veitsch – Turnauer Alpe – steirischer Seeberg – Hochschwab – Präbichl – Eisenerzer Reichenstein – Trafoiach – Leoben – Muggl – Hoch-, Fenster- und Gleinalpe – Stubalpe – Pack-, Heb- und Koralpe – St. Oswald – Eibiswald – Radlpaß (Steiermark; Staatsgrenze Österreich/Jugoslawien).

6. *Wallfahrerwegsystem*
6. 1. Wallfahrerweg Nr. 6: Nebelstein – St. Pölten – Mariazell – Graz – Eibiswald. Dieser Weg ist in Entstehung begriffen, er soll 1978 vollendet sein. Er berührt die Bundesländer Niederösterreich und Steiermark und hängt mit der unter 6. 2. beschriebenen „Via Sacra" zusammen.
6. 1. 1. Route: Nebelstein – Kamptalseenweg – Rosenburg – Krems an der Donau – Dunkelsteinerwald – St. Pölten – Wilhelmsburg – Türnitz – Ulreichsberg – Walster (Niederösterreich) – Mariazell – Gußwerk – Wegscheid – Aschbachtal – Rumauer Alpe – Pretalsattel – Kindberg im Mürztal – Stanz – Straßegg – Teichalpe – Schöckel – Graz – Stainz – Deutschlandsberg – Eibiswald (Steiermark).
6. 2. „Via Sacra": Wien – Mariazell – Graz – Klagenfurt. Die Via Sacra erfaßt auch den unter 6. 1. beschriebenen Weg und führt durch die Bundesländer Wien, Niederösterreich, Steiermark und Kärnten.
6. 2. 1. Route: Wien/Rodaun – Heiligenkreuz/Wienerwald – Hafnerberg – Hocheck – Kieneck – Unterberg – Rohr im Gebirge – Ochssattel – St. Aegyd am Neuwald – Walster (Vereinigung mit dem unter 6. 1. beschriebenen Weg bis Eibiswald) – Eibiswald – Koralpe (Soboth) – St. Paul im Lavanttal – Saualpe – Maria Saal – Klagenfurt – allenfalls sogar noch bis Villach.

7. *Grenzlandweg Nr. 7:* Nebelstein – Rechnitz – Radkersburg. Der Weg ist teilweise bereits fertiggestellt, er führt durch die Bundesländer Niederösterreich, Burgenland und Steiermark.
7. 1. Route: Nebelstein – Thayatalweg – Retz – Mailberg – Staatz – Falkenstein – Poysdorf – Dürnkrut – Hainsburger Donaubrücke – Braunsberg – Hainburg – Hundsheimer Berge (Niederösterreich) – Kittsee – Deutsch Jahrndorf am Dreiländereck Österreich/CSSR/Ungarn – Nickelsdorf – Halbturn – Frauenkirchen

– Zicksee im burgenländischen Seewinkel – Illmitz – Mörbisch – Mattersburg – Forchtenstein am Rosaliengebirge – Kobersdorf – Pauliberg – Landsee – Piringsdorf – Lockenhaus – Geschriebenstein – Rechnitz – Eisenberg – Güssing – Heiligenkreuz an der Lafnitz – Mogersdorf – Jennersdorf Dreiländereck Österreich/Ungarn/Jugoslawien (Burgenland) – St. Anna – Klöch – Radkersburg (Steiermark).

8. *Strudengau – Jauntalweg Nr. 8:* Litschau – Kärntner Seebergsattel. Dieser Weg ist in Planung, er führt vom nördlichsten zum südlichsten Punkt Österreichs und durchläuft die Bundesländer Niederösterreich, Oberösterreich, Steiermark und Kärnten.
8. 1. Route: Litschau – Heidenreichstein – Nebelstein – Liebenau – Königswiesen – Grein – Stift Ardagger – Amstetten – Sonntagsberg – Waidhofen an der Ybbs – Hollenstein – Voralpe (Niederösterreich) – Großreifling – Ennstaler Hütte (Oberösterreich) – Gstatterboden – Kummer Brücke – Heßhütte – Johnsbach – Mödlinger Hütte – Gaishorn – Ingeringsee – Seckau – Knittelfeld – Judenburg – Zirbitzkogel (Steiermark) – Klippitztörl – Saualpe – Völkermarkt – Klopeinersee – Hochobir – Ebriach – Trögener Klamm – Kärntner Seebergsattel (Kärnten).

9. *Sternstein – Karawankenweg Nr. 9:* Sternstein – Feistritz an der Gail oder Wurzenpaß. Dieser Weg ist in Planung, die Markierung wird 1976 in Oberösterreich begonnen. Er führt durch die Bundesländer Oberösterreich, Steiermark und Kärnten.
9. 1. Route: Sternstein – Bad Leonfelden – Lichtenberg – Linz an der Donau – St. Florian – Steyr – Reichraming – Reichraminger Hintergebirge Krumme Steyrling – Sengsengebirge – Windischgarsten – Vorderstoder – Hinterstoder – Salzsteigjoch – Tauplitz (Oberösterreich) – Ennstal – St. Nikolai im Sölktal – Sölkpaß – Murau – Frauenalm – Prankerhöhe – Turracher Höhe (Steiermark) – Feldkirchen – Gerlitzen – Villach – Dobratsch – Nötsch – Feistritz an der Gail – Oisternigg (Kärnten).

10. *Böhmerwald – Innviertel – Tennengau – Gailtalweg Nr. 10:* Bärenstein im Böhmerwald – Naßfeld in den Karnischen Alpen. Der Weg ist in Planung, er ist in Oberösterreich teilweise bereits markiert. Der Weg verläuft durch die Bundesländer Oberösterreich, Salzburg und Kärnten.
10. 1. Route: Bärenstein mit Moldaublick – Panyhaus – Aigen/Schlägl – Ameisberg – Oberkappl – Falkenstein – Niederranna – Hochwurzen – Frauenhof – Jungfrauenstein – Hörzingerwald – Gaisbuchen – Ruprechtsberg – Andorf – Zell an der Pram – Haag – Haag im Hausruck – Hamminger Höhe – Guggenberg – Lerz – Steigelbergwarte – Frauschereck – Holzwiesental – Stallhofen – Mattighofen – Auerbach bei Feldkirchen – Ibm/Waidmoos – Holzöstersee (Oberösterreich) – Michelbeuren – Obertrumersee – Seekirchen am Wallersee – Gaisberg bei Salzburg – Hallein – Scheffau – Tennengebirge (Stefan-Schatz-Hütte, Happisch-Haus, Dr.-Hackl-Hütte) – Hüttau im Fritztal – Wagrain – Hüttschlag – Arlscharte (Salzburg) – Maltatal – Gößgraben – Gießner Hütte – Reißeck – Hühnersberg – Spittal an der Drau – Goldeck – Hochstaff – Weißensee – Hermagor – Kühweger Alm – Naßfeld (Kärnten).

11. *Innufer – Pinzgau – Plöckenpaßweg Nr. 11:* Dreisesselberg – Berchtesgaden – Plöckenpaß. Der Weg ist in Planung und führt durch die Bundesländer Oberösterreich, Salzburg, Tirol und Kärnten, teilweise verläuft er auf Staatsgebiet der BRD.
11. 1. Route: Dreisesselberg – Wegscheid – Passau (BRD) – Wernstein am Inn – Schärding (Oberösterreich) – bayrischer Innuferweg von Neuhaus nach Simbach (BRD) – Braunau – Salzachmündung – Weilhartsforst – Hochburg/Ach – St. Radegund – Ettenau – Ostermiething (Oberösterreich) – Oberndorf – Salzburg – Untersberg (Salzburg) – Maria Gern – Berchtesgaden – Königsee – Kärlinger Hütte am Funtensee (BRD) – Riemannhaus am Steinernen Meer – Saalfelden – Saalbach – Pinzgauer Spaziergang – Uttendorf im Pinzgau – Enzingerboden – Rudolfshütte – Kaiser Törl (Salzburg) – Kals – Schobergruppe – Lienz – Dreitörlweg in den Lienzer Dolomiten – Hochstadelhaus (Tirol) – St. Jakob im Lesachtal – Wolayerseealm – Eduard-Pichl-Hütte – Plöckenpaß (Kärnten).

12. *Bregenzerwald – Ötztalweg Nr. 12:* Bregenz – Timmelsjoch. Dieser Weg ist in den europäischen Fernwanderweg Nr. 5 (E 5; Bodensee – Adria) eingegliedert. Der Weg besteht seit 1972 und führt durch die Bundesländer Vorarlberg und Tirol. Ein ausgezeichneter Wanderführer ist dazu vorhanden.

12. 1. Route: Bregenz – Lingenau – Hittisau – Wirtshaus Höfle (Vorarlberg) – Nagelfluhkette (Staufner-Haus) – Gunzesried – Sonthofen – Oberstdorf – Spielmannsau – Kemtner Hütte in den Allgäuer Alpen – Mädelejoch (BRD) – Holzgau im Lechtal – Memminger Hütte in den Lechtaler Alpen – Seescharte – Zams im Inntal – Krahberg – Venetberg – Wenns und Mittelberg im Pitztal – Braunschweiger Hütte in den Ötztaler Alpen – Pitztaler Jöchl – Rettenbachtal – Sonneck – Zwieselstein im Ötztal – Timmelsjoch (Tirol).
Durch die Kombination grenznaher Weitwanderwege (Wege Nr. 5, 7, 3 und 11) könnte in Zukunft einmal ein österreichischer Rundweitwanderweg geschaffen werden. (Vom Dreisesselberg bis zum Nebelstein Weg Nr. 5, vom Nebelstein bis nach Retz der niederösterreichische regionale Hauptwanderweg Nr. 630 – Thayatalweg; von Retz bis zum Dreiländereck Österreich/Ungarn/Jugoslawien Weg Nr. 7; von hier bis zum Plöckenpaß der Weg Nr. 3 und vom Plöckenpaß bis zum Dreisesselberg der Weg Nr. 11).
Abschließend sei jedoch festgehalten, daß bei Drucklegung noch nicht sämtliche Stellungnahmen rechtzeitig vorlagen und daher gewisse Abänderungen im Zuge der Detailplanungen vorbehalten bleiben müssen.

Anhang
Grundsätzliche Markierungsart:

Die Markierung der Weit- und Hauptwanderwege erfolgt durchgehend rot-weiß-rot mit dreistelliger schwarzer Nummer im weißen Feld. In das europäische Fernwegenetz eingegliederte überregionale Weitwanderwege haben zudem noch normierte weiße Europatafeln mit schwarzer Inschrift (z. B. europäischer Fernwanderweg 4, Pyrenäen – Jura – Neusiedlersee). Die einzelnen Gebirgsgruppen haben vom OeAV 1968 nach der Moriggl-Einteilung sogenannte Grundnummern erhalten. Nord- und Südalpen sowie Alpenvorland und Waldviertel haben dabei gerade Hunderternummern (200, 400, 600 und 800) erhalten, die Zentralalpen und das Mühlviertel hingegen ungerade (100, 300, 500, 700 und 900). Da die Weitwanderwege stets über mehrere Gebirgszüge führen, wird ihrer jeweiligen Nummer (1 bis 12) die zuständige Hunderternummer beigefügt (z. B. 605, 401 usw.). Verlaufen künftige Weitwanderwege über Wege mit bereits vorhandenen Hunderternummern, so wird ihre Nummer der vorhandenen Hunderternummer angehängt (z. B. 788/06 usw.). An neuralgischen Punkten müssen die Weitwanderwege durch übersichtliche Hinweistafeln „vorgestellt" werden.

Interregionale Weit- und regionale Hauptwanderwege

Interregionale Weit- und regionale Hauptwanderwege sind an sich nicht mehr Gegenstand des Generalplanes. Sie sind in diesem Zusammenhang nur dann interessant, wenn sie Zubringerwege zu den überregionalen Weitwanderwegen darstellen. Beispiele für interregionale Weitwanderwege wären die in Planung stehenden West-Ost-Weitwanderwege durch die Gailtaler und Gurktaler Alpen sowie der geplante Zusammenschluß des oberösterreichischen Mittellandweges mit dem niederösterreichischen Kremstalweg, welche als Hauptwanderwege bereits bestehen. Beispiele für bereits existierende regionale Hauptwanderwege wären außerdem noch der Wienerwald-Rundwanderweg, der Waldviertler Kuenringerweg, der Thaya-Kampweg, um nur einige zu nennen.

Schlußbemerkung

Es sei noch besonders hervorgehoben, daß Generalplanung und Detailplanung gewiß des vollen Einsatzes von Einzelpersönlichkeiten bedürfen, daß aber die Vollendung des Geplanten nur durch intensive Zusammenarbeit und Abstimmung möglich sein wird. Die bisherigen Bemühungen auf dem Gebiete des Wanderns haben schon manches Bemerkenswerte hervorgebracht. Es wird in Zukunft mehr denn je notwendig sein, diese Erholungsform und ihre Einrichtungen tatkräftig zu unterstützen, trägt sie doch wesentlich zur physischen und psychischen Gesunderhaltung des Menschen bei.

Anschrift des Verfassers:
Ministerialrat
Dr. Robert Wurst
Sonnbergstraße 58/6/6
2380 Perchtoldsdorf
bei Wien

Nord-Süd-Weitwanderweg

CARL HERMANN

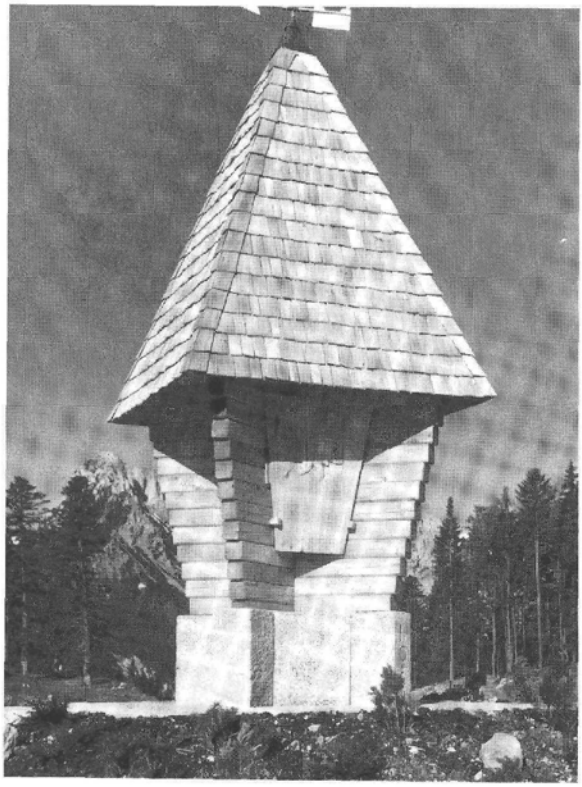
Wer den Verlauf dieses Weges nicht kennt, der braucht nur die Österreichkarte aufzubreiten, er findet dann ungefähr an der breitesten Stelle unseres Staatsgebietes den 15. Meridian östlicher Länge. Verfolgt man diesen von der tschechischen bis zur jugoslawischen Grenze und schenkt man in diesem Bereich den Gebirgskämmen besonderes Augenmerk, hat man im wesentlichen den Verlauf des Nord-Süd-Weitwanderweges bereits gefunden.
Da der Weg den 15. Meridian siebenmal überquert und zweimal berührt, trägt er den Namen Nord-Süd-Weg nicht zu Unrecht. Etwa 500 km ist dieser Wanderweg lang und kaum ein anderer wurde in fünf Jahren seines Bestehens im In- und Ausland so bekannt wie er.
1733 Personen haben laut Kartei diese Strecke durchwandert, auf Grund der Aufzeichnungen in den Hütten- und Kontrollbüchern sind es aber mindestens 2400 gewesen.
Die Vielfalt der Landschaft, wie das Waldviertel, die Voralpen, die steirischen Berge, die schönen großen Almen, ein Teil der Südsteiermark, und nicht zuletzt die geschichtlichen Denkmäler können dem Wanderer vieles bieten.

Nebelstein – Spitz a. D.

Der Weg beginnt im nördlichen Waldviertel am 1015 m hohen Nebelstein, einem Ausläufer des Böhmerwaldes. Dieser Berg wurde in den letzten zehn Jahren zu einem sehr bekannten Kreuzungspunkt von Wanderwegen. Es treffen einander dort der Nordwaldkammweg Dreisesselberg–Nebelstein (144 km), der Kamptalseenweg Rosenburg–Nebelstein (84 km), der Thayatalweg Nebelstein–Retz (180 km) und der schon erwähnte Nord-Süd-Weitwanderweg.
Der Gipfel des Nebelsteins, ein prächtiger Granitaufbau (Weinsberger Granit), der durch Wind, Wetter und Frosteinwirkungen im Laufe von Jahrmillionen sonderbare Formen erhielt, schützt die darunter erbaute Nebelsteinhütte der Sektion Waldviertel vor dem böhmischen Wind.
Von hier führt uns der Weg nach etwa 3 Stunden bei Karlstift über die mitteleuropäische Wasserscheide – ein nicht uninteressanter Punkt des Waldviertels. Die nach Norden abfließenden Gewässer streben über Moldau und Elbe der Nordsee zu, der nach Süden abfließende Kamp ergießt sich über die Donau ins Schwarze Meer. Stundenlang geht es in Höhen zwischen 700 m und 950 m weiter durch die schönen, gepflegten Wälder des Waldviertler Hochplateaus, vorbei an kargen Wiesen und Feldern, welche mit großen Granitblöcken reichlich übersät sind – für den Wanderer ein interessanter Anblick, für den Bauern ein Hindernis bei der Arbeit. Dieses Gebiet ist klimatisch rauh, den kalten Winden sehr ausgesetzt, und man kann hier nur Korn und Kartoffeln anbauen.
Schon von weitem grüßt die Ruine Arbesbach, der „Stockzahn" des Waldviertels, und lädt uns ein, von ihr aus einen Rundblick über das obere Waldviertel zu machen. Sie war einst eine wichtige Vorburg für Rappottenstein und Aggstein. Weiter führt der Weg ohne Anstrengung zwischen Wacholdergruppen nach Schönbach (wertvoller spätgotischer Flügelaltar), dann vorbei an Naturdenkmälern aus Granit nach Traunstein und neben dem großen, von Fichten gesäumten Weiherteich nach Ottenschlag, dann über den Hausberg der Wachau, den Jauerling, nach Spitz. Bisher vier Wandertage.

Spitz – Mariazell (Wachau und Voralpen):

An der Donau liegt der tiefste Punkt des Nord-Süd-Weitwanderweges mit 196 m über dem Meer. Hier betritt man historischen Boden. Der Fund der „Venus von Willendorf" (5 km von Spitz) gibt an, daß hier schon vor 25.000 bis 30.000 Jahren Menschen lebten. Allein schon dadurch, daß die Donau der einzige große Strom Mitteleuropas von Westen nach Osten ist, war sie von jeher eine bedeutende Völkerstraße, ein wichtiger Handelsweg. Über die Schönheit der Landschaft, den guten Wein könnte man manches schreiben, viele kennen dieses Gebiet wegen der Baumblüte oder auf Grund einer Schiffsreise, und allen anderen möchte ich raten, das wohl schönste Stück an der Donau zu besuchen. Auf der Ruine Aggstein halten wir Rast und frischen unser geschichtliches Wissen ein wenig auf, denn hier stand einst eine der wichtigsten Burgen des Donautals und des Herzogtums der Babenberger.
Zu den bedeutendsten Kulturstätten am Nord-



Weitwanderwegkreuz am steirischen Seebergsattel
Fotohaus J. Kuss

Süd-Weitwanderweg zählt ohne Zweifel das Stift Melk, ist es doch das bekannteste spätbarocke Bauwerk im deutschen Sprachraum, ein Werk des großen Baumeisters Jakob Prandtauer (erbaut 1702 bis 1726). Auch die Inneneinrichtungen der Stiftskirche und des Klosters stehen der Außenarchitektur in keiner Weise nach, sie wurden ja von den bedeutendsten Meistern der damaligen Zeit geschaffen. In seiner Gesamtheit strahlt das Bauwerk eine Harmonie aus, die man kaum anderswo findet.
Dann führt uns der Weg am größten Naturpark Niederösterreichs, „Ötscher-Tormäuer", vorbei. Ein Besuch dieser geschützten Landschaft lohnt sich auf jeden Fall. Später kommen wir durch Lackenhof, über den Riffelsattel, zur Gemeindealm und zum bekannten Wallfahrtsort Mariazell, zur Magna Mater Austriae. Wer könnte auch nur annähernd sagen, wie viele Pilger aus allen Ländern, allen Ständen und Altersklassen seit 1200 zur Himmelskönigin nach Mariazell gekommen sind, um ihr ihre Nöte und Bitten vorzutragen.

Auch die Umgebung von Mariazell bietet viele Möglichkeiten zum Wandern. Gehzeit Spitz – Mariazell vier Tage.

Mariazell – Leoben (über die steirischen Almen):

Diese Teilstrecke weist schon alpines Gelände auf, besonders schön ist der Weg über das Tonion und die Hohe Veitsch. Am steirischen Seeberg kommen wir zu einem interessanten Punkt: Hier kreuzen einander die europäischen Fernwanderwege Nr. 4, Pyrenäen–Jura–Neusiedlersee und Nr. 6, Ostsee–Wachau–Adria, in letzteren ist auch der Nord-Süd-Weitwanderweg eingegliedert. Als sichtbares Zeichen dieser Kreuzung wurde hier das erste europäische Fernwanderwegekreuz errichtet. Wie hineingewachsen paßt dieses Denkmal in diese Umgebung.
Die Überquerung des Hochschwab, mit 2227 m ist er der höchste Gipfel unseres Wanderweges, bleibt für jeden Wanderer ein Erlebnis, ein herrlicher Rundblick entschädigt für alle Mühen. Eindrucksvoll ist die Wanderung bis zum Präbichl. Der Eisenerzer Reichenstein ist unser nächstes Ziel. Hier stehen wir mitten im Land der Eisenwurzen. Schon die Kelten und Römer schürften hier nach dem kostbaren Gut, und heute noch gibt der Erzberg tausenden Menschen direkt und abertausenden indirekt Arbeit und Brot.
Bei Leoben überquert man die Mur, und ich halte es für angebracht, sich Zeit zu nehmen, um die Sehenswürdigkeiten der einst bedeutenden Eisen handelnden Stadt zu besichtigen.

Leoben – Eibiswald (Wandern über die schönen steirischen Almen):

Der Anstieg zur Mugl über die Schmalhuben ist durchaus schön, nur scheint es, daß der Weg kein Ende nehmen will.
Von dieser Kontrollstelle wandert man vier bis fünf Tage immer auf Almböden mit gut ausgetretenen Steigen, meist oberhalb der Waldgrenze bei 1600 bis 2000 m, über die Hoch-, Glein-, Stub-, Pack- und Koralpe bis zur Brendlhütte fast ohne Anstrengung. Nur am ersten Tag heißt es 9 bis 10 Stunden wandern, bis man die nächste Hütte nach der „Durststrecke", das Gleinalmhaus, erreicht. Das Wandern über die schönen steirischen Almen ist ein Genuß, man kann sich dabei richtig erholen.

Für das Auge blüht hier eine schier unvorstellbare Menge von Blumen, jede, so scheint es, möchte gerne einzeln bewundert werden. Ganze Rudel Gemsen kann man aus nächster Nähe beobachten, die Fernsicht von den höchsten Punkten des langen Gebirgszuges ist einmalig, sei es hinunter ins Murtal oder in die Südsteiermark, hin zu den Windischen Büheln oder Karawanken. Die Julischen und Karnischen Alpen zeigen sich am Horizont, breit steht die Kulisse der Hohen und Niederen Tauern, der Eisenerzer Berge und des Hochschwab vor uns. Die Luft ist frei von Verschmutzung und für die Füße liegt ein riesig großer Almteppich bereit.
Vom Koralmschutzhaus (OeAV-Sektion Wolfsberg) über den 2141 m hohen Speikkogel tritt man meistens den letzten Wandertag auf dem Nord-Süd-Weitwanderweg an. Zuerst geht man über Almen, dann durch Wälder und zum Schluß an Obstkulturen und Maisfeldern vorbei zur letzten Kontrollstelle unseres 500 km langen Weges nach Eibiswald. Still, oft verträumt, liegt der schöne Markt, in einer Mulde von kalten Winden durch die Koralpe und ihre Ausläufer geschützt, im Saggautal. Das Klima erlaubt hier, daß Wein, Mais, Edelkastanien und Tabak prächtig gedeihen. Viele Nord-Südweg-Wanderer machen nach dieser 500 km langen Tour noch einige Tage Urlaub in Eibiswald, dann feiert man bei einem Glaserl guten Schilcher Wein die Ausdauer, die der Weg jedem abverlangt, ist stolz, daß man ihn durchwandert hat, man hebt das Glas auf die vielen schönen Erlebnisse, die man hatte, wenn auch der Wettergott nicht jeden Wunsch erfüllte. Mancher jedoch überlegt schon im geheimen, den Weg nochmals vom Nebelstein bis Eibiswald zu gehen.

Anschrift des Verfassers:
Carl Hermann
Grillenstein 58
3950 Gmünd

Europäische Fernwanderwege – ein Überblick

HANS SCHMIDT

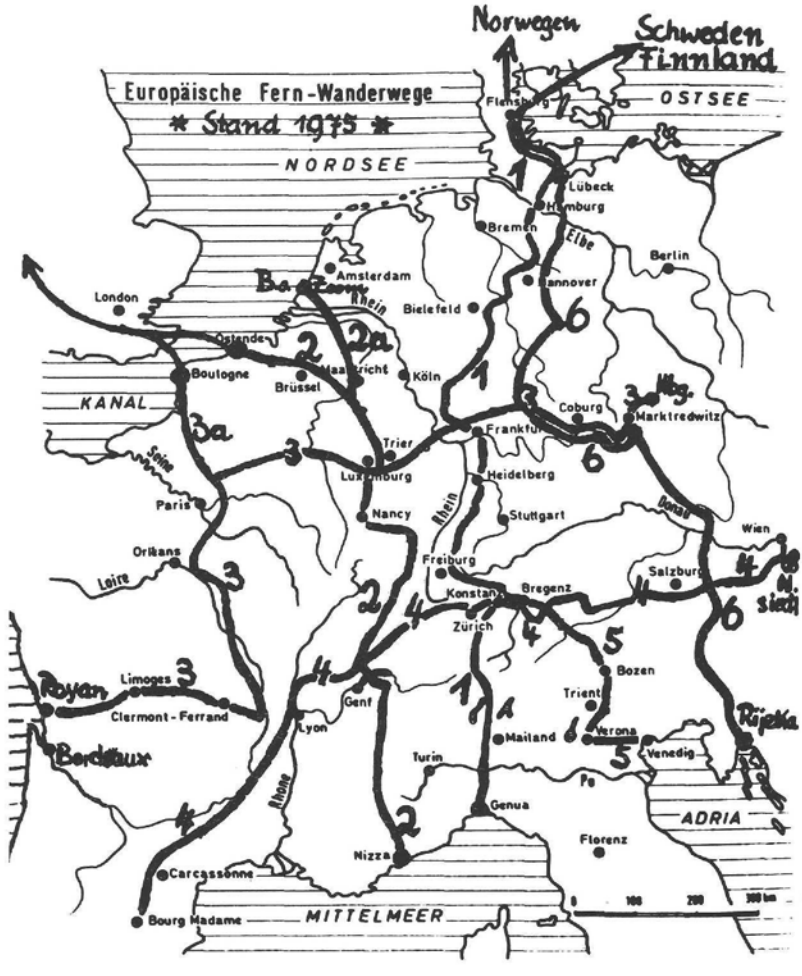
Nach der Einweihung der Fernwanderwege 4 „Pyrenäen-Jura-Neusiedler See" und 6 „Ostsee-Wachau-Adria" im Juni 1975 an ihrem Kreuzungspunkt Seebergsattel/Steiermark hat nunmehr die Europäische Wandervereinigung alle 6 geplanten Fernwanderwege der Öffentlichkeit übergeben. Dies bedeutet freilich nicht, daß alle diese Wege im touristischen Sinne ganz fertig sind. Führer z. B. sind erst vorhanden für den Fernwanderweg 5 „Bodensee-Adria" und für den Fernwanderweg 1 „Nordsee-Bodensee-Gotthard–Mittelmeer" [1], beide nur deutschsprachig. Für den Abschnitt Vogesen-Jura-Genfer See-Chamonix-Nizza des Fernwanderweges 2 „Holland-Mittelmeer" gibt es gute Führerhefte in französischer Sprache, zu beziehen beim Herausgeber[2]; es muß in französischer Sprache bestellt werden. Die deutschsprachige Wegebeschreibung für den E 2 ist in Bearbeitung, Erscheinen nicht vor 1977. Für den eingangs genannten Fernwanderweg 4 gibt es einen deutschsprachigen provisorischen Führer von Dr. Wurst[3], und zwar für den Abschnitt Dornbirn-Wien, hier verlaufen der europäische Fernwanderweg 4 und der OeAV-Weitwanderweg O 1 gemeinsam. Für die Teilstrecken des E 4 durch Frankreich und die französischsprachige Schweiz sind deutschsprachige Wegbeschreibungen ebenfalls erst 1977 zu erwarten. Schließlich der eingangs genannte Fernwanderweg 6: hier sind bis jetzt die Führer vorhanden für den in den E 6 eingefügten OeAV-Nordwaldkammweg Dreisessel – Nebelstein und den OeAV-Weitwanderweg O 5 Nebelstein – Eibiswald, deutschsprachig, und für den Abschnitt Radlpaß – Rijeka ein slowenisch-kroatischer Führer[4], der in Kürze auch in deutscher Sprache zu haben sein dürfte.
Nach grober Schätzung sind gut 60 Prozent der bisherigen Begeher der Hochgebirgsabschnitte der europäischen Fernwanderwege, wie erwartet wurde, Mitglieder europäischer Alpenvereine, hier weit an der Spitze liegend der DAV, gefolgt vom OeAV. Angesichts dieses lebhaften Interesses nennen wir nachstehend

noch einmal die alpinen Wegabschnitte der Fernwanderwege:
Fernwanderweg 1: Abschnitt Gotthard und oberes Tessin
Fernwanderweg 2: Abschnitt Genfer See-Nizza (Savoyische Alpen)
Fernwanderweg 4: Abschnitt Dornbirn-Wienerwald (Nördl. Kalkalpen)
Fernwanderweg 5: Abschnitt Bregenz-Allgäu-Südtirol und Lessinische Alpen
Fernwanderweg 6: Abschnitt Steirische Alpen und Bachergebirge (Slowenien)[4]

Auskünfte über alle europäischen Fernwanderwege erteilt das Sekretariat der Europäischen Wandervereinigung, Hospitalstraße 21 B, D 7000 Stuttgart 1

1 beide Fink-Verlag, Stuttgart 1973 und 1975 (E 1); E 5: 2. Auflage in Vorbereitung
2 Comité National des Sentiers de Grande Randonnée, 92, rue de Clignancourt, F 75018 Paris
3 OeAV-Sektion Verband Niederösterreich, A-3430 Tulln, Königsstätterstraße 4
4 Verband der steirischen AV-Sektionen, A-8010 Graz, Färbergasse 6

Anschrift des Autors:
Hans Schmidt, Mitglied der Wegekommission der Europäischen Wandervereinigung
Obere Mühle 1
D-8972 Sonthofen



Beinfrau unterwegs

Von einer, die auszog, einen Alpenvereinsführer zu schreiben

LISELOTTE BUCHENAUER

„Beinmann" oder „Beinfrau" heißen in der Journalistensprache der- oder diejenige, welche die Erhebungen oder Nachforschungen (mit dem Fremdwort „Recherchen" genannt) zu pflegen haben. Ein solcher armer geplagter Beinmensch muß flink, wendig und vor allem ständig „auf der Achse" sein; er wird von niemandem beneidet, nicht einmal von seinen Feinden!

Als mir der Bergverlag Rother/München, schon vor Jahren das ehrende Angebot machte, den von mir bearbeiteten „Kleinen Führer durch die Ankogelgruppe" von Robert Hüttig durch einen größeren Alpenvereinsführer zu ersetzen, da konnte ich mich anfangs nicht dazu entschließen. War ich doch damals noch ganztägig berufstätig, schrieb in meiner kargen Freizeit mehrere Bücher und Mengen von kleineren Arbeiten – wie hätte ich da auch noch die große Arbeit an einem Führer leisten können? Vor drei Jahren nahm ich aber die Gelegenheit wahr, mich selbständig zu machen und als freie Schriftstellerin zu leben. Da habe ich zugesagt. Es war eine Aufgabe, die mich reizte. Daß ich in der Zwischenzeit sehr oft an das Grimm'sche Märchen „Von einem, der auszog, das Gruseln zu lernen" denken mußte, sei nur nebenbei erwähnt! Heute liegt der fertige Führer auf und nun bin ich stolz auf die geleistete Arbeit und denke gerne an die Zeit zurück, da ich als „Beinfrau" unterwegs war . . .

Bitte, nur einen einzigen Regentag!

Das war jeden Abend mein inständiges Flehen, als ich von Anfang bis Mitte September am Südrand der Hohen Tauern in eine Schönwetterperiode geriet. Ich bin ja leider kein Sonnenkind, sondern eine Nebelhexe und gehe bei trübem oder feuchtem Wetter oft um die Hälfte schneller als bei Hitze. Eine Veranlagung, die ich von der Mutter geerbt habe und die uns beiden Bergbegeisterten schon argen Kummer gemacht hat.
Nun, damals in Mallnitz halfen meine flehentlichen Regenbitten gar nichts – es war und blieb ungewöhnlich schön und warm für die Jahreszeit. Ich hätte den Regentag auch dringend als Rasttag gebraucht, hatte ich doch das Gefühl, bereits „auf den Felgen" zu gehen und betrachtete gelegentlich besorgt meine Beine, ob sie nicht schon um zehn Zentimeter kürzer seien! Angeregt, aufgeregt und übermüdet wie ich war, konnte ich – meist erst in der Nacht heimgekehrt – kaum schlafen und mußte früh wieder aus den Federn. Der Himmel tat mir nicht den Gefallen, das ersehnte Naß zu spenden. Das kam erst am Ende meiner Tourenzeit, ausgerechnet als ich den wichtigsten aller Gipfel, den Hölltorkogel, aufs Korn genommen hatte! Doch war es andererseits eine mir neue Erfahrung, einen so langen Urlaub und dazu eitel Sonnenschein zu haben. Gebrauchen doch meine Bergkameraden den Ausdruck „Lislwetter", was besagen will, daß meistens Schlechtwetter ist, wenn ich unterwegs bin!
Als die Nachsommerhitze zu arg wurde, flüchtete ich zu Touren auf die Nordseite der Tauern, was mit Hilfe des Tauerntunnels leicht gelang. Heute gedenke ich gerne jener ersten Wochen als „Beinfrau" (denen noch viele folgen sollten) – sie waren für mich ja auch der Beginn einer neuen Lebensart, wie ich sie mir immer schon gewünscht hatte. Nach langen Bürojahren war ich zum ersten Mal – und zeitlebens – auf „freiem Fuß"!

Von alpinen Hechtsprüngen und Ausrutschern

Als erstes Ziel hatte ich mir – es lag noch Neuschnee vom letzten Wettersturz – eine „Nachbegehung" des mir schon bekannten Tauern-Höhenweges in Teilstücken vorgenommen. Mit der Ankogelbahn fuhr ich bis zur Bergstation und bedauerte wie schon oft, daß solche Bahnen erst um 8 Uhr, im September oft erst um 9 Uhr mit dem Betrieb beginnen. Die letzte Bahn fährt meist um 17 Uhr, manchmal auch früher. Eine Früh- bzw. Spätgondel für Bergsteiger wäre kein Luxus!
In 2600 Meter Seehöhe war es eiskalt, es pfauchte ein unfreundlicher Wind. Daß ihm 14 Tage Schönwetter folgen sollten, war mir ja noch nicht bekannt. In der Gondel war ich mit einer Schar putziger kleiner Skifahrer und Skifahrerinnen gefahren. Sie erzählten mir, sie seien Rennfahrer und trainierten am Lassacher Kees, wo auch sommers ein kleiner Schlepplift läuft. Dann tänzelten sie vor mir auf dem schmalen,

verschneiten Steig, der sich „Höhenweg" nennt, gegen den Ankogel zu. Gelegentlich rutschte eines der Kinder ab und schlug ins Geröll. Ich konnte mir Gedanken machen über ihre Betreuer und die Sicherheit und Unsicherheit von „Höhenwegen"! Bei der Markierungstafel, die zum Ankogel weist, verlor ich sie aus den Augen, denn ich beging den „Goslarer Weg". Mittlerweile war die Sonne hervorgekommen, der junge Schnee sprühte auf und auch neben dem Steig glitzerte es. Dicke, weiße Quarze, aber gelegentlich auch durchsichtiges Material fesselten meinen Blick. So nebenbei kramte ich meinen neuen Fotoapparat aus dem schweren Rucksack und gedachte zu fotografieren (was ich vorher nur selten gemacht hatte). Mit einem Auge sah ich auf einen funkelnden „Edelstein" im Geröll, mit dem anderen auf die sieben herrlichen nach Nordwesten gerichteten Grate des Säuleck-Maresenspitzgrates und wollte abdrükken – da lag ich plötzlich nach einem prächtigen Hechtsprung mitten auf dem Steig! Im letzten Augenblick hatte ich noch die neue Kamera mit dem Arm schützen können, aber Ellbogen und Knie waren schmerzhaft aufgeschlagen und bluteten. Ich hab mir die Lehre zu Herzen genommen und begegne seither jedem Fotomotiv mit Gelassenheit und der nötigen Aufmerksamkeit.

Da ich nach einem Skiunfall ohnedies schon am Stock gehen mußte und mit dem linken Bein hinkte, war nun ein Ausgleich gegeben durch die Wunde am rechten Bein, und ich war im wahrsten Sinne des Wortes zur „Beinfrau" geworden! Vorsichtig beging ich den weiteren Höhenwegteil; bald nach der Abzweigung des Steiges zum Ankogel hatte ich mit anderen Bergsteigern Gelegenheit zu besonderer Vorsicht: da führt der Steig über einen ausgesetzten Hang, unterhalb sind Wände und eine Schlucht. Die oft nur fußbreiten Tritte, mit Sand bedeckt, waren durch den schmelzenden Neuschnee glitschig geworden. Mein Stock bzw. die Pickel der anderen Bergsteiger waren eine wertvolle Stütze, doch wir waren uns alle einig, daß – schon in Anbetracht der vielen Seilbahngäste, die am Höhenweg „laufen", wie sie es nennen – dort eine Versicherung angebracht werden müßte. Die gleiche Feststellung machten wir wenig später an der Klanhapscharte, wo es ausgesetzt um ein felsiges Eck herumgeht. Doch hat man dort wenigstens Griffe und einen guten Steig.

Die Verfasserin

Ich überprüfte dann noch den weiteren Verlauf des Steiges am Törlriegel vorbei bis zur Celler Hütte, 2240 m, der DAV-Sektion Celle. Ich fand diese vorbildliche Selbstversorgerhütte mit guten Lagern, Propangaskocher usw. offen. Sie ist allerdings kein Stützpunkt für Feriengäste, sondern nur für Begeher des schwierigen und gefährlichen Höhenwegstückes mit dem Lassacher Winkelkees über die wilde Lassacher Winkelscharte zur Gießener Hütte. Ab der Celler Hütte gegen das weit hinauf abgeschmolzene Winkelkees wird das Gelände unwegsam; der sterbende Gletscher hat unendliche Geröllhalden hinterlassen, die sich auch gegen das Seebachtal hinab ergießen. Und der schmale Schluf vom steilen Kees in die Lassacher Winkelscharte besteht in trockenen Sommern aus blankem, schwarzen Eis. So war es in jenen Septembertagen des Jahres 1973. Mir war die Gefährlichkeit dieser Scharte, die weit unterschätzt wird, schon bekannt. Sie soll, wie mir Bergrettungsleute erzählten, fast jedes Jahr ein Todesopfer fordern. Am Heimweg von der Celler Hütte sah ich einen Hubschrauber durch das Seebachtal fliegen und hatte sofort trübe

Ahnungen, die sich auch bestätigten. Wieder ein tödlicher Unfall: eine Frau war abgestürzt. Ich habe ihren völlig verstörten Ehemann bald danach in Mallnitz gesehen. Bergrettungsmänner schilderten mir den Hergang des Unglücks: die beiden hätten auf einer Schutzhütte nach dem Höhenweg gefragt und jemand hätte sie schon auf die Gefahr aufmerksam gemacht, ihnen sogar ein Seil geliehen. Trotzdem wäre die zuerst absteigende Frau auf dem steilen Eis in der Schartenrinne ausgeglitten und hätte den Mann mitgerissen. Aus dieser Erzählung war zu entnehmen, daß die beiden in der Bedienung des Seils nicht geübt waren und auch keine Steigeisen gehabt hatten.
Dieser bedauernswerte Unfall war unter anderem der Grund, daß ich auf die Gefährlichkeit des Höhenwegstückes zwischen Celler und Gießener Hütte mehrmals hingewiesen und auch den ganzen Ankogel-Goldbergführer sehr vorsichtig verfaßt und vor den gefährlichen Stellen eingehend gewarnt habe.
Die Gießener Hütte ist im schrecklichen Katastrophenfrühling 1975 einer Lawine zum Opfer gefallen und wird erst 1977 wieder neu aufgebaut sein, so daß eine Begehung der Lassacher Winkelscharte auch wegen des mangelnden Stützpunktes ein noch gefährlicheres Unternehmen ist als früher. Im verbliebenen Stall der Gießener Hütte ist ein Notquartier für Bergsteiger eingerichtet.

Vom Mineralien-Parzival und besseren Begleitern

Wer in der Nähe einer Bergbahn unterwegs ist, der kann etwas erzählen – so möchte ich ein altes Sprichwort auf meine Erfahrungen am Tauern-Höhenweg hin abwandeln. Was einem da begegnet an treuherziger Bergschwärmerei und schreiendem Unverstand, an grenzenloser Überheblichkeit, an erschreckender Markierungs-Schlamperei und gefährlicher Gedankenlosigkeit – es könnte ein ganzes Buch füllen! Ein Trost in solch trübem Erleben sind da einzelne Glanzlichter, gesetzt von Zufallsbegleitung und -begegnung. So war jener Bergsteiger aus dem fernen Schleswig-Holstein, der sich mir mit seiner Frau auf manchen Touren angeschlossen hatte und der in grenzenloser Zuneigung zum Berg ganz einfach alles über die Berge wissen wollte, mit seinen vielen Fragen für mich ein interessanter Begleiter. Ich mußte vieles, was mir vorher selbstverständlich erschienen war, neu überdenken. Ich bin ihm zu Dank verpflichtet, denn er hat mir mit seiner fast kindlichen Wißbegierde eine neue Sicht auf die Berge eröffnet.
Als krasser Gegensatz dazu jene Gruppe von groben Pseudo-Bergsteigern, die saufend auf den guten Lagern der Celler Hütte herumknotzten und nicht einmal die schweren Bergschuhe ausgezogen hatten!
Als lustiges Zwischenspiel die Bemerkung eines kurzbehosten Sandalen-Bergbahntouristen vor dem Hannover-Haus zu seiner ebenso bekleideten Begleiterin: „Dreieinhalb Stunden zur Osnabrücker Hütte? Was meinst du, gehen wir mal 'rüber zum Käffe?" Ich bin noch nie einem Mann nachgerannt, doch diesem stieg ich nach, solange, bis ich mich überzeugt hatte, daß ihm dreieinhalb Stunden zur „Käffezeit" doch etwas zu lang erschienen waren!
Ich habe ihn den Mineralien-Parzival genannt, jenen noch jungen Mann im dicken Schnürlsamtanzug, der eines Tages am Höhenweg vor mir stand, einen großen Hammer sichtbar in der Faust (die er besser zum Anhalten an den Zacken der Klanhap-Scharte hätte verwenden sollen!). „Wissen Sie, ich bin nämlich Mineraliensammler!" erklärte er mir mit wichtiger Miene. Sprach's und schlug dem nächsten Felsblock auf den Kopf, daß die scharfen Steinsplitter nur so herumflogen! Wir befanden uns in der Nähe der Großelendscharte, dort, wo heute noch eine vergilbte Wegtafel „Arnoldweg" Unwissende in die Irre führen kann. Und prompt kam es aus dem Munde des Mineralien-Parzivals: „Ich will jetzt noch den Arnoldweg gehen!" Auf meine Frage, wo er denn dann übernachten wolle, wußte er nichts zu sagen. Es war bereits Nachmittag. Ich erklärte ihm lange und wortreich, daß der Arnoldweg kein Weg, sondern eine schwierige Gletschertour sei, einen guten Tag lang bis auf den Gipfel des Großelendkopfes.
„Aber in meiner Landkarte ist ein Pfad eingezeichnet!" sagte er entrüstet und wies mir eine solche, die erst einige Jahre alt war. Tatsächlich war da ein – in Wirklichkeit nie vorhanden gewesener! – Steig über Hannover-Scharte und Großelendkees eingezeichnet. Er folgte dann meinem Rat, für den Rest des Tages wirklich nur Mineralien sammeln zu gehen und am Hannover-Haus zu übernachten. Zumindestens sah und hörte ich ihn, Steine zertöppernd, durch die Kare zurückwandern!

Auch dieses Erlebnis bestärkte mich darin, im AV-Führer auf solche veralteten, irreführenden Tafeln besonders hinzuweisen und ihre Entfernung zu verlangen.
Junge, flinke und sehr leistungsfähige Bergsteiger, die ich kenne, haben später den „Arnoldweg" von dort aus begangen. Sie berichteten, daß allein schon die Rinne zur Hannover-Scharte unangenehmst gewesen wäre und daß sie am Großelendkees bei Nebel fast den ganzen Tag gebraucht hätten, um im unheimlichen Spalten- und Schrundgewirr zur steilen Felswand des Großelendkopfes hinzufinden!
Ich habe den „Arnoldweg" schon vor Jahren von der Osnabrücker Hütte über die spaltigen Eisbrüche des Großelendkeeses begangen und ihn auch in dieser Art als schwierige, kombinierte Tour für Hochalpinisten im Ankogelführer beschrieben.

Meine anstrengendste Tour

Manches Mal denke ich darüber nach, welche wohl die anstrengendste Tour meines Bergsteigerlebens gewesen sein mag. Die siebenstündige Kletterei über den gesamten Windlegergrat, mit Aufstieg und Abstieg zur Bachlalm 17 Stunden? Oder die Zweit- und Drittbegehungen im unbekannten Brentenkopfkamm der Schobergruppe, wo ich nach zwölfstündiger härtester Anspannung am Heimweg mit den Füßen zu „multiplizieren" begann? Oder der Südlgrat bei Regen, Eis und Schnee, als wir das seltene Erlebnis hatten, an diesem Tag die einzigen Glockner-Ersteiger zu sein? Nein, alles das habe ich prächtig überstanden und sogar „genossen". Meine anstrengendste Tour vollzog sich auf einem verhältnismäßig einfachen Pfad, dem alten und neuen AV-Steig durch das Maltatal zur Osnabrücker Hütte!
Es war ein feuchtschwüler Julitag, als ich von Gmünd mit Bus und „Pflicht"-Taxi zur Gmünder Hütte fuhr. Viel zu spät am Tage – wegen der Verkehrsverbindungen – konnte die Tour begonnen werden. Doch ich brauchte sie nötig für den Ankogelführer. Auf der Gmünder Hütte im vorsintflutlichen Matratzenlager zu übernachten, hatte ich keine Lust gehabt. Das kannte ich zur Genüge von früheren Hafner-Touren!*

* Die Gmünder Hütte ist mittlerweile besser ausgebaut worden.

Die Wanderung ließ sich recht gut an. Konnte ich doch „das Tal der stürzenden Wasser" noch mit allem Wasserzauber erleben: die tosende, ungebändigte Malta, die vielen stäubenden Wasserfälle zu beiden Seiten des engen Tales. Vom Hohen Steg sah ich hinab in den berühmten „Blauen Tumpf" und wanderte dann mit Genuß den schmalen AV-Steig nahe der Malta zur Wolfgangalm. Viel Wandervolk war dort unterwegs, das meiste davon Tal-Urlauber mit Sandalen oder Halbschuhen, auf dem feuchten Pfad herumrutschend. Die „Bock-Platte", ein flacher, von Wasser überrieselter Plattenschuß, der (versichert) zu überqueren ist, hielt mich einige Zeit auf – es war so angenehm, in dem lauen Wasser herumzuplanschen! Auch bei der Gedenktafel für einen Hütten-Träger, den das Gewicht seines Gepäcks in die Malta geworfen hatte, blieb ich einige Zeit stehen. Hatte ich doch seltsamerweise einige Tage vorher in der Eisenbahn den Sohn dieses bedauernswerten Mannes kennengelernt!
Solche merkwürdigen Begegnungen und Erlebnisse habe ich öfters in den Bergen. Ganz in der Nähe des Maltatales vor wenigen Jahren: Wir hatten über die Lanisch-Scharte gehen wollen, welche früher ein wenn auch selten benützter Übergang zwischen Kattowitzer Hütte und Pöllatal war. Doch standen wir nach weglosem Anstieg vor diesem Schutzhaus verdutzt auf dem ungangbar ins Lanisch abbrechenden Kamm und mußten die Scharte erst suchen. Dann wurde unsere Verblüffung noch größer: das war kein normal begehbarer Übergang! Eine wilde, brüchige Felsklamm zog da zu einem Eisfeld hinab. „Ein Huster – und die ganze Wand bricht ab!" war unsere einhellige Meinung. Im alten Ankogelführer von Hüttig-Kordon war diese Tour wohl als steil, aber unschwierig eingestuft. Kunststück – damals reichte ein Firnfeld bis zum Bergkamm hinauf! Die Klamm ist später erst ausgeapert; die Markierung – zum Glück – auch nicht mehr erneuert. Leider stand aber nahe der Kattowitzer Hütte noch eine alte Wegtafel, welche auf die Lanisch-Scharte hinweist: Wir schrieben später darauf: „Nur für Selbstmörder" und forderten die Sektion Kattowitz auf, die Tafel entfernen zu lassen. Bevor wir unverrichteter Dinge wieder zur Kattowitzer Hütte zurückgingen, hatte ich damals, einem plötzlichen Einfall folgend, zu meinem Gefährten gesagt: „Da liegt bestimmt irgendwo eine Leiche!" Längst war die

makabre Bemerkung vergessen, als uns beim Hinauswandern im Vorderen Maltatal ein Gendarmeriebeamter mit Pkw auflas und mitnahm. Doch als das Stichwort „Lanisch" fiel, sagte der Mann zu unserem Schrecken: „Dort muß noch die Leich' von einem Alleingänger liegen, der über die Schartn ins Lanisch absteigen hat wolln. Mir habn ihn trotz langem Suchen noch nicht gefunden!"

Nach diesem Abschweifen in fast übersinnliche Gefilde und an den jenseitigen Hang des Maltatales wieder zurück zum AV-Steig! Nach kaum zwei Stunden Wanderung ab der Gmünder Hütte hatte ich das Gasthaus „Almrausch" auf der Wolfgangalm erreicht, 1565 m. Es ist im Sommer bewirtschaftet und hat sogar einige Touristenbetten; Übernachtung ist Freitag und Samstag möglich, da Freitag früh die Arbeiter aus dem Tal transportiert werden und erst Sonntag abends wieder einrücken müssen. Diese drei Tage sind auch die günstigsten für eine Durchwanderung des Maltatales, die man machen sollte, solange die Wasser noch stürzen – bis 1978 soll die Kraftwerksgruppe Malta der Österreichischen Draukraftwerke fertiggestellt sein! Seit 1974 verkehren auch schon Taxibusse auf der Werksstraße (deren Begehen wie auch das Durchschreiten der Stollen und Tunnels von der Werksleitung verboten ist).

Im „Almrausch" machte ich kurze Rast und wanderte dann ca. ¼ Stunde weiter auf der Straße – dort muß man sie betreten – bis zur Abzweigung des AV-Steiges, der unter Leitung des bekannten Bergführers und Alpinberaters der ÖDK, Hias Kumnig, angelegt worden ist, um den Wastlbauer-Speicher und die Staumauer zu umgehen. Da man mir schon beim „Almrausch" gesagt hatte, daß der Steig sehr anstrengend sei und man am Wochenende auch auf der Straße gehen könnte, wollte ich mir in der mittlerweile aufgekommenen Schwüle den AV-Steig ersparen, auf der Straße gehen und dabei auch der Malta näher sein. Den Steig wollte ich dann als Rückweg benützen. So ließ ich ihn rechts liegen, machte aber dabei einen entscheidenden Fehler: Ich übersah das zur

Prachtvoll gegliedert zeigt sich die Hochalmspitze (3355 m) vom Ankogel (3246 m). Links die Preimelspitze (3176 m) und die Preimelscharte (2977 m), Großer Elendkopf (3312 m), gleich links vom Hochalmgipfel. Davor das Großelendkees. Der Grat in der Bildmitte führt von der Cellerspitze (2831 m) über die Kärlspitze (2948 m) zur Jochspitze (3203 m), darunter das Winkelkees

R. Gritsch

ehemaligen Wastlbaueralm und zum damaligen „Hauptquartier" führende ebene Straßenstück und strebte – nach Bergsteigerbrauch zur Höhe. Eine Straße zog da in Windungen bergauf. Einmal überholte mich ein riesiger Lkw mit eingebauter Betonmischmaschine; der Fahrer grinste heraus, sagte aber nichts. Ich kam bald zu einem unbeleuchteten Tunnel und marschierte eiligst hinein, Schatten und Kühle suchend. Doch nach etwa hundert Metern wurde es stockfinster und unheimlich! Taschenlampe hatte ich keine mit. Ich tappte noch einige Schritte weiter, stolperte aber dann und beschloß, umzukehren. Zurück zum AV-Steig! Der Spaß hatte mich fast eine Stunde gekostet, mittlerweile war es Mittag geworden.

Auf meist feuchtem Pfad, über Stein- und Holzstufen, großartig geplant und mühevoll bearbeitet und gelegt, manchmal mit Seilgeländer versehen, quäle ich mich mehr als vierhundert Höhenmeter empor. Wasserläufe sind auf grob behauenen Balken zu queren, über Trittsteine springe ich in sumpfigem Gelände durchs Krumpenkar, 2027 m. Eine Wegtafel mitten darin hat etwas ungemein Verlockendes: Da ginge es zur mir so vertrauten Kattowitzer Hütte, die wie eine kleine Westalpenhütte im steinigen Kar thront; nur 1½ Stunden . . . doch ich will ja das Maltatal noch einmal zur Gänze durchwandern, bevor das Kraftwerk die Landschaft verändert! So quere ich in anstrengendem Auf und Ab durch öde Kare, schlüpfe durch enge Felsstellen, wo sogar einmal ein Drahtseil angebracht ist, patsche einige Male ins Sumpfwasser, das mir abwechselnd ins Gesicht oder ins Kreuz spritzt, und verfluche abwechselnd das „blöde Bergsteigen" (was ich noch nie getan habe!), den Ankogelführer und das Maltatal – und stehe dann doch wieder beruhigt und beglückt vor der Riesenstaude einer Türkenbund-Lilie, die sich mitten im Felsen angesiedelt hat.

Noch sind etliche Wasserfälle zu sehen, z. B. der hohe Findelkarfall an der anderen Talseite und die breiten schimmernden Wasserbänder im Kölnbreinkar, die „Enzianfälle".

Etwas bequemer wird nun der Pfad, und ich komme zum sogenannten „Adlerhorst", auch Sperrenhaus genannt, wo während der Bauzeit die Bauleitung untergebracht ist und später ein Hotel entstehen soll. (Ein Jahr später war dieses Gebilde schon zur vollen Höhe gediehen, ein riesenhafter weißer Bau mit Luken, der da wie der sagenhafte Babylonische Turm mitten in der Bergwildnis steht!) Bergab, am rauschenden Kölnbreinbach vorbei, erreiche ich den ehemaligen Samerboden, früher eine stille Au. Heute ist dort ein großer Parkplatz ausgeschoben. Ich sehe auch schon den Stollen, wohin man die Malta bereits umgeleitet hat. Doch weiter in den Talschluß führt nur mehr ein Steig, und es ist der alte Zustand, wie ich ihn seit 25 Jahren kenne und wie er auch vor hundert Jahren gewesen sein mag: die Krüppellärchen und Knüppeldämme, das alte Jagdhaus Sameralm, die Krummholzbüsche und hoch darüber die Gipfel: zur Linken das ganz unbekannte Findelkar, vor mir die Schwarzhörner, fast 3000 m hoch, dunkelfelsig und weiß von Schnee. Zur Rechten ein weites, breites Feld, das Kölnbreinkar – ob man es nach beendigtem Kraftwerksbau als das herrliche hochalpine Skiland entdecken wird, das es ist? Darüber, von hier flach wirkend, nach Norden und Osten aber mit gewaltigen Wänden abstürzend, zu den wildesten Gipfeln der ein samen Hafnergruppe zählend, das Petereck, die Kölnbreinspitze und die Kalte Wand. Werden Petereck und Kölnbreinspitze wenigstens noch gelegentlich besucht, so ist die Kalte Wand mit ihrer fünfhundert Meter hohen Nordostwand oder ihrem spitzigen Nordgrat überhaupt kein Begriff. Die Verschlossenheit des Jagdgebietes Moritzen an ihrem Fuße hat viel zu ihrer Unberührtheit beigetragen.

Mit wenig Steigung führt der altvertraute Hüttenpfad nun ins Große Elend hinein, vorbei an der Reckenbichlalm, die sich an den Hang duckt. Auch sie wird im Stausee verschwinden! Schon sehe ich an manchen Stellen, an Felswänden oder großen Steinen, mit blauer Schrift die magische Zahl „1900". Sie markiert die Uferhöhe des Kölnbreinspeichers, der bis ca. 20 Gehminuten vor die Osnabrücker Hütte reichen wird . . .

Obwohl es mittlerweile Nachmittag und inmitten der Eisberge kühler geworden ist, der Steig wirklich nur angenehm steigt, werde ich doch zur „Bergschnecke". In meinem Kopf geht immer ein Vers aus dem „Erlkönig" herum, etwas abgewandelt: „. . . erreicht die Hütte mit Müh und Not . . ." Weder der Anblick der Wasserschwälle des Großelendbaches noch jener der Hochalmspitze, von der man sogar das Gipfelkreuz über zartgelbem Nebel wie schwebend sah, konnten mich noch aufmun-

tern. Die freundliche Hüttenwirtin der Osnabrücker Hütte brachte mir wortlos einen Riesenhäfen Tee, und mit Hilfe unzähliger Zukkerstücke und stark gesalzenen Speisen wurde ich langsam wieder lebendig. Mehr als acht Stunden hatte ich von der Gmünder Hütte her gebraucht! Doch die Wirtin tröstete mich und erzählte, daß manche Besucher noch viel länger gegangen seien, und daß über den neuen Steig – und zwar das Stück zwischen „Almrausch" und „Adlerhorst" allgemein sehr gejammert werde. Ich bin allerdings der Meinung, daß es sich dabei kaum um Bergsteiger, sondern eher um Tal-Urlauber gehandelt haben dürfte. Der Steig ist sehr gut angelegt, jedoch alpin. Aber wir sind dort eben inmitten hoher Alpenberge, und wenn man da Leute trifft, die jeden Stein vom Pfad entfernt wissen wollen – wie ein solcher Urlauber beim Hannover-Haus einmal verlangte! –, da kann man nur sagen: bleibt auf der Autobahn!

Die Osnabrücker Hütte, an jenem Freitag blitzsauber, mit frisch geriebenen Fußböden, bietet 75 Personen Platz. Sie war damals – gegen Ende Juli – kaum zu einem Viertel besetzt. In 2030 m Seehöhe etwas tief gelegen, ist sie doch ein ausgezeichneter Stützpunkt etwa für den Tauern-Höhenweg oder für den Ankogel über den Ost-Nordost-Grat. Wer diesen durch die Nähe der Ankogel-Seilbahn schon entwerteten Gipfel auf einem noch alpinen Pfad erreichen will, der soll diesen Grat benützen, der schon immer nach dem Anstieg vom Hannover-Haus der zweitwichtigste Zugang war. Er wird nach dem Bau des Kraftwerkes und dem Auffüllen des Stausees noch mehr an Bedeutung gewinnen, da eine Uferstraße geplant ist, welche die Zufahrt in die Ankogelgruppe von Süden und Südosten her natürlich wesentlich erleichtern wird. Auch die Hochalmspitze wurde schon seit alters von der Osnabrücker Hütte her angegangen. Doch muß man dazu die Preimelscharte überwinden, welche je nach Ausaperung ein sehr hartes Stück sein kann, und hat danach noch spaltigen Gletscher und steilen Firn vor sich. Doch da die seit 1975 lawinenzerstörte Gießener Hütte erst 1977 wieder aufgebaut sein wird, ist die Osnabrücker Hütte derzeit auch die wichtigste Unterkunft für die Hochalmspitze.

Daß man von diesem Schutzhaus, das in so prachtvoller Gletscherumrahmung liegt, auch kleinere Bergtouren machen kann, ist wenig bekannt. Da wäre z. B. die nur 2259 m hohe Arlscharte. Über diesen tiefen Einschnitt in den hohen Tauernbergen kamen in früheren Jahrzehnten die Lungauer und Pongauer zu einer Wallfahrt, bei der man durchs Maltatal, Liesertal und Drautal hinaus nach Villach und bis nach Maria Luschari in den Julischen Alpen ging! Wahrlich eine Wallfahrt, bei der man gewiß schon im Anstieg durch das überaus wilde Großarltal auf oftmals von Unwetter und Hochwasser zerstörten Pfaden manche Sünde abgebüßt hatte! Der Südhang der Arlscharte ist noch steiler, aber kurz, wenngleich immer noch rauh. Doch hat man nach einer Zone durcheinandergewürfelter Blöcke bald Wiesengelände erreicht, das von Bergblumen übersät ist. Der Blumenreichtum dieses Gebietes, auch im Norden, ist hervorzuheben. Mag. Frido Kordon, der große Erschließer der Ankogelgruppe, einst in Gmünd als Apotheker ansässig, weiß davon in seinem Nachlaßwerk „Im Tal der stürzenden Wasser" sehr anschaulich zu berichten. Und noch anderes: Zu seinen Lebzeiten, also vor etwa 70 bis 50 Jahren, gab es in dieser Gegend noch Kräuterweiblein, die allen Ernstes glaubten, daß dem Herrn Apotheker alle paar Jahre so ein altes Mutterl ausgeliefert würde, damit er es für seine Tränklein und Pillen verkoche! Sie brachten ihre Ware daher nur mit Zittern und Zagen heran und nahmen dann schleunigst Reißaus. Eine andere unterhaltsame Geschichte oder besser Sage ist weiter draußen im Maltatal zu Hause, wo der 150 m hohe Wasserfall des Perschitzbaches, „Fallbach" genannt, zu Tale donnert. In einem alten Kärntenführer wird er „raketensprühend" genannt, und wirklich schießen von Zeit zu Zeit Wasserstrahlen wie Raketen in die Luft. In der Nähe dieses Fallbaches, in einer Wand oberhalb der Siedlung Brandstatt, haust eine alte Hexe, welche alle 9, 11 oder 13 Jahre ihr Nachtgeschirr ausleert. Es gibt dann Hochwasser, und die Brandstatter müssen Lehm wegräumen und Steine klauben. Doch in dieser Gegend soll auch, einer Sage nach, das Kärntner Lied entstanden sein. Die damals unfrohen Maltataler haben es von einer wunderschönen „Hadischen", einer Saligen Frau, erlernt, sind seitdem froh und sangesfreudig geworden, und von dort aus hat sich das Kärntner Lied im ganzen Land verbreitet. Hört man das wunderschöne, dort entstandene „In der Maltinger Wand hängt a Schleierle", das sogar auf moderne Art noch-

mals vertont worden ist, so mag man diese Sage gerne glauben.

Eine andere, leichte, aber interessante Bergtour führt längs eines anderen Fallbaches von der Osnabrücker Hütte zum Fallboden. Trittsicherheit auf dem in den Stein gesprengten Pfad ist nötig. Es ist der Steig zur Großelendscharte, gleichzeitig eine Teilstrecke des Tauern-Höhenweges zwischen Osnabrücker Hütte und Hannover-Haus. Unterhalb der Großelendscharte sind die Reste des steilen Pleßnitzkeeses zu begehen, wo man allenfalls Steigeisen braucht. Doch wir zweigen auf dem Fallboden nach Norden ab, auf den Steig zum Ankogel, den wir aber auch bald wieder verlassen, um den beiden Schwarzhornseen unseren Besuch abzustatten. In den blaugrünen Wassern spiegeln sich die Gletscher der Hochalmspitze. Der obere See wurde früher von Einheimischen „Schaftod" genannt, sicher nicht ohne Grund. Von der Sektion Osnabrück ist auch eine Markierung über die nahe Zwischenelendscharte ins Kleinelendtal geplant, was eine schöne Rundtour ergäbe. Man käme dabei in einen noch nicht entdeckten Winkel der Ankogelgruppe, zwischen dem Ostrand des Kleinelendkeeses und den Schwarzhörnern, mit Blick auf die schneidigen Felsberge der Tischlerspitzgruppe (wer kennt diese einsamen Dreitausender überhaupt?). Doch ist die in der neuen Freytag-Berndt-Karte 1:100.000, Blatt 19, bereits eingezeichnete Markierung Nr. 539 mit Vorsicht zu genießen! Die Gegend ist unwegsam und wild.

Besser ausgebaut, wenn auch bei Unwettern immer wieder vom Verschütten bedroht, ist der Steig aus dem Großelend- ins Kleinelendtal und zur Kleinelendscharte, 2663 m. Dort steht seit 1974 die Biwakschachtel „Ali lanti", von der S. Badgastein unter ihrem tüchtigen Bergsteigerobmann Dr. H. Greinwald aus einer ausrangierten Gondel der Stubnerkogel-Seilbahn erbaut. Sie hat vier Schlafplätze und wird dem vergessenen Gebiet sicher mehr Freunde einbringen. Die Gipfel allerdings sind nicht leicht. Am besten erreicht man noch den nahen Keeskogel, 2884 m, muß aber auch entweder sehr steilen Firn am Gstößkees oder leichte Kletterei in Kauf nehmen. Den interessanten Namen des Biwaks habe ich unbewußt angeregt, als ich in den „Mitteilungen" des OeAV 1970 unter dem Titel „Kleines Elend – Großes Glück" erstmalig über dieses Gebiet berichtete. Ali lanti ist der alte Name für Elend, und er bedeutet soviel wie andere, ferne Länder. Wer im Mittelalter in ferne Länder ziehen mußte, von dem nahm man für sicher an, daß er in sein Elend ging! Und der Name Elend paßt ja wirklich für diese bisher weltabgeschiedenen Täler.

Noch eine neue Markierung ist von der DAV-Sektion Osnabrück geplant: Nr. 553, vom Pfad zur Preimelscharte abzweigend, zum großen Brunnkarsee, 2526 m. Ein Pfad, der meines Erachtens etwas Zukunft hat. Denn damit wird auch ein neuer Zugang zur kaum bekannten interessanten Dreitausender Oberlercherspitze geschaffen, wo sich auch ein prächtiges Klettergebiet (Brunnkarschneid, sechs Klettertürme der Preimelköpfe usw.) befindet.

Anderntags überprüfe ich, gut ausgerastet, den Pfad zur Preimelscharte und wage mich bis zu den ersten Spalten hinauf. Sie sind zur Linken, im östlichen Teil des Großelendkeeses, und die 2952 m hohe Preimelscharte zeigt trotz der frühsommerlichen Jahreszeit schon Blankeis! Ich erinnere mich an einen Abstieg durch diese Scharte. Damals bestand die Schartenkehle aus einer schwarzen Wand von Eis. Unseren Schwersten ließen wir, wohlgesichert, am Seil hinab. Ich setzte meinen Ehrgeiz darein, nicht hinabgeschmissen zu werden, wie mir die Kameraden androhten, und kroch leise weinend von einem der zum Glück festgebackenen Steine zum andern hinunter. Unser Dritter und Bester sprang, mußte aber von uns beiden aufgefangen werden. Das „Unternehmen Preimelscharte" war gelungen. Doch den stark angeschwollenen Gletscherbach, der uns um vier Uhr morgens nach dem Aufbruch zum „Arnoldweg" kaum ein Hindernis gewesen war, konnten wir nachmittags nur mit Seilgeländer überqueren; wobei mich das tobende Wasser fast mitgerissen hätte. Heute führt dort zum Glück ein gutes Brücklein hinüber – wie lange? Die Elendtäler sind wild und haben rauhe Pfade.

Nach einer „Besichtigung" der Arlscharte und Ersteigung der nahen, 2325 m hohen Arlhöhe über Blockwerk und Rasenkämme, wobei ich wieder in einen unsagbar einsamen Teil der Ankogelgruppe Einblick gewinne, steige ich ins Maltatal ab. Und nun finde ich ab Samerboden ohne weiteres die alte Werksstraße neben der Malta und bin im Nu beim Hauptquartier Wastlbaueralm. Die Talwände über dem Wild-

bach zeigen beidseitig auf Hunderte von Metern – sowohl der Breite als der Höhe nach – weißen, nackten Fels. Bei der Wolfgangalm treffe ich einen Ingenieur, der mich ein Stück im Jeep mitnimmt: „Mit welchem Instrument putzen Sie eigentlich die Wände so kahl?" Er schaut mich an und lacht: „Ach das – das fährt von selbst ab, wenn man den Hang anschneidet!" Aha.

Das war vor zwei Jahren. Mittlerweile hat sich noch mehr verändert. Die Staumauer der Kölnbreinsperre – sie soll über 200 Meter hoch werden – wächst unablässig zur Höhe. Wer das Maltatal noch kennenlernen will, solange die Wasser noch stürzen, der sollte sich sehr beeilen!

Auf Pfadsuche im Hochalmkar

Anlaß zu dieser Bergtour gab jener sagenhafte, in älteren Landkarten eingezeichnete Verbindungssteig zwischen Gießener Hütte und Villacher Hütte. Diesen einsamen Stützpunkt für Hochalpinisten kennenzulernen und gleichzeitig auch den Steig zu erkunden, der uns sehr interessant erschien, waren wir bei einer Periode herrlich milden Herbstwetters ausgezogen. Es war eine „Tour der Rösselsprünge", wie ich sie später nannte, denn wir machten schon beim Anmarsch merkwürdige Winkelzüge: erstiegen von Badgastein aus mit leichtem Gepäck die Kleinelendscharte und wanderten den allerdings unvergleichlich schönen Tauernpfad durch einsame Kare und die von Wassern durchrauschte Prossau wieder zurück, obwohl wir gleich ins Kleine Elend und Maltatal absteigen hätten können. Dann vollführte das Hirn meines Kameraden einen Rösselsprung, und er suchte eine nicht vorhandene Brücke über die Malta, indes wir unterhalb der Gmünder Hütte die Hochbrücke gehabt hätten, wo der Güterweg zur Annemannalm seinen Ausgang nimmt.

Nun auf meine Art rösselspringend, jagte ich ihn dann in die Malta, die wir durchwateten. Das war in der Hitze sehr erfrischend, und die Berghosen trockneten schnell. Dann klommen wir einen senkrechten Himbeerschlag mit einem Abschluß aus überhängendem Schotter hinan,

Hieronymus-Berghaus am Radhausberg, 1905 m. Wurde 1975 von einer Lawine zerstört. (500 Jahre alt) *L. Buchenauer*

bis wir endlich den Güterweg erreichten. Dann war für eine Weile Schluß mit den Sprüngen: gemächlich schlenderten wir bergan, fanden frische Quellen, kamen an der Annemannalm vorbei in hohen Lärchenwald, wo der Steig zusehends schmäler wird. Verwachsen, oft nur als Trittspur kenntlich, aber gut markiert, erfordert er Aufmerksamkeit und dort, wo er über eine kleine Wand hinaufführt, sogar Vorsicht. Hoch über dem Tal schwingt er sich um mehrere grüne Gratäste des Gamsnock herum, läuft zu den sanften Böden der Hochalm aus, überquert den Langen Bach und schlängelt sich schließlich über dem Langen Boden auf einem Rücken aus Gletscherschliff und Gras zum einsamen Hüttlein hinauf. Schon hat uns die kühlere Luft des Nachmittags gestreift, schon werden die Schatten der Berge länger. Hinter dunklen Zirben taucht die Pyramide der Preimelspitze auf, daneben stehen die Preimelköpfe, hinüberziehend zur merkwürdig geformten Stufe der Oberlercherspitze, die wie ein Tafelberg aussieht. Kaum bekannte, ja unbekannte Dreitausender!

Knapp vor Sonnenuntergang erreichen wir das winzige, aber zweckmäßig gebaute Hütterl, nisten uns ein, kämpfen einen langen, aber siegreichen Kampf mit dem rauchenden Ofen und schlafen unruhig in einen strahlenden Morgen hinein. Dann brechen wir auf zur Wegsuche im Hochalmkar. Der Steig soll über die Hochalmscharte, 2526 m, die „Wilden Manns Mähder", die Tripp-Alm und den Winterleitenriegel zur Gießener Hütte führen. Ganz geheuer ist mir nicht dabei, sind die „Wilden Manns Mähder" doch irrsinnig steile Grashänge, von regelmäßigen Felsflecken durchsetzt (es sieht aus, als hätte dort ein Riese gemäht, daher der volkstümliche Name); von Rinnen durchzogen, die alle auszugehen wären ... Vorerst überschreiten wir den Langen Bach auf einem Balken und steigen nach Markierungs- und Pfadspuren gegen das Hochalmkees auf. Bald weisen uns nur mehr Steinmandln zur Höhe, und dann steht eine Wegtafel vor uns, die über das Kees zur Hochalmspitze und in anderer Richtung zur Preimelscharte weist.

Zur Hochalmscharte gibt es keinen Wegweiser

Und auch weder Pfad noch Spur, weder verblaßte Markierung noch Steinmandl. Wir steigen am oberen Rande einer Zone plattigen Gletscherschliffs nach Süden, unter der wild aufgeworfenen, dunklen Klippe der Vorderen Schwarzen Schneid vorbei. Was wäre das für ein Kletterberg – und wer kennt ihn? Viel Schutt und Blockwerk ist zu überwinden, bis wir auf flacherem Boden den Großen Hochalmsee, 2512 m, erreichen. Zartblaues Wasser, das immer heller wird – bis wir bemerken, daß Nebel eingefallen ist. Hundert Meter tiefer liegt der Mittlere Hochalmsee. In seiner Nähe überlasse ich den Gefährten seinen fotografischen Neigungen und suche verzweifelt nach dem Pfad. Die Hochalmscharte ist ganz nahe, doch nichts als ein Trümmermeer führt zu ihr hin, und – jenseits, in diese „senkrecht aufgestellte Wiesn", wie wir Steirer zu derartigem sagen, schaut man am besten gar nicht hinein! Sollte der Pfad so verfallen sein? Oder – erste Bedenken steigen auf – hat es ihn überhaupt jemals gegeben?

Wir müssen absteigen. Vom Unteren Hochalmsee queren wir – nun wieder im Sonnenschein – mitten hinein in die vom Gletscher geschliffenen Platten, springen gefährlich auf ihnen herum, die wie Wasserrutschbahnen naß überronnen sind – nur daß ein Rutscher nicht im Schwimmbecken, sondern im harten Geröll enden müßte! Manchesmal müssen wir viele Höhenmeter wieder aufsteigen, im Zickzack über Platten queren, hinauf – hinab – Rösselsprünge im Hochalmkar!

Das Rätsel des nicht gefundenen Pfades löste sich erst nach einigen Jahren: Als ich im Herbst 1975 den Ankogelführer fertigstellte, ersah ich aus einer kurzen Notiz in einem alten Führer, daß dort einmal eine Steiganlage geplant war! Es dürfte Meldung an die kartographischen Institute gemacht worden sein, welche die Linienführung einzeichneten. Der Steig selbst wurde dann nicht gebaut, wäre dem Gelände nach kaum am Platze, zu sehr vom Abrutschen bedroht. So kann es einem mit Landkarten gehen! Kürzlich las ich im holländischen „bergvriend" einen beachtenswerten Satz, der eine andere Seite des Problems kurz und bündig ausdrückt: „Die Landkarten machen keinen Unterschied zwischen markiertem Weg und markiertem Klettersteig." Ich möchte dazu ergänzen: „Und zwischen Markierungs- oder Fußspuren auf Gletschern", siehe Arnoldweg! Soviel zum Thema Theorie und Praxis von Wegen und Steigen am Berg ...

Der lange, lange Tag am Radhausberg

Es war in jenem September, da ich mich in Mallnitz einquartiert hatte, um Touren für den Ankogelführer zu machen. Ich konnte leider nicht von Hütte zu Hütte wandern. Erstens kannte ich den Tauern-Höhenweg schon, weniger aber die Zugänge aus dem Tal. Außerdem hatte ich Schreibkram mit, Unterlagen, die ich nicht auch noch im Rucksack hätte schleppen können. Ein ständiger Stützpunkt im Tal, zentral gelegen, ist das beste für eine solche Arbeit. Spätere günstige Talorte waren in anderen Jahren Gmünd in Kärnten, später auch Rauris und Döllach, und in Hofgastein bei meiner Bergkameradin Edeltraud Bauer hatte ich sowieso ein Hauptquartier. So konnte ich die vier großen, im Ankogel-Goldbergführer zusammengefaßten Berggruppen Ankogelgruppe, Hochalmspitzgruppe, Hafner- und Goldberggruppe mit ihren vielen Nebenkämmen nochmals gut durchstreifen. Die höchsten Gipfel und viele andere Berge sowie die Schutzhütten kannte ich zum Glück schon, doch hat es sich als unumgänglich erwiesen, daß ich z. B. unter anderem nochmals alle Schutzhäuser besuchte. Als es, wie eingangs erwähnt, in Mallnitz zu heiß wurde, flüchtete ich mit Hilfe eines der günstigen Schleusen-Züge an die Nordseite, nach Böckstein, da ich dort auch zu tun hatte. Der Radhausberg, dieses riesige Massiv mit den Stätten ehemaligen Gold- und Silberbergbaues war zu begehen. Von Böckstein-Ort fuhr ich mit planmäßigem Bus auf der neuen „Gasteiner Alpenstraße" durch mehrere Tunnels ins Naßfeld, 1588 m. Dort ist eine Urlaubslandschaft im Entstehen, die mit dem Fremdenverkehrsnamen „Sportgastein" genannt wird. Ein Sessellift und Schlepper führen bereits bis zum Gipfel des 2686 m hohen Kreuzkogels, und eine Gondelbahn bis auf den Gipfel des Scharecks, 3106 m (das von der Duisburger Hütte her bereits mit Raupenfahrzeugen dem „Skiverkehr" zugeführt wurde!), ist geplant. Ordentliche Unterkünfte am Naßfeld gibt es derzeit nicht; das Valerichaus ist nur Restaurant, und das „Berg- und Skidörfl Naßfeld" des TVN wurde aufgelassen und soll einem Hotel weichen.

Tal- und Bergstation des Schideck-Sesselliftes bestehen aus silberfarbenen, merkwürdigen Kugeln – Weltraumkugeln, sagen die Touristen dazu. Er bringt mich bis in eine Höhe von ca. 2100 m. Von der Bergstation aus wird meistens der Knappenbäudelsee besucht, der in ca. ½ Stunde erreichbar ist. Mit Hilfe der Sesselbahn ist auch der Kreuzkogel (mit sehr schöner Skiabfahrt) ein öfter als früher besuchtes Ziel. Er setzt nach Westen mit sanften Hängen, nach den anderen Seiten aber viel steiler ab. Durch seine Nordflanke führt einer der schönsten Steige der Ankogelgruppe, der „Ing.-Florentin-Steig". Mit Liftauffahrt und Nordabstieg, der durch das Gelände des ehemaligen Goldbergbaues führt, ist die Tour sehr zu empfehlen, und so habe auch ich sie mir gewählt.

Vorerst aber erweckt ein Felskamm meine Aufmerksamkeit, es ist der Nordwestgrat des Radhausberges, 2673 m. Durch das flache Ödenkar, wo beim Liftbau breite Trassen ausgefahren sind und überall glitzernde Quarzstücke von den Sprengungen herumliegen, wandere ich zur Höhe. Hoch oben, am Salesenkopf zwischen Kreuzkogel und Radhausberg, rattert ununterbrochen ein Baufahrzeug, dröhnen von Zeit zu Zeit Sprengschüsse durch die sonst stille Tauernlandschaft. Ich habe gar keine Lust, mich zu schnell dort hinaufzubegeben; da kommt mir der genannte Grat gerade recht. Zwar schaut er gegen den Gipfel zu recht felsig her, doch scheint er gangbar zu sein. Vorerst mühe ich mich aus dem Ödenkar in ca. 2400 Meter Höhe durch eine breite, aber enorm steile Schuttflanke zum Grat hinauf. Obwohl ich mit solchem Gelände vertraut bin, finde ich dieses doch sehr unangenehm. Auf der breiten Kammhöhe (die gegen das Naßfeld hinab noch mehrere Erhebungen bzw. Türme zeigt) läßt sich's vorerst gut steigen. Die Flanke ist teilweise grasig, teils mit Blöcken oder Schutt bedeckt. Doch gegen den düsteren Gipfelaufbau zu wird's schwieriger, und zuletzt stehe ich nach einer Scharte vor einer Kletterstelle, für die man ein Seil brauchte. Hinauf wäre ich ja noch allein gekommen, aber wie es danach weiter geht, war nicht zu überblicken! Eine Weile berenne ich das senkrechte Wandl noch, lasse aber dann doch ab davon und raste. Tief unter mir – ein helles Dach, ein großes Gebäude. Eine Schutzhütte? Im Abstieg über den Florentin-Steig werde ich daran vorbeikommen. Ich steige zurück zur unangenehmen Flanke und rutsche im Schutt, nun wesentlich leichter, hinab. Im Schatten einer Felskluft raste ich etwas und bekomme meinen Lohn für diesen „Verhauer": Der Boden der Kluft ist mit kleinen Kristall-

splittern gespickt, und aus der Wand hole ich mir noch eine große Druse, übersät mit glasklaren, aber auch schönen gelben Kristallen. Natürlich hatte schon jemand vor mir dort ausgeräumt – aber mir war's doch, als wäre ich in eine Zauberhöhle geraten, und ich empfand den Fund als Geschenk des Berges für die am Grat erlittene Unbill. Nie geht man unbeschenkt vom Berg . . .

Durchs Ödenkar hinauf zum immer noch ratternden Caterpillar wird mir der Weg auf einer staubigen Piste recht sauer. Doch ist es noch das günstigste, sich dort zu bewegen, denn abseits davon ist das Gelände mit großem Blockwerk von den Sprengungen „derschmissen". Hie und da blitzen Kristallstücke auf, doch ist alles schon ausgeklaubt – manche der heute so zahlreichen Steinesammler durchstreifen gleich nach dem Sprengen das Gebiet, und vorher schon suchen die Bauarbeiter das Beste heraus. Freilich, Kristalle bedeuten heutzutage bares Geld; man schlägt ihnen die schönen Spitzen ab und läßt die schwer zu befördernden Brocken einfach liegen, wie man sie dann geköpft an vielen Orten finden kann! Nicht nur Baumaschinen, auch solche Sammler können große Strecken im Gebirge regelrecht verwüsten: sie durchwühlen die Grate, werfen alles, was sie nicht brauchen können, in der Gegend herum. Und sie sprengen auch selbst! In einem Gebiet meines AV-Führers, im hintersten Krumltal, wurde eine ganze Wand in die Luft gejagt, damit man an die begehrten Kristalle herankam . . .

Stunden hat mich der Ausflug auf den NW-Kamm des Radhausberges und der Rückzug gekostet. Nun sehe ich, daß er vom Salesenkopf, 2681 m, einer unbedeutenden Graterhebung, also von Südosten her, auf einem zwar steilen, aber deutlich ausgetretenen Steigl erreicht werden kann. Ein großes Holzkreuz steht am Gipfel. Und dort oben kommt mir eine Erleuchtung – aber zu spät! Ein Bergkamerad hatte mit seiner Frau anläßlich einer Skifahrt in diesem Gebiet auch den NW-Kamm versucht und mir davon geschrieben. Auch sie waren vor dem Gipfelturm unverrichteter Dinge umgedreht, weil sie kein Seil mithatten . . . Ich hatte es ganz vergessen gehabt.

Auf dem flachen Kreuzkogelgipfel habe ich eine unvergeßliche Begegnung: Ein alter Bergsteiger kommt weinend daher. Ich frage, versuche zu trösten, hole gleich die Feldflasche heraus, doch er zeigt nur auf das fürchterlich ratternde und stinkende Ungetüm am nahen Salesenkopf: „Jetzt freut mich das Bergsteigen nicht mehr, wenn ich so etwas in den Bergen erleben muß!"

Ich raste lange beim Steinmann des Kreuzkogels, schaue unmittelbar hinein in den Nordostgrat des Scharecks, der auch als Ostgrat bekannt ist. Ein schmaler Pfad, „Neuwirt-Steig" (nach seiner Stifterin, Frau Neuwirt aus Wien, so genannt), zieht vom Naßfeld durch Gebüsch und üppige Grasflanken in vielen Kehren zur Höhe, umgeht einen Gratausläufer und führt dann mitten durch eine Bratschenwand, die im oberen Teil etwas versichert ist und leichte Kletterei verlangt. Man kommt zuerst zum Aperen Schareck, 2962 m, muß am Schareckkees weitersteigen zum Hauptgipfel und auf Spalten und Wächten achten. Der großartige Anstieg – nichts bei Nässe oder Schnee! – wird heutzutage öfter als früher begangen. Fünfzehnhundert Meter Höhenunterschied, eine alpine Sache. Eine ähnliche Gratwand zieht von der Schlapperebenspitze über den felsigen Sparangerkopf hinab, und durch die von mehreren Felsgürteln gesperrte Mulde zwischen beiden Graten ist die im Bau befindliche Schareck-Seilbahn trassiert. Kein Mensch weiß, was das für ein Skifahren werden soll dort oben – vermutlich am Wurtenkees, Rückfahrt nur mit Seilbahn, denn nach Osten hinab läßt sich eine Skipiste nicht einmal denken . . . Man munkelt auch von einem Lift Wurtenkees–Fraganter oder Niedere Scharte mit Abfahrt nach Kolm-Saigurn, Rückkehr durch den in der ersten Nachkriegszeit geöffneten, später verschlossenen, nun wieder im Gespräch stehenden Verbindungsstollen zwischen Kolm-Saigurn und Naßfeld . . .

Vom Kreuzkogel folge ich den roten Farbzeichen, die nach Norden hinab und bald in recht steiles, felsiges Gelände führen. Durch eine enge Schlucht, eine richtige Gurgel – dort ist Vorsicht geboten, vor allem bei Schnee oder Nässe – zieht der Steig hinab auf breite Schuttböden zur Keuchenscharte zwischen Kreuzkogel und Hönigleitenkopf. Und nun geht's durch absonderlich steiniges Gelände bergab, doch immer auf dem guten „Florentin"-Steig. Deutlich sind alte Stollen und Halden des ehemaligen Gold- und Silberbergbaues zu erkennen, und viel Wasser rinnt und sprudelt in Quelle und Bach aus dem Berg. Plötzlich vor

mir – eine breite grasige Trasse, in flachen Kehren gelegt – der alte Erzweg. Im weichen Gras, das den Weg überwuchert, geht sich's natürlich besser. Bald stehe ich auch vor dem sogenannten Hieronymus-Berghaus, 1905 m, dessen graues Dach ich vom Radhausberg schon gesehen hatte. Wie alt das Gebäude wohl ist? 500 Jahre? Ein gotisches Fenster ist noch deutlich zu sehen. Die Mauern sind stark, das Ganze scheint für die Ewigkeit gebaut zu sein*. Und hier muß auch, tief im Inneren des Berges, jener jetzt verschüttete Stollen sein, der die Verbindung zum Naßfeldtal herstellt und dessen unterer Teil zum berühmten „Gasteiner Heilstollen" ausgebaut worden ist. Er wurde 1940 zur Heilbehandlung entdeckt – die Wärme beträgt in den fünf Stollenteilen, die man 1954 ausgebaut hat, von 37,5–41,5 Grad Celsius. Die Stolleneinfahrt erfolgt nach ärztlicher Verschreibung, die Warmluft soll besonders wirksam gegen rheumatische Erkrankungen sein. In 1300 m Höhe ist ein großes Gebäude mit Stollenbahn errichtet worden.

Von einem grünen Felsköpfel mit Lärchen und Zirben sehe ich nach Badgastein hinab, das so merkwürdig in seiner Felsenschlucht liegt. Es wird langsam dämmerig, doch der alte Erzweg, auf dem ich zu Tal wandere, ist beruhigend breit und bequem. Die Knappen konnten – oder mußten vermutlich – auch noch einen steileren Waldsteig benützen, der ebenfalls gut zu sehen ist. Es ist Nacht, als ich nahe dem Heilstollengebäude die Gasteiner Alpenstraße erreiche. Ich schlendere hinab nach Böckstein und wieder hinauf zum Bahnhof. Die Nacht ist lau, als wäre es Juni und nicht Mitte September, und ich bin nach diesem langen, langen Tag, der viel Erleben gebracht hat, wie berauscht von den Bergen.

Die Bergung

Mit meiner oberösterreichischen Freundin Gerty hatte ich mich im freundlichen Buchebenbei Rauris einquartiert, um noch Restliches für den Ankogel-Goldberg-Führer zu erkunden. Es war schon höchste Zeit dafür: Die Umbruchskorrekturen des Buches wurden mir vom Verlag nachgesandt, und ich habe sie angesichts von Ritterkopf, Hohem Sonnblick und Schareck berichtigt! Wenn das keine gute Arbeit geworden ist?

Mit Gerty gelingen wichtige Erkundungen: des Anstieges Feldereralm – Edlenkopf, von dem noch die Rede sein wird, und des „Erfurter Steiges" bis in Gletschernähe. An einem stürmischen Septembertag stehen wir um 4 Uhr früh auf, sind um 5 Uhr, noch in der Finsternis, in Kolm-Saigurn und wollen zum Sonnblick. Doch der Sturm heult schon im Tal so fürchterlich, wirft uns Fahnen von Sand, ja sogar Steine ins Gesicht, daß wir von diesem Vorhaben ablassen müssen. Wir wandern dafür den herrlichen Weg an der Ostseite des Hüttwinkeltales von Alm zu Alm an der Waldgrenze und steigen bei der Frohnalm nach Bucheben ab, immer noch dick vermummt gegen den unablässigen eisigen Wind, der kaum eine Rast erlaubt. Im Rucksack trage ich große „Bergbeute": Unmengen von Pilzen, die dort gleich neben dem Weg gewachsen waren. Wir brauchten gar nicht in den Wald zu gehen! Weitere Erlebnisse waren die Begegnung mit einem Vierzehnender und einer schlafenden Hirschkuh, die sich weder durch unser Reden noch durch leises Pfeifen stören ließ. Doch als ich versehentlich auf einen dürren Ast trat, war sie im Nu hoch und davon!

Am nächsten Tag stürmt es noch immer; wir warten ab, wie das Wetter wird – genauso kalt, aber sonnig wie am Vortag. Wir fahren mit einem späteren Postbus – der Fahrer leistet Millimeterarbeit in den engen Kurven der Bergstraße! – nach Kolm-Saigurn und beschließen, nur bis zum Beginn des Gletschers zu gehen. Gerty hat noch kein Eisfeld gesehen und meint: „Ich möchte so einen Gletscher nur einmal sehen und mit der Hand angreifen, betreten will ich ihn gar nicht!" Noch immer tobt der Wind (er hatte Stärke acht, wie wir später erfuhren), als wir auf dem guten, weitgezogenen Steig über die Melcherböden zum Schutzhaus „Neubau", 2175 m, aufsteigen. Dort gibt es eine Kristallsammlung zu sehen, welche uns beide fesselt; Gerty noch mehr, denn sie sammelt seit vielen Jahren systematisch, und ihre „Fuzzeliten", wie sie kleinere Stücke nennt, sind eine ihrer großen Freuden. Wir essen nur eine Suppe und wandern weiter gegen die Rojacher Hütte, biegen aber vor dem Gletscherbach in Richtung Wintergasse ab. Ein schmaler Pfad führt neben dem tobenden Wasser. Wir entdek-

* Im „Tödlichen Frühling" des Jahres 1975 haben Lawinen sowohl das Hieronymus-Berghaus als auch die nicht weit entfernte Haitzingalm zerstört.

ken einen „ausgeraubten" Quarzgang. Viele Steine und Blöcke dieser fündigen Gegend sind ganz zersplittert und zerschlagen vom Ansturm der meist ungeübten, ungeschulten Sammler. An einer Stelle hat der Bach den Pfad überschwemmt, und wir weichen ein paar Meter ins Geröll aus. Ich steige gerade zum Wasser zurück, wo die Fortsetzung des Steiges zu finden ist, da höre ich hinter mir einen merkwürdigen Laut. Ich fahre herum und sehe gerade noch, wie Gerty langsam, fast im Zeitlupentempo, nach vor schwankt, sich im Fallen dreht und zwischen zwei Steinblöcken ruhig liegen bleibt. Dennoch weiß ich sofort: Es ist etwas geschehn. Ich versuche vorsichtig, sie aufzurichten, doch es gelingt nicht. Schließlich steht sie selbst mühsam auf, kann mit dem rechten Bein, obwohl der Fuß beweglich ist, nicht auftreten. Ich vermag sie auch nicht zu führen. Stehenbleiben ist das einzige, was sie kann. Erschreckend klar die Diagnose: Schenkelhalsbruch. Gerty, immer eindrucksvoll durch ihre Haltung, zeigt auch in diesen schweren Stunden unerhörte Selbstdisziplin. Kein lautes Wort, keine Klage über Schmerzen. Nur einmal spricht sie etwas erregt, drückt mir ihr geliebtes kleines Fotokistl in die Hand: „Mach schnell eine letzte Aufnahme, bitte – von der Gegend, wo mir das passiert ist . . ." Ich bitte sie, weiter ruhig zu warten – die Schutzhütte ist zum Glück nur etwa zwanzig Gehminuten entfernt – und laufe hinab. Jetzt, da ich mich von der Gefährtin entferne, ist es mit meiner Ruhe vorbei; ich habe Angst, daß sie zu gehen versucht und ins Wasser fällt (was auch begründet war). Der Hüttenwirt ist bemerkenswert „auf Draht": dieweil ich ein paar Minuten warte, hat er schon eine Rettungsaktion in die Wege geleitet, den Hubschrauber angefordert, Decken und Schienen vorbereitet. Ich keuche hinter ihm nach, als wir zum Bach hasten, da beruhigt er mich auch noch. „Ist doch kein Grund zur Aufregung, wir kriegen schon alles gut hin." Gerty, die mittlerweile wirklich, aber vergeblich fortzukriechen versucht hatte, wird versorgt und weich gebettet. Dann verläßt uns Herr Hlebajna. „So eineinhalb Stunden werdets jetzt schon warten müssen", meint er beim Weggehen. Wir sitzen eng aneinandergedrängt, es ist eisig kalt. Der Sonnblick ist unter einer Sturmhaube verschwunden. Ich versuche, die Windstöße von der Gefährtin abzuhalten. Leise sprechen wir miteinander, besprechen alles, was zu tun ist. Kinder verständigen, ohne sie aufzuregen – Binkerl fürs Spital packen – meine Steine nimmst du aber mit, bitte! – ich will sie an meinem Bett haben – – –

Keine Stunde ist noch vergangen, da höre ich einen fremden Ton im Rauschen des Wassers. Von Stein zu Stein kommt ein Bergsteiger gesprungen – der Wetterwart vom Hohen Sonnblick ist der erste, der zur Bergung kommt! Entgeisterte Gesichter: „Kommen Sie vom Gipfel herunter?" Er lacht: „Ja, warum nicht?" Am anderen Ufer steht ein ganz junger Lawinenhund, noch mit „Babyspeck" und dickem Fell. Er winselt und heult. Streng wird ihm befohlen, nachzuspringen, was er dann auch jaulend und mit vorwurfsvollem Blick tut. Richtig platscht er zur Gänze ins Wasser, er wuzelt sich heraus, springt auf uns zu, schüttelt mir einige Liter Wassertropfen ins Gesicht, schaut uns dann der Reihe nach an – und legt sich mit wohligem Seufzer gerade auf Gertys wehes Bein!

Im Nu sind auch andere Bergretter da: ein älterer Bergsteiger, der sich freiwillig zur Hilfe gemeldet hat; der Bruder des Wetterwarts, der Gerty liebevoll betreut und die fesche Sechzigerin zu aller Freude „Dirndl" nennt. Ein Arzt aus Bayern, der in der Nähe Steine geklopft hat. Bald setzt sich der traurige Zug in Bewegung: Gerty auf einer Behelfsbahre, vier Männer, die sie tragen, zwei Lawinenhunde, die hinterher, aber auch zwischen den Beinen herumspringen. Ein sanfter Tritt mit dem Knie vom Herrl versetzt, löst ein nicht endenwollendes Gejammer des 8 Monate alten Hundes aus. Ich rede ihm streng ins Gewissen: „Spiel dich nicht so auf! Schau dir das brave Frauerl da oben an . . ." Die vier können unser „Dirndl", das bei über 1,70 m Größe keine 70 Kilo wiegt, kaum tragen – man merkt erst bei solchen Anlässen, was ein alpiner Steig ist, der ständig auf und ab führt, von Steinplatten durchsetzt ist. Schließlich hängen zwei Männer sich die Trage mit Seilen um die Schultern, schuften unmenschlich, vor allem, als sie den Steig bei einer Abstiegsstelle verlassen und lieber über unwegsames Gelände gehen. Gerty wird in die Hütte getragen und in der Küche unter einen Tisch gebettet. Ein kleiner Hubschrauber war schon herangebrummt, mußte aber wieder abdrehen. Er konnte bei dem starken Wind nicht landen. Schließlich wird ein Heereshubschrauber aus Aigen im Ennstal angefordert.

Gerty wartet indessen geduldig auf ihren Abtransport. In der Küche sitzt die Rojacher-Resi, einstens resche und schlagfertige Bewirtschafterin der Rojacher Hütte; nun schon weit über 70 und etwas verloren, hätschelt sie einen jungen Hund auf den Armen. Plötzlich reicht sie ihn Gerty hin: „Da, nimm – der mag di! Bist a arms Weiberleut!" Mit dem Streicheln des Hunderls vergeht auch ein wenig Zeit.

Inzwischen hat man mir bedeutet, daß ich ohnedies nicht mit dem Hubschrauber mitfliegen dürfte und vor dem Finsterwerden absteigen müßte. Ich gehe ungern, warte, bis die Sonne untergeht. Inzwischen ist immer wieder ein Hubschrauber herangekommen – im ganzen setzten sie achtmal zur Landung an, beim achten Mal hat es dann geklappt. Doch das weiß ich noch nicht, als ich mit einem jungen Ehepaar über die Melcherböden absteige. Längst ist der letzte Postbus durch das Hüttwinkeltal hinausgefahren. Die jungen Leute haben ein Auto und wollen mich bis Bucheben mitnehmen. Der Wind braust noch immer über die Berge, doch über der Landschaft liegt ein unirdisch schönes, gelbes und rosiges Licht. Alle paar Minuten bleiben wir stehen, bemühen uns, zu erspähen, ob der Hubschrauber landen kann; sehen hinter der Bergkante die wirbelnden Rotoren – ob Gerty in dem Luftfahrzeug liegt, das soeben über uns hinwegbraust? Doch immer wieder fliegt eines an und beweist, daß noch keine Landung möglich war.

Ich schaue hinüber zum Hocharn, der von zartfarbigem Nebel umspielt ist. Anfang der Woche haben wir den „Erfurter Steig" erkundet, jenen Zugang zum Grieswies–Schwarzkogel und zum Hocharn, mit dessen Hilfe man das Hocharnkees und beide Gipfel erreichen kann. Er hatte früher viel Bedeutung, ist aber nach dem Abschmelzen der Gletscher nicht mehr so günstig wie früher und wird heutzutage nur selten begangen. Jetzt geht man zum Hocharn meistens vom Zittelhaus über die Goldzechscharte. Es ist ein schmaler, schwer zu findender Steig; wir hatten den wilden Gletscherbach nur mit Hilfe einer alten Schneebrücke überqueren können. Was tut man dort in schneearmen Jahren? Und dann ging's gleich „scharf" weiter: Eine übermannshohe Felsstufe, mit Sand und Lehm verschmiert, führt in ein Erlendickicht, wo oft nur Trittspuren steil zur Höhe weisen und etliche Male eine „Gatschkletterei" zu machen ist. Erst ab zirka 1900 m Höhe kommt man – auch ein wenig ausgesetzt – ins Freie, dort oben ist es allerdings sehr schön und einsam. Doch mir klappern im nachhinein noch die Zähne, wenn ich daran denke, wie sich die Bergung gestaltet hätte, wäre dort oben, in dieser gottvollen und gottverlassenen Einöde einer von uns beiden etwas zugestoßen!

Es ist stockfinster, als mich meine Begleiter bei unserer netten jungen Wirtin absetzen. Die drei munteren Kinder fragen: „Wo hast denn die andre 'lassen?" Ich erzähle, und sie fangen sofort zu weinen an. Ich kann sie nur mehr mit großartigen Erzählungen vom Hubschrauber beruhigen.

Am nächsten Tag bin ich im Schwarzacher Unfallkrankenhaus, das als eines der besten seiner Art gilt. Gerty berichtet: Als der Hubschrauber endlich landen konnte, hätte man sie in Sekundenschnelle hineingehoben: „Und dann begann sich der bunte, klare Abendhimmel um mich zu drehen – gelb, rot, blau, grün – ich vergaß vor lauter Schauen ganz auf meine Schmerzen. Und trotz des Unfalls war es mein bisher größtes Erlebnis in den Bergen! Auch wegen der wunderbaren Menschen, die mir geholfen haben. Stell dir vor, einer hat mich schon hier besucht, der bei der Bergung mit war." Und, mit einem verschmitzten Lächeln: „Weißt du, so viele Männer auf einmal sind noch nie um mich herumgetanzt!"

Unsere Selbstdiagnose hat übrigens gestimmt. Es war ein Bruch des Schenkelhalses, der dank bester Ärzthilfe gut verheilt ist. So war die arme Gerty, die mir beim Ankogelführer hatte helfen wollen, unversehens auch zur „Beinfrau" im wahrsten Sinne des Wortes geworden!

Auf der Alm aller Almen
Felderer Alm – Rauriser Mitterkamm

So wie jeder Bergsteiger seinen „Berg aller Berge„ hat, so gibt es auch für ihn, wenn er gerne Almen hat, die „Alm aller Almen". Meine liegt im Rauriser Mitterkamm, in jenem Nordausläufer der Goldberggruppe, welcher touristisch so gut wie unbekannt ist. Er gehört zu den einsamsten Gruppen der Hohen Tauern, ja vermutlich der ganzen Ostalpen. In dem immerhin 15 km langen, an der breitesten Stelle 7 km messenden, sehr schneidigen Bergkamm stehen 15 Gipfel zwischen 2500 und 2900 m und einige

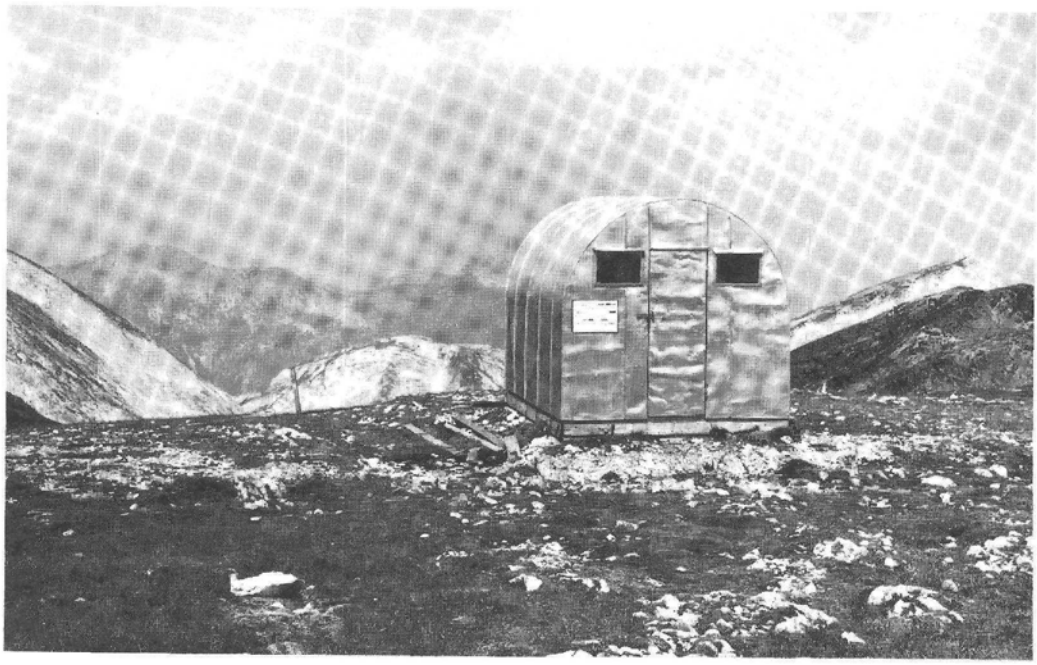
unter 2500 m, die nur von Einheimischen oder von Mineraliensammlern begangen werden. Auf diese große Zahl von Gipfeln kommen zwei kurze markierte Steige – und die führen nur zu Almen. Forscht man nach, warum und wieso es in unserer Zeit ein solches Paradies noch geben kann, so wird man als Kenner des Gebietes drei Gründe finden: es liegt im Schatten höherer Berge, es ist auffallend unwegsam – und es ist Jagdgebiet. Ganz sicher sind noch nicht alle Grate des Mitterkammes begangen. Bei Touren wäre das eigenartige Gestein – Wechsel von brüchigen Bratschen und festem Grünschiefer – zu berücksichtigen.

Einer der kurzen, bezeichneten Steige im Mitterkamm führt von Bucheben zur Feldereralm, 1701 m. Ich habe von dort aus den Nordanstieg auf den höchsten Berg der Gruppe, den 2924 m hohen Edlenkopf, erkundet. Ich hatte ihn schon einmal von Süden, von der Bräualm her, erstiegen. Doch nicht der Berg war für mich das Erlebnis – er ist im Charakter von Süden und Norden her gleich –, sondern die Alm. Von Bucheben wandern wir nach der sehr guten Markierung Nr. 20 zuerst ein Stück auf der alten Rauriser Straße, steigen dann über eine steile Halt zur ersten bereits zauberhaft schönen Alm. Es ist die Steinalm, und der Name ist richtig gewählt. An riesige Steinblöcke gebaut sind die altersbraunen Almhütten. Steil über Wiesen und durch Wald steigen wir längs eines Wildbaches hinan, dessen Wasserfälle über glatte Platten hinabtosen. Unterwegs überholen wir einen Jäger mit Weib, Kind und Hund – ein Bild wie aus einem Ganghofer-Roman! Wir überqueren das Wasser, wandern über begraste Böden und durch lichten Lärchenwald zur Höhe und stehen dann wie gebannt am Eingang eines großen Almenbeckens, einer grünen Wiege in der Hut hoher Berge. Das ist die Feldereralm, umhegt von hohen Felsgittern: Koglkarkopf, 2561 m, Schafkarkogel, 2727 m, Edweinschöderkopf, 2763 m; und von den Gratarmen des Hauptgipfels Edlenkopf umfangen. Ich wußte es sogleich: Das ist meine Alm aller Almen. Ich wußte es, noch ehe ich den Bach aller Bäche gesehen habe! Doch dann stößt meine Gefährtin einen Laut der Überraschung aus, deutet gegen Süden: „Schau – der Bach! Er springt vom Himmel herab!" Wirklich, so sah es aus. Ich kann nicht sagen, ob es dort immer so ist; es mag auf die Beleuchtung, den Sonnenstand, die Menge des Wassers ankommen – aber damals, es war am Vormittag, sprang der Bach, hinter dem die Sonne stand, mit silbernen Wassern aus dem Blau des Himmels herab. Entzückt steigen wir hinab zur Wiese, wo sich das Wasser in seinem weiteren Lauf kleine Windungen gegraben hat, und wandern neben dem Bach sachte bergauf, gehen auch manchmal auf den herrlich rauhen, hellbraunen Bratschenplatten. Was gibt es da alles zu sehen! Kaffeebraunen Stein mit weißen Quarzaugen, sandige Tümpfe, kreisrunde Löcher, klares hellgrünes Wasser in Tümpeln oder weißes in kleinen Schwällen. Platten, gerillt, geriffelt, gesprungen, mit Quarzhöckern versehen, vom ewigen Wasser geschliffen wie Rutschbahnen, dann wieder rauhsandig wie Schmirgelpapier. Riesige Plattentafeln, mit Querrillen, wo sich die Wasserflut bricht und aufschäumt – Wasserspiele im Rauriser Mitterkamm, wie man sie hübscher nicht erfinden könnte. Eine schöne gehöhlte steinerne Wanne. Ein Felsstück, vom Wasser zu einem Fisch geformt. In bekannter Gegend wäre das ein vielbestauntes Naturwunder. Hier sind wir die einzigen Bewunderer. Neben dem Kaser der Feldereralm sind flache Felsen wie zu einem Sokkel geformt, darauf lagert eine Herde von Ziegen, angeführt von einem gewaltigen Bock mit meterweit ausladendem Gehörn. Ein Bild, so malerisch wie in einem Tierpark, und doch viel anziehender.

Von den Almleuten werden wir freundlich empfangen, bekommen Milch und Ziegenkäse zu kosten. Der Senner beschreibt mir den kaum fußbreiten Steig, der neben einem Wasserfall hinaufführt gegen das Roßkar, wo er sich bald verliert, und den weiteren Weg in das Nordostkar des Edlenkogels. Wie ich diesen mehr als mühsamen Anstieg unter die Füße nehme, weiß ich: Das wird nie eine Modegegend werden. Sie wird immer jenen gehören, die entgegen den Zielen vieler ihre eigenen Wege gehen.

LITERATUR:
AV-Führer durch die Ankogel-Goldberg-Gruppe von L. Buchenauer, Bergverlag Rother, 1976.
Karten: Freytag-Berndt 1:100.000; Österr. Karte 1:50.000, Bl. 154, 155, 156, 180, 181, 182.

Anschrift der Verfasserin:
Liselotte Buchenauer
Theodor-Körner-Straße 47
8010 Graz



Die Ferdinand-Fleischer-Biwakschachtel am Hochschwab *Fotohaus J. Kuss*

Die Ferdinand-Fleischer-Biwakschachtel am Hochschwab

LUDWIG WAGNER

Der Tourist, der vom Gasthaus Bodenbauer am Talschluß des Ilgnertales – das sich vom steirischen Industrieort Thörl bei Aflenz in nordwestlicher Richtung in die Hochschwabgruppe hineinzieht – durch das Trawiestal ansteigend und schließlich über den versicherten Touristensteig „das G'hackte", die Hochfläche, erreicht, findet nahe dem Ausstieg eine Biwakschachtel, die auf Grund bewegter Ereignisse entstanden ist.

„Als zu Ostern 1903 der um die damalige Alpine Gesellschaft d'Voisthaler, Wien, so außerordentlich verdiente Obmann Ferdinand Fleischer jun. bei einer Hochschwabtour über das ‚G'hackte' am Rande des Plateaus durch einen plötzlichen Schneesturm auf tragische Art (zusammen mit seinen Begleitern, den Brüdern Teufelsbauer) ums Leben kam, da wurde nur zu sehr die dringende Notwendigkeit erkannt, an jener Unglücksstelle ein Refugium zu errichten, welches den müden Bergwanderer vor den gewaltigen Stürmen, die gerade am Plateau oft unvermittelt einsetzen, in Schutz nehmen und für den weiteren Weg ausgiebig stärken sollte." So die Festschrift der Alpinen Gesellschaft, 1908, anläßlich ihres 25jährigen Bestandes. Es wurde ein Baufonds ins Leben gerufen, und zufolge der außerordentlichen Opferwilligkeit der damals 45 Mitglieder und einer Subvention des k. k. Eisenbahnministeriums bereits 1904 eine kleine Holzhütte errichtet. Da der Grundeigentümer für den Bauplatz des ursprünglich direkt am Ausstieg des „G'hackten" geplanten Hüttchens seine Zustimmung verweigerte, dagegen aber Dr. Johann Graf von Meran auf seinem Grund, etwa zehn Gehminuten weiter, der Erstellung ohne weiteres zustimmte, konnte der Schutzbau zustandekommen. Am 11. Juni 1905 erfolgte die feierliche Einweihung der ersten „Ferdinand Fleischer-Hütte". An der Stelle, an der Ferdinand Fleischer damals erfroren aufgefunden worden war, wurde eine Bronzetafel mit seinem Relief in den Felsen eingelassen.

In dem gegen den Sturm gut verspannten Hüttchen befanden sich ein Tisch, drei Bänke und ein eiserner Ofen. Aus dem Hüttenbuch dieser ersten Fleischerhütte ging hervor, daß viele Zufluchtnehmende sich in ihr von den Strapazen und dem rauhen Wetter erholen konnten und manche ihr vielleicht das Leben verdankten.

„Nach 24jährigem Bestande wurde diese Hütte während eines Schneesturmes am Pfingstsamstag 1928 durch die Unvorsichtigkeit einiger Touristen ein Raub der Flammen. Sofort war die Gesellschaft tätig, einen Neubau zu schaffen, der nun nicht mehr aus Holz, sondern aus Stein und Beton besteht." So berichtet die Festschrift der Alpinen Gesellschaft anläßlich ihres 50jährigen Bestandes 1933.

Das steinerne Hüttchen wurde nach dem Plane von Ing. Haupt von Baumeister Ullrich, Kapfenberg, unter erheblichen Schwierigkeiten errichtet, weil das Material, auch das erforderliche Wasser, auf den Berg getragen werden mußte. Die Hütte wurde 1929 „infolge schlechten Wetters sang- und klanglos dem Verkehr übergeben".

Aus diesem Zitat mag man die nachklingende Enttäuschung der Gesellschaft über den Hüttenbrand, aber auch ihr zähes Verfolgen der im Jahre 1889 übernommenen touristischen Erschließung und Betreuung des Hochschwab entnehmen.

Die Steinhütte leistete bis in die sechziger Jahre wertvolle Dienste. Ihre starken Mauern und die Eingangsschleuse hielten den Sturm gut ab, und man konnte sich in dem 4 × 2,8 Meter großen Raum geborgen fühlen. Als aber nach 35 Jahren das Mauerwerk an der Nordecke bedenklich auszubröckeln anfing und dieser Schaden immer rascher fortschritt, wurde 1950 aus Kostengründen und auch der Zeit entsprechend der Beschluß gefaßt, die Hütte durch eine Biwakschachtel zu ersetzen. Das Vorbild war die nach dem Entwurf von Leo Spannraft, Villach, in 3250 Meter Höhe errichtete Biwakschachtel am Glocknerwandkamp. Die Stahlbaufirma Schmidt in Wien-Schwechat fertigte das Gerippe, das dann nach Seewiesen gebracht wurde. Diese Profileisenkonstruktion (300 kg), das Lärchenholz für die Verschalung und den Fußboden (1200 kg) sowie das von den Vereinigten Metallwerken Berndorf-Ranshofen gespendete Aluminiumblech für die Außenhaut (100 kg), ferner der nötige Zement, Sand und das Wasser für die sechs Fundamentklötze wurden mit Hubschrauber am 13. Juli 1966 auf 2135 Meter geflogen und wegen herannahenden Schlechtwetters dort, etwa 140 Schritte östlich der früheren Steinhütte, aufgestellt. Auch diesmal mußte eine feierliche Einweihung aus Wettergründen entfallen.

Die Schachtel hat einen Innenraum von 3 × 2,40 Meter, bei einer inneren Firsthöhe von 2,30 Meter. Auch sie hat bereits einer großen Anzahl von Touristen, die aus dem „G'hackten" in schlechtes Wetter und Sturm auf das Schwabenplateau kamen und auch Wanderern über die weite Hochfläche Schutz und Erholung geboten.

Die Biwakschachtel enthält zwei abklappbare Bänke, und es können bis zu 15, zur Not bis zu 20 Personen, darin eine gefährliche Wettersituation überwinden.

Die Ferdinand Fleischer-Biwakschachtel ist nicht nur ein Refugium für die Touristen, die den Hochschwab über das „G'hackte" besteigen, sie bietet auch Schutz den Wanderern, die den Weitwanderweg vom Neusiedlersee zu den Pyrenäen oder den von der Ostsee zur Adria begehen und - vielleicht ungewohnt – in Kälte und Sturm kommen. Die nächsten Hütten sind dann schwer zu erreichen.

So hat der kritische Punkt auf der Hochfläche des Hochschwab nach der Lehre des Unglücks von 1903 zu einer dauernden Obsorge der Sektion Alpine Gesellschaft Voisthaler geführt, und es ist wohl anzunehmen, daß sich ein solcher tragischer Fall, wenigstens nach menschlichem Ermessen, nicht wiederholen wird.

Anschrift des Verfassers:
Hofrat Dipl.-Ing.
Dr. techn. Ludwig Wagner
Schmelzgasse 12/10
1020 Wien

Maturareise zu Fuß: Salzburg–Bad Aussee

HELMFRIED KNOLL

Matura – Abitur – Reifeprüfung; drei Wörter für denselben Begriff, drei Wörter für einen wichtigen Abschnitt in unserem Leben. Heutzutage fahren die „reif" Gewordenen in ferne Länder, bekommen einen eigenen Wagen als Maturageschenk oder sonst ein tolles Angebinde. Sind sie deswegen glücklicher, zufriedener als wir, die wir in den ersten Nachkriegsjahren die Reifeprüfung zu bestehen hatten? Ich bezweifle es; und für sie, die heute „reifen" Jungen, will ich die Erinnerung an unsere „Maturareise zu Fuß" hervorholen, die nun schon bald dreißig Jahre zurückliegt.

Nur einer auf vielen Wanderungen und Radtouren erprobten Freundschaft konnte solch ein Plan entspringen, wie Wolfgang und ich ihn damals im Juli 1949 schmiedeten: Von Salzburg nach Bad Aussee mit der Eisenbahn fahren kann jeder, so er das nötige Kleingeld besitzt. Mit dem Auto können es (damals) nur die oberen Zehntausend. Mit dem Radl – da bleibt der Kreis schon wohl auf die Jugend beschränkt. Zu Fuß jedoch, über die Berge weit – das ist etwas ganz Neues, so Verlockendes, daß uns das Projekt nicht mehr schlafen läßt: Wenn uns die Nachkriegsverhältnisse schon um unsere Maturareise betrügen, dann stellen wir uns eben unsere eigene, ganz individuelle „Reise" zusammen!

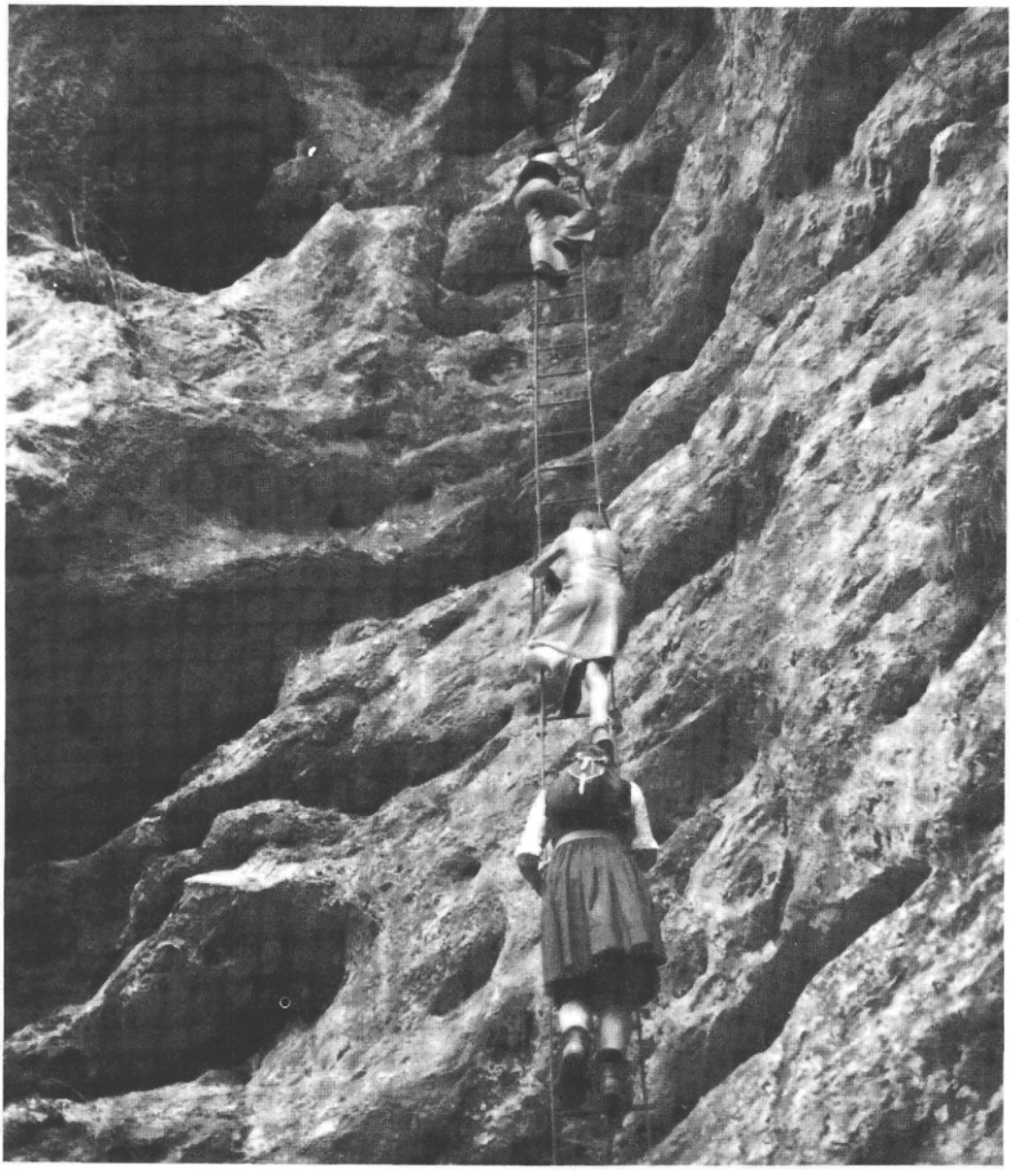
September. Wolfgang ist von der Landarbeit heimgekehrt, ich habe meine Jugendherberge am Fuschlsee verschlossen – es kann losgehen! An einem diesigen Morgen brechen wir auf. Schwer hängen sich die Rucksäcke an. Besorgte Eltern haben rasch noch viele Leckerbissen, die man damals erst so allmählich wieder bekommt, dazugepackt. Und der Eispickel – he, was soll denn der? In Salzburg mag man uns ja noch für Heimkehrer von großer Fahrt halten; dann jedoch, auf der alten Zahnradbahntrasse zum Gaisberg hinan, da kann sich eine Gruppe Arbeiter nicht mehr das Hänseln verbeißen: „Ja mei", rufen sie im Chor, „da am Goasberg findts ös aber weit und breit koan Gletscher nit!" Als wir nur souverän in den Dunst deuten und einer „Dachstein" sagt, da werden sie still: Glauben sie uns unseren Plan oder halten sie's für zwecklos, mit zwei solchen Narren noch weitere Worte zu wechseln?

Gaisberglandschaft: Seit Jahren schon sind wir kreuz und quer zu jeder Jahreszeit durch die Wälder gestreift, haben Pilze und Beeren gesammelt oder Blumen gebrockt. Aus diesen Nachkriegsjahren kennen wir jedes Bauernhaus: Hier hat's ab und zu ein „Lackl Milli" gegeben, dort einen Scherz Brot, beim dritten hingegen nur bellende Hunde und böse Worte. Nun ziehen wir auf dem kürzesten Verbindungsweg über den waldigen Klausberg nach Ebenau hinab, umgehen das schmucke Wallfahrtskircherl und streben auf Wiesen- und Waldwegen Faistenau zu, dem hochgelegenen Erholungsdorf. Wie von einer Dachterrasse sieht man von dort aus den Faistenauer Stausee, die Schlucht der Strubklamm, die waldigen Vorreiter der Osterhorngruppe – Ochsenberg, Lidaun, Wieserhörndl, und wie sie alle heißen mögen. Und in der uralten, naturgeschützten Dorflinde spielt die Jugend Verstecken. Das Wetter will uns noch nicht recht hold sein am ersten Tag. Immer tiefer wälzen sich die Wolken herab, lassen den sonst so lieblich blauen Hintersee grau und eintönig erscheinen. Als die ersten schweren Tropfen fallen, flüchten wir uns unter eine der Brükken der Holzbahn und halten Mittagsrast, bis der Regen wieder abzieht. Damals führt nur eine reguläre Sackstraße in den einschichtigen Flecken Hintersee. Der Autofahrer muß sich jedesmal erst ein Kuhgatter öffnen, will er bis dorthin vordringen. Dafür gibt dann der Greißler unserem Selbstbewußtsein mächtigen Auftrieb: Ja, mit Eispickeln hätten sich schon sehr wohl mehrmals Leute in diese Gegend verirrt; aber bis zum Dachstein sei noch nie einer gegangen . . .

Wir haben es nicht mehr eilig. So schön gemütlich schlängelt sich der Weg zur Berghüttenalm hinan, daß wir sogar noch einen zweiten Regenguß im Wald abwarten können. Und wenn die Almer dort keinen Platz für uns haben, so nimmt man uns in der benachbarten Storchenalm dafür freundlich auf. Auf dem Dachboden zwischen Almleuten, Holzknechten und landwirtschaftlichen Geräten tun wir auf spärlich gebreitetem Heidekraut einen gesunden Schlaf.

„Es muaß nit schlecht werd'n!" – diese beruhigenden Worte geben uns die Almer für den zweiten Tag mit auf den Weg. Wie zur Be-

kräftigung bläst über den Sattel her der frische Morgenwind ein Stückchen blauen Himmels herein; und dort ist der Wetterwinkel! Dreiviertel Stunden später schon schütteln wir uns auf dem ersten höheren Gipfel – dem Regenspitz – die Hände. Wieviele „Berg Heil!" werden noch folgen? Voll der Erinnerungen – am letzten Palmsonntag sind wir hier bis zum Bauch im Neuschnee gestapft! – haben wir den Grat zum Gruberhorn rasch geschafft. Am Gennersattel sprudelt der Quell, und oben, auf dem Gipfel des Gennerhorns, da bricht wahrhaftig erstmals die Sonne durch! Übermütig tollen wir zu den Genneralmen hinab, stärken uns mit frischer Milch und streben auch schon wieder höhenwärts, dem nächsten Ziel zu, dem



Kraxeln in den Voralpen (Steinwaldklamm – Rudolf-Decker-Steig) *H. Knoll*

Hohen Zinken. Denn wollen wir tatsächlich noch am zweiten Tag die Rinnbergalm erreichen, dann heißt es schon tüchtig ausschreiten. Wolfgang hat die Führung an sich gerissen, bestimmt das Tempo und bringt uns in kurzer Zeit auf den Gipfel. Noch immer wallen die Nebel um die höchsten Berghäupter. Es sieht gerade so aus, als wollten sie uns das schönste Wetter für eben die Gegend aufsparen, die uns beiden noch fremd ist. Wir sind ihnen darob gar nicht böse, denn selbst wenn es aus Eimern gösse, ließen wir uns wohl kaum mehr von unserem Vorhaben abbringen. Das Osterhorn wird „mitgenommen" – irgendein pietätvoller Mensch hat dort eine Kreuzotter erschlagen und mitten auf dem Weg placiert –, dann laufen wir nach Lammerein hinab. Der Pitschenberg ist uns diesmal zu entlegen; wir folgen einem Waldsteig hoch an den Hängen des Zinkenbachtals, lassen den Labenberg rechts, die gleichnamige Alm links liegen und erreichen in flottem Tempo das Ende der Liembachforststraße. Allein, die Luft ist unheilschwanger, der Himmel merkwürdig düster: So nah kann doch die Abenddämmerung noch nicht sein . . . Gerade, als wir die letzten Schwarzbeeren und die ersten Preiselbeeren verkosten, zerreißen greller Lichtschein und lauter Donnerschlag die Luft. Hoppla – also auch noch Mitte September Gewitter! Schnell lassen wir den gefährlichen Pikkel in der freien Wiese stecken und flüchten uns unter die nächste Almhütte. Wer aber hockt dort? Unser Jäger! Schon wie ein guter Freund kommt er uns vor, sind wir ihm und seinem treuen Dackel doch immer wieder, im Sommer wie im Winter, auf unseren Wanderungen begegnet. Da ist gar schnell ein Stündchen verplaudert, und mittlerweile hat sich auch das Gewitter verzogen. Nun macht uns freilich die Dämmerung mächtig Beine zur Gschlößlhöhe hinan. Dafür geht's dann die letzte Wegstunde fast eben durch den prächtigen Braunedelhochwald dahin. Schon winkt aus der Tiefe ein trautes Licht – übermütig laufen wir der Rinnbergalm zu, erreichen wieder schön das Tagesziel. Dort rüsten die Sennerinnen eben zum Almabtrieb.

Im tiefen Heu haben wir herrlich geschlafen. Der Morgen aber bestätigt, was ich etwas hochtrabend behauptet habe: „Auf dem Gamsfeld ist's noch immer schön gewesen!" Wirklich, dieser dritte Wandertag tut sich strahlend auf. Es ist eine wahre Lust, kann man durch die Morgenfrische den Wald bergauf eilen, das Angerkar hernach in tiefem Schatten noch, während auf den Kuppen rundum schon die Sonne glänzt. In nur zwei Stunden haben wir's geschafft; da lachen zwei Freunde einander ausgelassen auf ihrem „Berg der Berge", dem Gamsfeld, an: „Schau nur, wie nah wir schon dem Dachstein auf den Pelz gerückt sind!"

Lang rasten wir im Windschatten angesichts des herrlichen Panoramas von Dachstein und Gosaukamm unmittelbar gegenüber. Hernach ziehen wir über das flache Haberfeld weiter und dürsten nach einer „Erstbesteigung" – oder was man halt so nennt, weil keiner von uns beiden noch oben gewesen ist. Und es ist schwer zu sagen, wer sie uns mehr mißgönnt – der Wilde Jäger mit seinem brüchigen Kalkgestein und den verschlungenen Latschen oder die Sonne, die sich dauernd versteckt und so das Gipfelfoto verhindern möchte. Schließlich erreichen wir dank der größeren Ausdauer beides. Schmal und brüchig wird der Abstieg. Besonders zur Linken geht es Hunderte von Metern in die Ausläufer der „Wilden Kammer" hinab, ein Labyrinth von Geröll, Sand und lockerem Kalkgestein. Da wird jeder Tropfen sofort aufgesogen, und die Bäche auf dem Talgrund trocknen nur zu oft aus. Auf dem Knalltörl beginnt auch für mich „Neuland", hier bin auch ich bisher noch nie gewandert. Blockbesäte Almmatten führen zur Neualm hinab, schenken uns eine besonders bizarre Ansicht des Gamsfelds. Nette Almleute bieten uns Milch an – man möchte ja so gern bleiben, und ist doch gleichzeitig voller Verlangen nach Neuem, Unbekanntem! . . .

Eine richtige Sumpflandschaft folgt nun. Denn um das Holz hier kümmert sich offensichtlich niemand, und die Knüttelwege durch den Morast wirken schon recht altersschwach. Dazu brennt eine unbarmherzige Sonne vom Nachmittagshimmel. Auf in den Randaubach also! Aus dem anfänglichen Fußbad wird schließlich ein Vollbad – und dafür ist er dann wieder saukalt. Wenig später queren wir die Paß-Gschütt-Straße und ziehen in Rußbach ein. Der dortige Greißler ist ein braver Mann: Trotz des Sonntags verkauft er mir einen Laib Brot. Wolfgang, der Asket, will mit seinen zwei Kilo Brot von Salzburg bis Aussee auskommen; und selbst davon bringt er dann tatsächlich noch einen Scherz nach Hause . . .

Nur ein kurzes Stück folgen wir der Straße; ein

zu kurzes, wie sich bald weisen soll. Wir peilen nämlich eine Alm als drittes Nachtquartier an, die in der Gegend des Ameisensees liegt. Doch gerade von diesem völlig unbekannten Landstrich habe ich die Spezialkarte daheim vergessen . . . So finden wir uns rasch neuerlich in sumpfigem, schwer begehbarem Wald, haben keine Ahnung, wo die Markierung und der rechte Weg sein könnten. Kuhtritte sind die einzigen Hinweise auf andere Lebewesen. „Wo Kühe gehen, können wir's auch!", wird zu unserer Devise; und fortan schert uns kein Dickicht mehr, kein Sumpf. Allmählich wird es dunkel, der Himmel zündet seine Lichter an – nur wir wissen noch immer nicht, wo wir landen werden. Doch halt – was ist das? Jäh wird's heller, eine weite Lichtung tut sich vor uns auf, und darauf stehen zwei Gebäude! Vorsichtig pirschen wir uns an sie heran – nichts, kein Laut, keine Tiere, keine Menschen. Ein Jagdhaus und ein – o Wonne! – gefüllter, offener Heustadel! Freudentänze möchten Wolfgang und ich am liebsten vor dieser „Märchenalm" aufführen; solch ein Glück! Als wir schließlich wohlig ins Heu kuscheln und noch einmal durch die Ritzen blinzeln, da leuchtet über dem Wilden Jäger ein besonders heller Stern: unser Glücksstern!

Am nächsten Morgen muß uns niemand wecken, denn das Abendziel heißt: Adamekhütte. Der Gedanke allein, daß wir abends bereits zu Füßen des Dachsteins einkehren wollen, beflügelt unsere Schritte. Erst hebt freilich noch ein langes Suchen und Orientieren an. Zwei Nachbarhütten bieten den ersten brauchbaren Anhaltspunkt, der waldbedeckte Hornspitz bringt alles schließlich endgültig wieder ins rechte Lot. Über den Baumwipfeln aber, schon zum Greifen nah, steilen die glatten Wände des Gosaukamms in den blauen Himmel. Ungezählte Eierschwammerln beleben die Sumpfböden der Zwieselalm. Die Weiden selber bieten Nahrung für große Rinderherden, und ehe wir's uns versehen, ist Wolfgang auch schon von einer ganzen Meute eingekreist: Kuhalarm! Als Landwirtschaftsexperte schafft er es auch ohne Eispickel, die gutmütigen Tiere abzuwehren.

Wie einfach kann es doch auf Erden zugehen: du springst nur über einen Zaun und bist plötzlich wieder auf dem regulären, markierten Weg. Den ganzen Abend und den halben Morgen hast du ihn vergebens gesucht! In steilem Anstieg bringt er uns binnen kurzer Zeit zur Gablonzer Hütte am nördlichen Ende des Gosaukammes. Zum Greifen nahe sind hier schon der Große Gosaugletscher, der ganze Dachsteinstock gerückt. Wild schlagen die Herzen vor lauter Freude: Morgen um dieselbe Stunde – werden wir da schon ganz oben stehen dürfen? Im Schatten der himmelstürmenden Wände beginnen wir den Steiglweg. Eine letzte Quelle wird eifrig ausgenützt, dann bekommt Wolfgang als der Senior die „Wasserhoheit" und den strikten Befehl, bis zum Steiglpaß kein Wasser auszuschenken, komme, was immer da wolle. Denn die Landkarte weist uns bis zu den Mandlingquellen keine Wasserstelle mehr.

Der Wände wegen führt der Steig oft tief in den Wald hinab. Nur noch wenige hunderte Meter tiefer lockt verführerisch das dunkle Wasser des Großen Gosausees. Ja, beides kann man eben nicht haben – entweder den Weg oder den See! Wir bleiben also dem Weg treu, folgen seinem Auf und Ab, Stunde um Stunde, an den Scharwandhütten vorüber, aus dem Waldsaum wieder hinaus in die Gluten der Septembersonne. Und diese Sonne, die hat's noch in sich! Wo auch die letzten Zirben aufhören, die Latschen sogar spärlich werden, da heizt das Tagesgestirn so auf den Kalk hernieder, daß man sich stellenweise in einen wahren Backofen versetzt fühlt. Kleine, harmlose Kraxelstellen wechseln mit geröllerfüllten Mulden und Karen ab, ein Sattel nach dem anderen gaukelt uns den Paß vor – und ist doch wieder nur eine namenlose Senke. Nach Stunden endlich stehen wir bei der Markierungsstange, den Torstein zur Linken, die Bischofsmütze zur Rechten; und tief, tief unten grünt das Ennstal. Beseligt werfen wir Schuhe und Rucksäcke von uns, geben uns ganz einer faulen, sonnigen Mittagsrast hin, stillen unseren Durst und halten Mahlzeit. Die Welt ist schön! Drahtseile leiten uns steil zur Senke der Hofpürglhütte hinab, vorher aber schon zweigt der Austriaweg ab. Ein plötzlicher, erschrockener Griff in die Hosentasche – das Messer ist nicht da; unser einziges Taschenmesser! Wie sollten wir jetzt Brot schneiden, Konservendosen öffnen? Wortlos legt Wolfgang seinen Rucksack ab, rast dreihundert Höhenmeter, drei Viertelstunden Wegstrecke zurück zum Paß; und bringt das Messer. Bergkameraden! Ist's dafür ein annähernd ebenbürtiges Entgelt, daß ich mir zusätzlich seinen Rucksack bis zu den Mandlingquellen auflade?

Dort liegen wir dann um so fauler zwischen plätschernden Wassern und denken kaum noch daran, daß wir ja noch bis zur Adamekhütte wollen. Erst um dreiviertel fünf besinnen wir uns, scheiden schweren Herzens von dem idyllischen Lagerplatz. Zwei Wiener machen uns gehörig Beine: „was – zur Adamekhüttn? Dees saan ja no fünf Stund'!" Ungläubig starren wir auf den Führer, den sie uns wie zur Bestätigung unter die Nase halten. Ja, da steht wirklich schwarz auf weiß: „Von der Hofpürglhütte über den Linzer Weg zur Adamekhütte 5–6 Stunden". Und um sieben Uhr wird's finster . . . Zwei denkwürdige Stunden beginnen. Uns kümmert kein Führer, uns schert auch kein Sonnenuntergang, und die Tafel: „Versicherter Steig, nur für Geübte!", die imponiert uns schon überhaupt nicht. Geübt sind wir genug, und daß wir steigen können, ist sicher. Müdigkeit, Unsicherheit, Rastbedürfnis – all dies verpacken wir für die nächsten beiden Stunden im Rucksack und hasten die Kamine und Platten zur Reißgangscharte hinan, dann den Serpentinensteig zum Torsteineck, queren die Schneefelder und lugen über die Schneebergwand hinab auf den Großen Gosaugletscher und die Endmoräne mit der Hütte darauf. So manche Gedenktafel erzählt hier von der Tragik abgestürzter Bergsteiger. Da krallen sich die Nägel nur noch fester in den Fels, suchen die Füße noch vorsichtiger Tritt um Tritt, die Hände Griff um Griff. Die nächste Tafel: „Noch eineinhalb Stunden" entlockt uns nur mehr einen Lacher. Dann sind wir also bisher dreieinhalb in einer einzigen Stunde gegangen! In weitem Bogen die Schneebergwand umgehend, stolpern wir in der Dämmerung über die Moränenblöcke der Adamekhütte zu. 19.03 Uhr – die Zeit wird mir ewig in Erinnerung bleiben, denn so genau haben wir noch nie ein Ziel erreicht. Bei zwei Portionen Skiwasser feiern wir unseren Einstand und gehen zu Füßen des höchsten Ziels, glücklich schlafen – diesmal auf einem herrlichen Matratzenlager.

Übel läßt sich der neue Tag an: Nachts hat Regen aufs Dach getrommelt, auch am Morgen sieht man von der ganzen Umgebung keine Spur. Dennoch: Pfui über den, der da von Abbruch spricht! Um neun Uhr soll sich das Wetter entscheiden; endlos ist diese Zeit bis neun Uhr. Dann aber steht über der Osterhorngruppe ein blauer Streif und die höchsten Gipfel schimmern im Sonnenlicht. Auf geht's! Als erste poltern wir die Moräne hinab, finden uns bald im Blankeis zurecht und folgen dann Spuren im Neuschnee aufwärts. Anderthalb Stunden Gletscher, hernach wieder harter Kalk, Dachsteinkalk. Der Westgrat, das Scheitelstück. Nebel ist eingefallen und unfreundlich kühl ist's geworden. Wo ist denn bloß die Sonne hingekommen, die gestern noch so heiß herniedergebrannt hat? Schwierig kann man ja den Weg nicht nennen; nur schwindelfrei muß man sein, darf sich nicht allzusehr auf den einen oder anderen Haken der Versicherung verlassen. So kraxeln wir schweigend in den Nebel hinein. Auf einmal aber ist nur mehr Himmel über uns, gähnende Leere nach allen Seiten; und ein schlichtes Eisenkreuz bestätigt uns den Gipfelsieg – Freund, wir haben es geschafft! Wer hier freveln und das Kreuz erklettern wollte, der könnte seine Nase in eine Atmosphäre von 3000 Metern recken. Wir geben uns auch mit den 2995 Metern der Spezialkarte zufrieden und veranstalten einen richtigen Gipfelschmaus. Nur schade, daß uns so gar keine Aussicht zuteil wird. Vielleicht aber ist's gerade der Nebel, der uns die Unendlichkeit besonders deutlich fühlen läßt . . .

Zur Randkluft hinab, dem anderen Abstieg, sind längere Arme und Beine vorteilhaft, denn der Abstand zwischen den einzelnen Tritten und Griffen ist bisweilen erheblich. Da ich aber schon mit dem Gipfelkreuz meine Kräfte gemessen habe – der Schädel brummt mir noch lang von dem Zusammenstoß –, kann Wolfgang wohl auch eine Karambolage mit einem Felsblock verkraften (auch das ist wahre Freundschaft).

Schwarz und abweisend gähnt die Randkluft herauf. Die alten Tritte sind über Nacht gefroren, neue gibt es noch keine. Da rettet wieder einmal der Freund mit Lawinenschnur und Eispickel die Lage, und beide kommen wir heil über die heikle Stelle hinweg. Dann folgt die lustige Abfahrt auf dem spaltenlosen obersten Teil des Hallstätter Gletschers. Von der Dachsteinwarte, der (damals noch) kleinen Unterstandshütte, ist der Blick ins Ennstal schon freier; und als wir den Gletscher schon vollends gequert haben, beim festen Fels des Gjaidsteins angelangt sind, da steht auch schon unser Entschluß fest: Dieser Gipfel muß „mitgenommen" werden – die Sonne lacht einfach zu verlockend! Die Rucksäcke bleiben im Versteck, unbeschwert geht's Zug um Zug empor, diesen herr-

lichen, festen Fels, der gar keiner frischen Markierung bedürfte. Der Niedere Gjaidstein ist unser, ein tiefer Sattel folgt, hernach – verhältnismäßig bald – der Hohe Gjaidstein. In vollem Glanz ist die Sonne hervorgebrochen, läßt Schnee und Blankeis der Gletscher gleißen. Links unter uns zieht sich der große Hallstätter Gletscher hin, rechter Hand der kleine, flache Schladminger Gletscher. Dahinter die unendliche Hochfläche „Auf dem Stein", die Simonyhütte blinkt auf, den Hallstätter See nehmen wir wahr, und schon ganz nah das Tote Gebirge, zu dessen Füßen also irgendwo Bad Aussee liegen muß. Nur über die Dachsteinsüdwand züngelt schon wieder schwarzes Gewölk und verwehrt den Ausblick auf die grasigen Niederen Tauern. Zwei Burschen kommen angeseilt und mahnen uns zum Aufbruch. Richtig, es geht auf vier Uhr, und das Guttenberghaus ist noch fern!

Bald stehen wir wieder bei den Rucksäcken, fahren in und neben den ungezählten Wasserrinnen des Schladminger Gletschers ab, stillen unseren Durst mit Gletscherwasser. Durch Gras und Moränenschutt, zwischen Blöcken und Felswänden schlängelt sich das Meisterstück einer Alpenvereins-Weganlage. Nun sind wir also auf der Hochfläche und ich bin angenehm überrascht: Viel lebendiger ist dieses Kalkplateau als die Innenkare des Toten und des Tennengebirges. Immer wieder tun sich grüne Mulden mit späten Blüten auf, ab und zu gedeiht sogar ein Latschenstrauch. Auf einmal kracht es ganz in der Nähe: Gewitter von der Südwand her! Der Pickel fliegt in hohem Bogen fort; im rechten Augenblick läßt uns ein gütiges Geschick eine schräge Höhlung finden. Nun kann der Regen draußen rauschen, soviel er mag – wir sitzen im Trockenen. Freuen uns nur, daß wir nicht den Weg übers Edelgrieß genommen haben, denn dort hätte uns das Unwetter vermutlich arg erwischt. Doch kaum sind wir „ausgeschlüpft", wiederholt sich das neckische Spiel aufs neue; wieder finden wir zur rechten Zeit ein leidliches Quartier. Da sieht der Wettergott ein, daß er bei uns doch nur den kürzeren zieht und läßt uns für den Rest des Tages ungeschoren.

Es ist aber auch hohe Zeit. Die Wolken beschleunigen den Anbruch der Dämmerung, im letzten Blockmeer müssen wir schon verflixt auf die Markierung achten. Da aber blinkt uns aus der Tiefe schon das Ziel entgegen – von der Feisterscharte erspähen wir das traute Licht des Guttenberghauses und auf die Minute genau zur gleichen Zeit wie am Vortag sind wir in seinen gastlichen Mauern. Zwei Teller Reissuppe sind damals ein wahres Göttermahl, die braven Schuhe beziehen den Trockenofen und unsere müden Glieder das Matratzenlager. Wie schade, daß anderntags schon Schluß sein soll . . .

Der Morgen beginnt allzu trüb und warm. Schon um sechs Uhr sind wir wieder unterwegs, lassen die Rucksäcke auf der Scharte und holen uns den Sinabell, den grasigen Hüttenmugel. Wolfgang gäbe sich damit zufrieden; den zweiten Mann aber packt die Habsucht: Wie wär's denn mit dem Eselstein gegenüber? Den ganzen Abstieg bis hinab zur Scharte währt das Zusammenraufen. Schließlich trägt einmal mehr mein Dickschädel über denjenigen des Freundes den Sieg davon.

Wir bereuen es aber beide nicht; denn dieser doch wesentlich höhere zweite Hausberg des Guttenberghauses schenkt uns nun so etwas wie einen Ersatz für die vernebelte Dachsteinaussicht vom Vortag: Das Ennstal von Mandling bis gegen Stainach-Irdning, alle Kuppen und Kegel der Schladminger Tauern und noch etliche fernere Gipfel dazu liegen ausgebreitet vor unseren Blicken. Und das „Eselsteinrennen", das wir dann bergab veranstalten, geht in die dortige Lokalgeschichte ein: So ausgelassen sind wir noch nie über Stock und Stein gesprungen, nie so zielsicher; und so kraß ist das Mißverhältnis von Aufstieg zu Ab„stieg" noch selten gewesen.

Mit den Rucksäcken beginnen wir den Marsch über den „Stein". Eine Stunde, anderthalb Stunden geht's fast eben dahin, schließlich neigt sich die Hochfläche; unmerklich erst, dann immer rascher gibt sie den Blick auf die Gjaidalm und jenseits der Traun frei. Auf halbem Weg befindet sich die einzige Wasserstelle, der Rest ist Karst mit winzigen grünen Oasen, vereinzelten Latschenbüschen. Seltsam – diesmal geht uns die Uhr zu langsam. Es ist erst Mittag, und wir stehen schon an der Schwelle des Steilabstiegs ins Tal. Wie wär's, wenn wir uns noch den Weg zu den Dachsteineishöhlen ansehen wollten? Bruder Leichtsinn hat uns restlos eingesponnen; drei scheinbare „Seen", die auf der Karte eingezeichnet sind, tun ein übriges, daß einsichtige Bedenken erst gar nicht aufkommen. Die Angabe „verfallene Markierung" berührt uns nicht mehr . . .

Doch unsere grundlose Zuversicht soll sich bit-

ter rächen: Zunächst erweisen sich einmal die beiden ersten „Seen" als versumpfte Schlammlöcher; den dritten aber, den Däumelsee, bekommen wir überhaupt nicht zu Gesicht. Dafür ist der „Weg" (damals) ausgerechnet gelb-rot markiert, und das in einer Gegend, in der das Gestein selbst teilweise diese Färbung hat. Stundenlang schwitzen wir zum Kamm hinauf, finden uns schließlich auf der Däumelschneid, in der Nähe des Krippensteins. Es ist die Gegend, in der fünf Jahre später die Heilbronner Schülergruppe auf so tragische Weise den Tod gefunden hat. Zwei Vermessungsbeamte, die zufällig dort ihr amtliches Wesen treiben, können uns auch keinen befriedigenden Rat geben. So beginnen wir denn von über 2000 Metern Höhe den Abstieg ins Ungewisse. Mit der verfallenen Däumelalm lassen wir schließlich den letzten Orientierungspunkt hinter uns. Regen setzt ein, wieder müssen wir uns in eine Höhle flüchten. Immerhin geschieht das schon unterhalb der Baumgrenze, und die Hoffnung, daß wir auf einen der beiden Höhlenwege stoßen könnten, bleibt uns noch. Ein mißgünstiges Geschick läßt uns gerade zwischen die beiden Markierungen geraten, in tückisches Karrengelände und verfilzten Hochwald, den selbst ein Jäger höchst selten betreten dürfte. Stellenweise erlaubt ja der Wald ein müheloses Bergablaufen, dann aber liegt wieder ein Latschengürtel dazwischen oder ein Felsband. In kühnen Sprüngen gelangen wir Absatz um Absatz tiefer, stehen endlich über einer dreihundert Meter hohen Wand. Da ist kein Durchkommen mehr! Sosehr wir auch nach allen Seiten Ausschau halten – es geht einfach nicht. Wie ein Wunder mutet uns da an, daß ein kleines Tannenbäumchen unser beider Gewicht hält, so daß wir uns daran „aufseilen" und uns nun keuchend wieder dort emporarbeiten können, wo wir eben noch so munter herabgesprungen sind.

Und ein noch viel größeres Wunder geschieht: Da führt doch wahrhaftig linker Hand eine steile Holzriese auf einen Himbeerschlag, umgeht seitlich die Wand und trifft unten auf einen Weg! Verdreckt, verschwitzt, blutend und atemlos lachen sich zwei Freunde an: Wieder einmal Schwein gehabt, mein Lieber! Wie Skifahrer nehmen wir in langen Sätzen die Kehren des Weges, stehen um sechs Uhr abends auf der Obertrauner Traunbrücke, 1500 m tiefer. Hm – die Wand sieht auch von unten nicht verlockender aus als von oben . . .

Abermals prasselt in Obertraun der Regen. Spricht da auch nur einer von Bahnhof und Zugsfahrt? O nein! Salzburg – Bad Aussee zu Fuß haben wir uns vorgenommen; Salzburg – Bad Aussee gehen wir auch zu Fuß! Als der Regen nicht nachlassen will, verlassen Wolfgang und ich das schützende Scheunendach und wandern eben unter der himmlischen Brause weiter. Wald und Finsternis, der matt glänzende Schienenstrang und die Traun in ihrer schäumenden Urgewalt sind unsere Begleiter. Und das über alle neun Kilometer der Koppenstraße. Neun Kilometer – das sind gute zwei Stunden Regenmarsch; und sind doch so schön: Einer hat ganz leise angefangen, die alten Wanderlieder zu pfeifen. Der andere fällt ein, Gesang klingt auf, vom Gleichschritt zweier Unzertrennlicher rhythmisch begleitet.

Heute mögen Autos das stille Koppental mit ihrem Lärm erfüllen, die würzige Waldluft mit Abgasen verpesten. Damals ist uns von Obertraun bis Bad Aussee kein einziger Mensch begegnet. Wieder blinken Schienen auf: Bahnhof Bad Aussee! Asphaltpflaster nimmt die schweren Treter auf, elektrisches Licht leuchtet neugierig in regennasse, sonnengebräunte Gesichter. Neun Uhr – wir haben es geschafft, poltern strahlend zu Onkel und Tante ins Haus. Berg Heil!

Anderntags hatschen zwei „Zünftige" zum Bahnhof; einer mit Wasserblasen an den Füßen, der andere mit einem verrenkten Knöchel. Aber habt ihr auch den beiden in die Augen geguckt und sie auf ihrer Heimfahrt begleitet – jetzt schön nobel mit der Bahn? Dann habt ihr sicher auch ihr Glück gesehen, das die Erinnerung stets neu belebt: „Schau, dort oben sind wir gewesen!" – „Weißt du noch, am Sonntag, dort hinten?"

Bergkameraden. Gemeinsam haben wir geplant, gemeinsam sind wir gewandert, haben Freud und Leid geteilt und wieder einmal der großen Zauberkünstlerin Natur ausgiebig in die Werkstatt geschaut. Ich glaube, es ist gerade deshalb eine schöne Maturareise gewesen!

Anschrift des Verfassers:
Dipl.-Dolm. Helmfried Knoll
Bauernfeldgasse 10/1
1190 Wien

„Die größte Sonnenuhr der Welt"

Dolomitisches Kuriosum von Sexten

HILDE FRASS

Das Sextental, einer der interessantesten Seitenarme des Pustertales, rückte in den letzten 100 Jahren trotz seiner relativen Abgeschiedenheit ins Rampenlicht von Alpinismus und Fremdenverkehr. Das berühmte Aushängeschild sind vor allem die Drei Zinnen, die in ihrer zyklopischen Gestalt zu den großartigsten Bergbildern der Ostalpen gehören. Ein weltweiter Begriff und Traumziel für Kletterfans aller Schattierungen.

Vor rund einem Jahrhundert setzte in den ganzen Alpen die klassische Epoche des Alpinismus ein. Zuerst waren es die Engländer (John Ball, Freshfield, Tuckett, Stephen, Tucker, Fox usw.), die den Monte Pelmo (1857), Tofana di Mezzo, Antelào, Sorapìs, Marmolata, Cima Tosa, Civetta und andere Dolomitengipfel eroberten.

Paul Grohmann erfand die Kletterpatschen

Doch da geschah etwas, was auch heute noch wie ein Theatercoup anmutet. Im Jahre 1862 betrat ein junger österreichischer Bergsteiger erstmals dolomitischen Boden. Es war der 24-jährige Paul Grohmann aus Wien. Er war kein alpiner Neuling. Er hatte bereits kreuz und quer die Ostalpen durchstreift, unternahm Gletscherwanderungen und erstieg mit und ohne Führer eine Reihe der damals schon bekannten Gipfel, wie Großglockner, Dachstein, Watzmann, und buchte schließlich die Hochalmspitze und das Kitzsteinhorn als erste jungfräuliche Gipfel.

Doch erst das Jahr 1869 brachte Grohmann die Krönung seiner dolomitischen Bergsteigerkarriere. Es schenkte ihm den Sieg über drei Gipfel, die heute noch zu den bekanntesten der Dolomiten zählen: Dreischusterspitze und Große Zinne in Sexten und Langkofel im Grödental.

Gemeinsam mit dem Sextener Steinmetz und Begründer der Bergführerdynastie der Innerkofler, nämlich Franz Innerkofler, und dem Kärntner Jäger Peter Salcher stand er am 19. Juli auf der Dreischusterspitze, 3125 m. Im letzten Teil des Aufstieges zogen die Bergführer die eisenbewehrten Bergschuhe aus, weil sie ihnen hinderlich waren. Grohmann wechselte das derbe Schuhwerk mit sogenannten „Scarpetti", und um 8.45 Uhr standen sie am höchsten Zakken der Dreischusterspitze. Die Führer waren in Socken geklettert und Grohmann in Pantoffeln, deren Sohlen aus Zwirn genäht waren und die heute noch in Comèlico und im Friaulischen allgemein verbreitet sind. Grohmann hat damit sozusagen die „Kletterpatschen" erfunden.

Am 21. August desselben Jahres erstieg Grohmann mit den gleichen Begleitern die Große Zinne über die heute noch gebräuchliche Südwandroute (Normalweg).

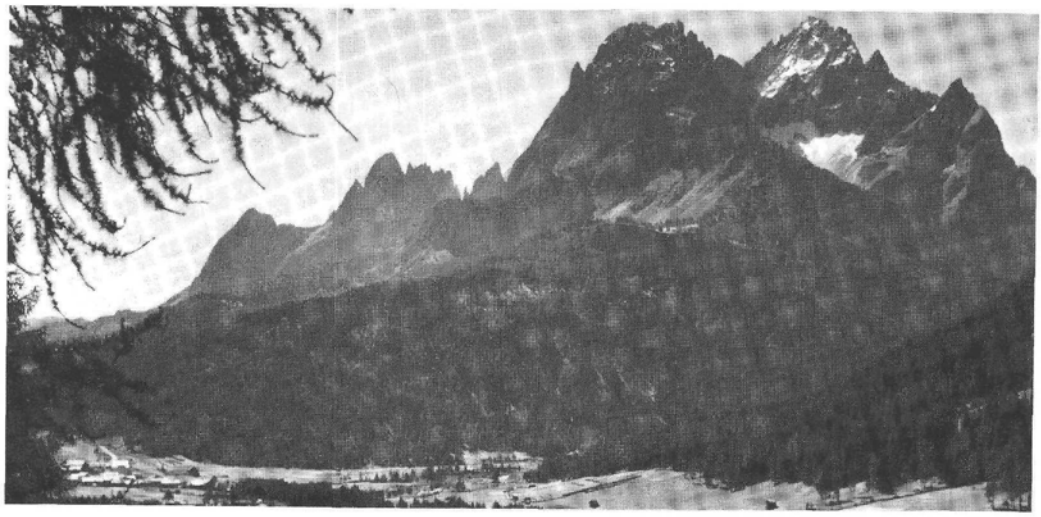
Die Bergführersippe der Innerkofler

Franz Innerkofler ist dann Bergführer geblieben. Er wurde – wie gesagt – der legendäre Ahne der weitverzweigten, verschwisterten und verschwägerten Bergführerschaft der Innerkoflergilde. Von ihnen wurde Michl der „Bergführerkönig" genannt. Er bezwang am 27. September 1874 zusammen mit seinem Bruder Hans, dem „Gamsmandl", den Zwölfer über die heute kaum noch begangene Eisrinne. Im Ersten Weltkrieg wurde Sepp Innerkofler zum berühmtesten der ganzen Sippe: Als Bergführer und mutiger Tiroler Standschütze fand er am 4. Juli 1915 bei einem nächtlichen Sturmangriff am Paternkofel den Tod.

Der Weltkrieg brachte eine unheilvolle Zeit für Sexten. Am 12. August 1915 waren Dorf und Kirche von St. Veit und Moos schon zerschossen. Die Bevölkerung fand in den umliegenden Dörfern Unterschlupf. Jahrelang wütete der Kampf in den früher so einsamen Bergregionen. Doch gleich nach Beendigung des großen Völkerringens kehrten die Sextener zurück, der Wiederaufbau der Zwillingsorte Sankt Veit und Moos begann. Heute stehen sie schmuck und einladend da, in einer grünen, noch unversehrten Erholungslandschaft, die ihren Charm von den umgebenden Dolomitenbergen bezieht. Dr. J. Rampold, der bekannte Südtirol-Autor, sagte einmal: „Die Sextner haben immer schon die richtige Einstellung zur Natur gehabt. Denn noch ist Sexten rein und unversehrt. Dafür ist das ganze Land, ja ganz Europa dankbar."

Urzeitstation „Burgstall"

Sexten war wahrscheinlich schon in der Bronzezeit besiedelt. Forscher haben zwei Urzeitsta-



Sexten mit Rotwand *H. Frass*

tionen entdeckt: der Platz an dem später das österreichische Sperrfort „Heidegg" entstand; noch interessanter ist der beachtlich hoch gelegene „Burgstall" (2218 m) unterhalb der Sextener Rotwand. Es dürfte sich hier um den Standort einer vorzeitlichen Wegsicherung gegen den Kreuzbergpaß hin handeln. Hier wurden bronzene Lanzen- und Dolchspitzen und ein Bronzebeil gefunden.

In der Völkerwanderungszeit ließen sich Bajuwaren in der Innicher und Sextener Gegend nieder, die unter Tassilo dem Slawensturm erfolgreich begegneten. Anno 769 erfolgte die Gründung des Benediktinerklosters in Innichen. Otto der Große bedachte es u. a. großzügig mit Hochwiesen, Almen und mit den Schwaighöfen, die als im Tale „Sexta" gelegen, urkundlich 965 erstmals erwähnt sind. So kann man wohl annehmen, daß Fratres von jenem Kloster die ersten Rodungsarbeiten einleiteten und daß die ersten Bauern Pächter jener Mönche gewesen sind. Damals entstand die Siedlungslandschaft, die trotz aller Modernität des heutigen Fremdenverkehrs in ihren Grundzügen noch vorhanden ist.

Auf Kriegspfaden zur Sextener Rotwand

Im südlichen Gegenlicht türmt sich die „größte Sonnenuhr der Welt" auf. Fels an Fels, Zinne an Zinne: Neuner, Zehner, Elfer, Zwölfer, Einser. Alles berühmte und charakteristische Dolomitengipfel, die nicht wenig zum Renommée von Sexten beitragen.

Der 2939 m hohe „Zehner" – heute wird er allgemein als „Sextener Rotwand" bezeichnet, gilt als Schicksalsberg Sextens im Ersten Weltkrieg. Wie ein gewaltiger Schild baut sich das breite Massiv über dem Tal auf, die Zugänge zum Kreuzbergpaß und aus dem Fischleintal blokkierend. Verständlich, daß dort oben von 1914 bis 1917 die besten Hochgebirgstruppen eingesetzt waren. Und vom zähen Ringen gegen den ebenbürtigen Feind und dem Kampf gegen die Wetterunbilden gibt es noch zahlreiche Zeugen: Stollen, Laufgräben, Kavernen, zerfallene Baracken, vermorschte Holzleitern, Stacheldraht.

Im Jahre 1973 legten die Sextener Bergführer eine gut markierte und teilweise gesicherte Trasse bis auf den Gipfel der aussichtsreichen Sextener Rotwand an. Der Aufstieg ist unschwierig und nutzt geschickt alte Frontpfade aus. An erster Stelle stand die Sicherheit der Begeher. Es finden sich Seilsicherungen, die für etwas geübte Bergsteiger entbehrlich sind. Halbschuhtouristen und Spazierstockwanderer sind trotzdem fehl am Platze. Der ausdauernde, schwindelfreie Tourist wird den alpinen „vertikalen Promenadeweg" sehr genießen. Neben der prickelnden Spannung, wie es wohl weitergeht, bildet der Reichtum an Abwechslung und die aufregende Panoramasicht auf die Sextener Bergwelt, je höher man steigt, den besonderen Reiz dieses Felsganges.

Bequemerweise fährt man per Gondellift auf die Rotwandwiesen, 1925 m, knapp oberhalb der Waldgrenze. Die Markierung rot-weiß-rot Nr. 15B geht am südöstlichen Wiesenrand

(Hinweistafel) rechts ab; an einer Skiliftstation vorbei erreicht man über Geröll und leichtes Geschröf den Felsriegel des Burgstall (¾ St.), auf dem die vorhin erwähnte Urzeitstation angesiedelt war. Jenseits unten liegt der Kreuzbergpaß.

Immer den roten Markierungen strikte folgend, leitet das erste Drahtseil über eine steile Rinne (Steinschlaggefahr) zu einer engbrüstigen Scharte. Dahinter öffnet sich ein düsterer Felsenkessel mit einem permanenten Schneefeld. Auf gutem Serpentinensteig gewinnt man rasch an Höhe und steht bald darauf auf der nächsten Scharte. Überrascht erblickt man eine geisterhafte Barackenstadt. Ein ziemlich bequemes Stück Steig, zuerst etwas an Quote verlierend, geht mitten durch alte Kriegsstellungen in der Nähe der Rotwandscharte.

In einer kleinen Felsebene stehen ein Kriegerdenkmal und etwas höher die relativ gut erhaltenen Reste der österreichischen Kommandostelle samt Seilbahnstation. Im Rückblick erhebt sich die unverkennbare Zackenkrone der Dreischusterspitze, während der Elfer ganz nahe im Südlicht steht; deutlich erkennt man den „Alpini-Weg" mit zahlreichen Touristen.

Die roten Farbflecken zeigen nach oben über Steinplatten zu einem Felswandl, das mit Drahtseilhilfe problemlos überwunden wird. Es ist die schwierigste Stelle der ganzen Route. Recht anregend geht es weiter über Absätze, gut gestuften Fels und seichte Schotterrinnen, in denen sich im Frühsommer hartnäckig Firnreste halten. Und überall Unterstände, Kavernen und Stellungen, die wie tote Augen aus den gegliederten Felsen starren.

Rechts oben fallen die kühn angelegten Barakken und Unterstände am sogenannten „Vinatzer-Turm" auf, der mit 2955 m der höchste Punkt des Sextner Rotwandmassivs ist. Noch kurz über Geröll, Schrofen und eine harmlose Schlucht hinauf, die dann in der „Oberen Rotwandscharte" im Gipfelgrat ausläuft. Kurz darauf steht man auf dem mit einem einfachen Holzkreuz gezierten Gipfel. Dieser ist, wie vorhin erwähnt, nicht der Kulminationspunkt der Rotwand, sondern entspricht Quote 2939 Meter, dem sogenannten „Trapez".

Trotzdem ist die Aussicht grenzenlos. Im Osten faltet sich das Panorama endlos über den weitwelligen Karnischen Kamm auseinander. Im Norden glitzert die lange Reihe der vergletscherten Zentralalpengipfel. Die Dolomitenkolosse paradieren in ihrer unverkennbaren Gestalt: Elfer, Zwölfer, Einser, Dreischusterspitze.

Die 1000 Meter Höhenunterschied ab Rotwandwiesen erfordern eine Aufstiegszeit von 3 bis 3½ Stunden. Der Abstieg erfolgt am besten auf derselben Route in 2 bis 2½ Stunden. Variante für den Abstieg: In der kleinen Felsebene, gleich unter dem Kriegerdenkmal, beginnt ein unmarkiertes, aber deutlich ausgetretenes Steiglein, das nach links durch eine blockbesetzte, teilweise begrünte Mulde führt. Dann über Geröll und Schutt zu einem schmalen Felsband, das in eine kurze Rinne übergeht, die am Firnfeld endet, das von der Sentinella-Scharte, am Ende des Alpiniweges herunterzieht. Man steigt das hier nicht mehr steile Elferkar ab, bis man auf Markierung Nr. 124 trifft, die direkt ins Fischleintal hinunterleitet. Nr. 124 wird nur bis zu einem Bachbett und der Einmündung des Weges Nr. 100 verfolgt. Rechts leicht ansteigend hat Nr. 100 wieder eine Wegteilung: links fast eben durch das „Steinerne Tor" an der Westseite unterhalb der Rotwandköpfe entlang bis zu den Rotwandwiesen.

Lohnender und spannender ist es, über den rechten Steig zirka 100 Höhenmeter aufzusteigen. Oben köstlicher Blick auf das Fischlein- und Altensteintal, zur Zinnenhütte und zurück ins Elferkar, das in der Sentinellascharte kulminiert. In unterhaltsamem Kreuz und Quer über die dicht mit Latschen bestandenen „Köpfe", an denen man Kriegsrelikte (Stollen, Laufgräben usw.) entdeckt. Von der letzten Felskuppe mit verfallenen Kavernen in einigen Waldserpentinen hinunter zu den Rotwandwiesen und der Bergstation des Gondelliftes. Für diese – insbesondere bei schönem Wetter – auf alle Fälle empfehlenswerte Runde rechnet man ungefähr eine Stunde mehr Gehzeit als für den Normalabstieg.

Seit Sommer 1976 gibt es für etwas versiertere Touristen eine weitere, sehr lohnende Aufstiegs-(oder auch Abstiegs-)variante, die über die Rotwandköpfe angelegt wurde. Auf den Rotwandwiesen Hinweis nach rechts: „Kletterstieg Rotwandspitze". Mit einem roten Dreieck im weißen Rand markiert, 2 Leitern und mehreren Drahtseilen ausgestattet, dringt die gesicherte Route mit prachtvollen Tiefblicken ins Fischleintal bis ins große, halbrunde Felskar vor. Dieses nach links traversierend, stößt man bald auf den Normalaufstieg Nr. 15 B.

Die 20stündige Pestwallfahrt nach St. Vigil in Enneberg

Pustertaler Marathon-Prozession

HILDE FRASS

Eine kleine Häusergruppe schart sich im ladinischen Dolomitendörflein St. Vigil in Enneberg um die gotische, später barockisierte Pfarrkirche. Ein hübsches Gotteshaus, wie man es in vielen Südtiroler Dörfern findet. Doch birgt die St. Vigiler Kirche eine wertvolle Sehenswürdigkeit: Am Hochaltar steht ein vielverehrtes Gnadenbild, eine kaum 40 cm hohe Holzskulptur, Maria mit dem Kinde (erste Hälfte 15. Jh.). Und das Besondere ist, daß einmal im Jahr – am Christi-Himmelfahrts-Tag – die Enneberger Pfarrkirche das Ziel einer Wallfahrt ist, die ihresgleichen im Lande sucht. Mehr als 300 Beter pilgern jeweils per pedes den weiten Weg von Welsberg im Pustertal ins Ennebergische zur hilfreichen Gnadenmutter.

Die Prozession hat eine lange Tradition und geht bis auf das Jahr 1636 zurück. Im Hochpustertal und im Ladinischen schwang damals der „Schwarze Tod" seine Sense. Die Enneberger suchten Trost und Fürbitte bei ihrer Patronin und gelobten – falls sie von der Pest verschont blieben –, eine Rosenkranzkapelle zu bauen und eine Rosenkranzbruderschaft zu gründen. Was sie 1638 auch taten.

Die Welsberger hatten eine bessere Idee und legten gleich ein dreifaches Gelübde ab:

Alle Jahre als Prozession nach Enneberg zu ziehen. Mit wenigen Ausnahmen in Kriegszeiten lösen sie bis auf den heutigen Tag strikte das gegebene Wort ein. Jedes Welsberger Haus stellt wenigstens einen Pilger, das ist Ehrensache.

Ein weiteres Versprechen ist die dicke Votivkerze. Jedes zweite Jahr wird diese Maxi-Kerze mitgetragen. Sie brennt dann in der Kirche des Ladinertales bei Sonn- und Feiertagsgottesdiensten. Einer alten Usanz gemäß, hat aber jeder Welsberger „das Recht und die Pflicht, die ‚Körz' anzuzünden zum Zeichen des Dankes und der Bitte, wenn er auch nur privat das Enneberger Gotteshaus zum Gebet besucht".

Alle hundert Jahre wird nach damaligem Gelöbnis eine große Votivtafel gestiftet, auf der die Wallfahrer in zeitgenössischer Tracht verewigt sind. Das letzte der volkskundlich hochinteressanten Bilder stammt aus dem Jahre 1936.

Was diese Enneberger Dankprozession auszeichnet, ist ihre beachtliche Länge. Hier paart sich Frömmigkeit mit Kondition. Bei mitternächtlichem Glockenklang sammeln sich die Welsberger Teilnehmer im Gotteshaus, steigen dann betend nach Geiselsberg am Osthang des Kronplatzes auf, überschreiten den 1738 m hohen Furkelpaß und treffen gegen 7 Uhr morgens in St. Vigil ein. Nach dreimaligem Umgang um die zuerst verschlossene Kirche, ziehen sie singend ins Marienheiligtum ein. Nach dem gemeinsamen, feierlichen Gottesdienst und nach wohlverdienter Rast und Stärkung geht der Zug denselben langen Weg über die Furkel nach Welsberg zurück, das gegen Abend erreicht wird.

Die erste Wallfahrt im Jahre 1636, die aus Angst vor der schwarzen Geißel gelobt wurde, verlief allerdings nicht ganz so reibungslos.

Zwei Jahre vorher war in Schwaz im Inntal die Pest ausgebrochen, die sich rasch ausbreitete. Am schlimmsten war ihre Ernte in Sterzing, Neustift und Bruneck. Die abgeschiedenen Enneberger blieben zwar von der Seuche verschont, befürchteten aber eine Einschleppung durch Auswärtige. Sie stellten an den Gemeindegrenzen strenge Wächter auf, die keinen Fremden passieren ließen.

So wurden die bei der Enneberger Gnadenmutter hilfesuchenden Pustertaler zweimal auf der Furkel unerbittlich zurückgewiesen. Listigerweise versuchten sie schließlich den Übergang zur finsteren Nachtzeit. Um Mitternacht verließen die Bittgänger Welsberg, und noch vor dem Morgengrauen schlichen sie am Furkelpaß an den ahnungslos schlafenden Wächtern vorbei. Unbehelligt erreichten sie am frühen Morgen das erschnte Ziel. Leider war die Kirche mit dem Gnadenbild fest verschlossen und verriegelt.

Die erschöpften und vor allem enttäuschten Wallfahrer, unter denen sich viele Kreuzträger in Kutten befanden, gingen dreimal erfolglos um das Gebäude. Und plötzlich geschah ein Wunder: Es läuteten die Glocken, von unsichtbaren Händen geöffnet, sprang die Kirchentür auf.

Nicht umsonst war der weite, strapaziöse Bittgang gewesen. Welsberg blieb in der Folge tatsächlich von der Pest verschont. Lediglich bis

Ausgangspunkt der Pestwallfahrt *H. Frass*

zur Abzweigung ins Antholzer Tal wurden Seuchenfälle bekannt.

Aus dem Jahre 1936 stammt eine Aufzeichnung zum damaligen 300jährigen Jubiläumskreuzgang. Ein Beweis, wie ernst es die Welsberger mit ihrem Pestversprechen bis auf den heutigen Tag nehmen.

„Schon am Vormittag des Jubeltages ging eine Gruppe von 200 Betern als Vorhut voraus. An einem Baum auf der Furkel wurde ein Erinnerungsbild mit den unachtsamen Wächtern befestigt. Um 11 Uhr nachts formierte sich in Welsberg eine Lichterprozession mit etwa 700 Wallfahrern, die sich in Richtung Furkel in Marsch setzte. Auf der Paßhöhe warteten zur Begrüßung auf ladinischem Boden zahlreiche Enneberger in historischen Gewändern von anno dazumal.

Zwei Wegstunden vor St. Vigil war der erste Triumphbogen errichtet, man kam der Prozession mit dem schön geschmückten Gnadenbild entgegen. Unter Böllerschüssen, Festgeläute und Orgelklang betraten an diesem wolkenlosen, dolomitischen Bergfrühlingstag Ladiner und Pustertaler einträchtig die Kirche, die sich 1636 durch ein Mirakel für die gläubigen Beter geöffnet hatte.

Gleich nach der Messe und nach einem Imbiß starteten die Pustertaler Pilger um 11 Uhr vormittags zum langen Rückweg. Um 8 Uhr abends waren es wohl an die 1000 Beter, die die festlich beleuchtete Welsberger Kirche füllten.

Bei dieser Jubiläumsprozession war der jüngste Teilnehmer acht Jahre alt. Der älteste, der die Strapazen des 20stündigen Betganges gut überstand, zählte 85 Lenze . . . nicht Jahre, wie er schmunzelnd betonte. Und er war zum 60. Mal dabei."

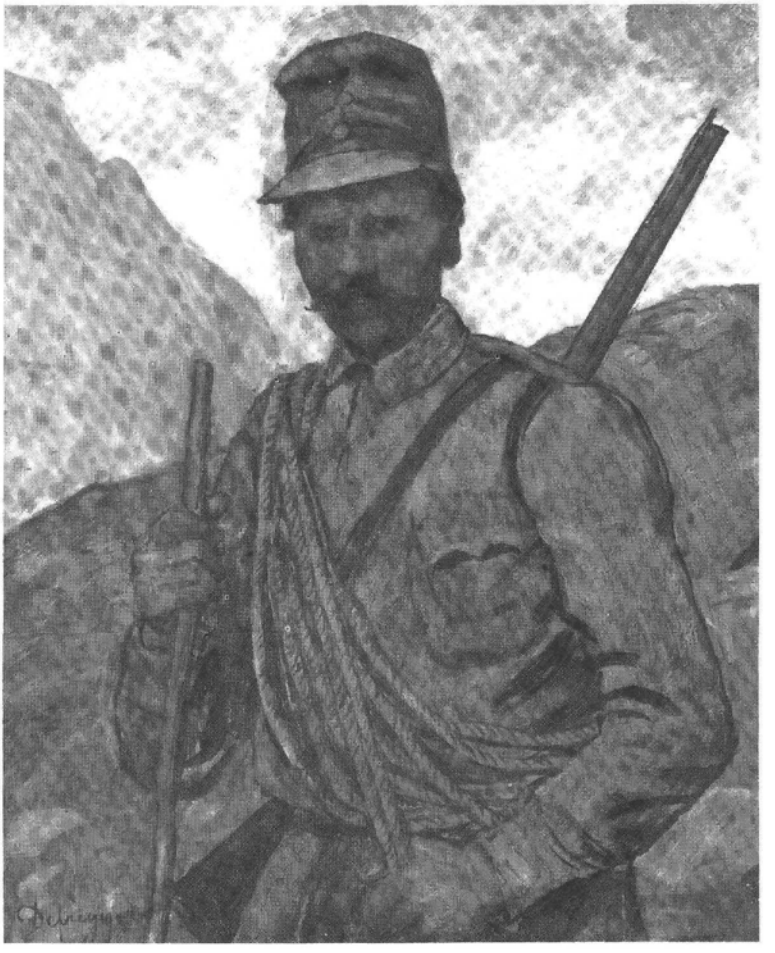
Anschrift der Verfasserin:
Hilde Frass
Horazstraße 25
I-39100 Bozen

Das Unternehmen „Paternkofel" am 4. Juli 1915, Sepp Innerkoflers Tod

JOSEF ANTON MAYR

Die INNERKOFLER von Sexten waren und sind wirklich eine richtiggehende Dynastie[1].
Eine ganze Reihe berühmter Bergführernamen, wie Josef, genannt „Der alte Steinmetz", Hans, „Das Gamsmandl", Michael, Veit, Johann, Franz und andere des Namens spielten in der Glanzzeit der Erschließung der Dolomiten als Bergführer eine bedeutende Rolle.
Die bergsteigerische Erschließung dieses Gebietes, besonders aber der Sextner und Grödner Kletterberge, beeinflußte maßgebend der Wiener Paul Grohmann. Er war es, der unter den Gemsjägern und Hirten Begleiter auf die Spitzen der Berge suchte und sie vor allem in der Familie der Innerkofler fand.
Der bedeutendste war aber doch SEPP INNERKOFLER, der als „Der Sepp" in die Geschichte eingegangen ist.
Mit sechs Jahren Kuhhirt, mit zwölf Jahren Jungknecht auf einem anderen Hof, dann Steinmetzlehrling und Sagschneider, bis er seinen wahren Beruf als Bergführer erkannte. Er wurde der erfolgreichste und berühmteste Dolomitenführer.
Unvergeßbar, wie der junge Sepp bei der Erstbesteigung der „Kleinen Zinne" über die Nordwand, als es scheinbar nicht mehr weiterging, seine genagelten Bergschuhe auszog und barfuß die Wand bezwang. Im Laufe der Jahre war er bald der gesuchteste Führer.
Sepp war es lästig, daß er seine Führerbücher vom Gemeindesekretär schreiben lassen mußte. Weil ihm der Happacher dabei Fehler machte, setzte er sich noch als 30jähriger auf die Schulbank und lernte nun schreiben, das er bald so gut beherrschte, um alle Rechtssachen, Verträge usw. selbst zu schreiben. Und das war viel Arbeit, denn wie sein Vetter P. A. Innerkofler berichtet, hat er als sehr geschäftstüchtiger Führer, Hüttenwirt und Hotelier viel und erfolgreich gearbeitet aber auch prozessiert. Es ist erstaunlich, was er in seinem kurzen Leben leisten konnte und wie weit er es gebracht hat.
Sepp Innerkofler hatte im Sommer 1896 an einem trüben, regnerischen Spätsommerabend als Führer mit dem bekannten Hochalpinisten Biendl und seinem Bruder Christian zum ersten Male den Aufstieg über den Nordwestgrat des Paternkofels erfolgreich unternommen und damals eine Route eröffnet, welche in alpinen Kreisen mit Recht eine schwierige Klettertour genannt wurde. Inzwischen hatte er oft und oft diese Besteigung auf dieser, der Drei-Zinnen-Hütte zugewandten, Seite wiederholt.[2]
Diese Entwicklung fand ein jähes Ende durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges und besonders durch die Kriegserklärung Italiens an Österreich. Damals wurde Sexten mit einem Schlag engstes Kriegsgebiet. Alle Sextner Bergführer, soweit sie nicht schon Soldaten waren, rückten zu den Standschützen ein.
Die damalige Grenze Österreichs verlief über die Drei Zinnen, den Paternkofel, Einser, Elfer, Sextner Rotwand, Kreuzberg. Das Zinnenplateau war strategisch wichtig, weil es den Zugang nach Sexten/Innichen einerseits und nach Landro/Toblach andererseits ermöglichte bzw. sperrte; und der Paternkofel war der beherrschende Punkt dazu, weil er als einmaliger Aussichtspunkt das ganze Zinnenplateau, das Altensteintal und das Rienztal beherrschte.
Zu Beginn des Krieges mit Italien am 23. Mai 1915 gelangten nur verschwindend wenig Kräfte aus den verschiedensten Truppenteilen Österreich-Ungarns an der langen Grenze zur Aufteilung. Das Aufgebot der Tiroler Standschützen hatte (wohl auf Grund des Landlibells von Kaiser Maximilian) durch das Tiroler Landesverteidigungskommando 1915 über Nacht innerhalb von vier Tagen 38.000 Schützen verfügbar gemacht. Sie wurden sofort an die Grenzen geschickt, jedoch stellte dies immer noch einen absolut ungenügenden Schutz gegenüber einem intakten modernen Heer, wie es Italien zur Verfügung hatte, dar. General Nava, der Kommandant der 4. Ital. Armee, hätte in den ersten Wochen des Krieges leichtes Spiel gehabt, am Kreuzberg oder bei Landro durchzubrechen und so die Eisenbahn durch das Pustertal zu unterbinden. Damit wäre die ganze Südtiroler Front aufgerollt worden; er zögerte jedoch zu lange, und dies führte zu seiner Abberufung durch General Cadorna.[3]
Sepp Innerkofler, obwohl in Friedenszeiten für den Militärdienst als untauglich erklärt, griff 50jährig noch zur Waffe. Er war der beste Kenner des Gebietes und wußte außerdem als Grenzbewohner den italienischen Soldaten richtig einzuschätzen.

Bergführer Sepp Innerkofler nach einem Gemälde von Franz v. Defregger



Als Oberjäger kletterte er mit seinem blutjungen Sohn Gottfried, dem Forcher Schani, einem Innsbrucker Feldgeistlichen (es handelt sich um Pfarrer Josef Hosp, Feldkurat bei den Innsbrucker Standschützen; Hosp war ein extremer Felskletterer, Gemsjäger und als Soldat in seinem ureigensten Element; auf etwa 60 solchen Patrouillen war er ein gesuchter Begleiter) und dem Standschützen-Unterjäger Vinzenz Goller, einem ob seiner Treffsicherheit bekannten Gemsjäger, sowie mit seinem Schwager, dem Bergführer Andreas Piller, häufig im Rücken der Italiener.[4]

In den Mitteilungen des DuOeAV vom Juli 1915 heißt es unter „Verschiedenes: Führerwesen":

„Einer der Besten aus dem Kreise unserer bewährtesten Führer und einer der besten Söhne Tirols, ist einer Feindeskugel erlegen. Die Sektion Hochpustertal meldet: Sepp Innerkofler, der weitbekannte, beliebte, beste unserer Bergführer, Wirt der Drei-Zinnen-Hütte und Besitzer des Dolomiten-Hofes im Fischleintal, ist in der Nacht vom 3. zum 4. Juli in Ausführung eines Befehles als Standschütze bei einem Angriff gegen die Italiener auf dem Paternkofel den Heldentod für das Vaterland gestorben . . ."

„An die Lösung des schwierigsten Teiles, die Erstürmung des Gipfels, hatten sich Sepp Innerkofler und die Führer Schranzhofer (Schranzhofer nahm an der Unternehmung nicht teil) und Forcher gemacht.

Gegen 7 Uhr früh waren die drei bis auf 20 Schritte vor den Feind gelangt und Innerkofler war eben im Begriffe, eine Handgranate zu

schleudern, als er von einer feindlichen Kugel unmittelbar auf der Spitze des Paternkofels am Kopfe getroffen wurde und etwa 50 m tief abstürzte."[5]

Im Jahre 1975 wurde in Sexten und in Sillian das Gedächtnis an diesen großen Sohn Sextens, SEPP INNERKOFLER, in besonderer Weise erneuert. Einmal wohl, da er im Jahre 1865 geboren wurde, und zum zweiten waren es am 4. Juli 1975 60 Jahre, daß er am Paternkofel fiel. In unzähligen Büchern und Schilderungen wurde sein Tod durch Feindeshand in verschiedenen Versionen dargestellt. Sein einziger noch lebender Sohn, Sepp Innerkofler jun., veröffentlichte daraufhin im Novemberheft des „Schlern" seine eigenen Beobachtungen darüber, die zu einem ganz anderen Ergebnis führen. Er führt an, er hätte mit eigenen Augen gesehen, wie sein Vater von Schüssen eines österreichischen Maschinengewehres tödlich getroffen wurde.

Es scheint interessant, den vielen Nachrichten und Quellen nachzugehen, die im folgenden zu Worte kommen sollen.

Zunächst zur Vorgeschichte: 1915 sagten die Sextner Bergführer: „Ach, im Herbst ist kein Mensch auf den höheren Punkten, im Winter ist dort ein Bleiben unmöglich!" – Aber die Italiener gingen nicht herunter, und so auch wir nicht. Der Kreuzbergpaß, die Straße, konnte man ja sperren mit Gräben und Geschützen, jedoch die Spitzen – und das erkannte man bald – waren die beherrschenden Punkte, und wer die besaß, war Herr über die Übergänge und Täler. So kam den Bergen, und damit den Bergsteigern unter den Soldaten, ungeheure Bedeutung zu. Und der einzelne Mann oder die zwei, drei Posten auf der Spitze, meist ausgesuchte Leute, hatten eine überaus große Verantwortung.[6]

Als besonders wertvoll erwies sich in diesen ersten Tagen der Umstand, daß in den Reihen der Tiroler Truppen bzw. Standschützen viele geübte Bergsteiger und begeisterte Alpinisten kämpften. In Sexten befand sich gleich eine ganze Reihe von hervorragenden Führern unter den Einberufenen, die dort ihre engste Heimat, die Welt ihrer berühmten Touren und ihre eigenen Berghöfe zu verteidigen hatten. Bei den Innsbrucker und Haller Standschützen, die am Kreuzberg eingesetzt waren, fand sich begreiflicherweise auch eine Menge berggewohnter Kräfte.

SEPP, damals 49 Jahre, war vorher nie Soldat, weil er bei der Musterung „untauglich"(!) war. Monate vor Kriegsbeginn war er mit den anderen Sextenern freiwillig eingerückt. Da er das Grenzgebiet auch auf der italienischen Seite wie kein anderer kannte, wurde er sofort der anerkannte Führer der Unternehmungen nach drüben. Seine „Fliegende Patrouille" war Tag und Nacht unterwegs und schoß von allen Spitzen und Graten der Sextner Sonnenuhr, wie Neuner, Zehner, Elfer, Zwölfer und Einser, auf ihr italienisches Gegenüber und konnte so die dauernde Besetzung dieser Spitzen vortäuschen.

Wie wertvoll! Waren doch viele Offiziere und Soldaten des österreichischen und deutschen Heeres der Bergwelt unkundig . . . „Abschnittskommandant Obstlt. Zach hat nur in Ungarn gedient und kaum gewußt, wie ein Berg aussieht . . .!"[7]

„Auch Hptm. v. Wellean (der die Aktion gegen den Paternkofel anordnete), dem also die Gruppe Innerkoflers unterstand, war für's erste mit der Gegend vollkommen unvertraut, und als er sie sah, stieg ihm das Grausen auf . . ."[8]

Umso gewaltiger war der Schrecken, als die Italiener eines Tages den Paternkofel besetzt hatten und von dort aus alle Ziele auf dem Zinnenplateau einsehen und unter Beschuß nehmen konnten. Innerkofler hatte vergeblich geraten, den Paternkofel dauernd zu besetzen.

Das Divisions-Kdo. in Bruneck entschloß sich, den Paternkofel zu stürmen. Hptm. Jaschke (Kommandant am Zinnenplateau bis 30. Juni 1915) schreibt hierzu: „Hptm. v. Wellean hatte sich angeblich in der Etappe verpflichtet, die Aktion gegen den Paternkofel durchzuführen, die ich abgelehnt hatte. Er wagte es nicht, sich gegen den Generalstabschef zu stellen, dem ich damals, als er durch zirka eine Woche wegen des Angriffes (auf den Paternkofel) querulierte, das Götzzitat mitsamt dem Batls.-Kdo. antrug . . ."

Nun kam endgültig der Befehl: „Der Paternkofel ist zu stürmen."

In höchster Eile wurden die Vorbereitungen getroffen. Bei einer diesbezüglichen Besprechung erklärte der Sextner Bergführer Forcher, er halte die Erstürmung für möglich, wollte aber, daß Sepp unbedingt dabei sei.

So wurde Sepp so rasch als möglich auf das Zinnenplateau beordert, wo er am 3. Juli 1915 früh eintraf. Er machte Forcher harte Vorwürfe und

sagte ihm seine Meinung: „Unmöglich, da sind wir alle verloren."
Fähnrich Bradacs erhielt das Kommando über zwei Gruppen. Innerkofler mit fünf ausgesuchten Kletterern sollte über die Nordwestseite aufklettern und nach Artillerievorbereitung den Gipfel erstürmen. Fähnrich Bradacs sollte die andere Gruppe von 14 Mann gegen das Gamsschartl führen. Selbstverständlich sollte das eigene Feuer eingestellt werden, sobald die Gruppe nahe genug am Gipfel war und mit einer gelben Fahne das vereinbarte Zeichen geben würde. Soweit verlief auch alles dem Befehl entsprechend.
Der weitere Verlauf wird nun in zahlreichen Schilderungen dargestellt, die meist vollkommen voneinander abweichen.
Die Italiener schildern einen Kampf Innerkoflers mit ihrer Gipfelbesatzung hochdramatisch . . .:
„Jene aber klettern in die Wand und decken sich dabei hinter jeder Felsrippe. Ein Stein trifft Sepp, das Blut rinnt ihm über das Gesicht, seine Brillengläser laufen an, er aber klettert weiter. Plötzlich Totenstille im ganzen Tal, auf allen Gipfeln diesseits und jenseits der Schützengräben harrt alles im Zustand krampfhafter Erwartung. Sepp macht das Zeichen des Kreuzes und schleudert die erste Handgranate; er wirft die zweite und die dritte. Da erscheint unvermutet auf der Mauer die Figur eines Alpino, der in hocherhobenen Händen ein Felsstück hält. Er ruft ihm zu: ‚Willst du wohl verschwinden!' und schleudert mit beiden Händen das Felsstück. Sepp Innerkofler wirft die Arme nach rückwärts, stürzt ab und bleibt im Opelkamin(!) hängen . . . tot. Der Alpino heißt Piero de Luca . . .!" [9]
Ähnlich klingen die Erzählungen der Begleiter von Sepp: Von einem Feuerwechsel auf der Spitze und von einem Gewehrschuß, der Sepp in die Nasenwurzel getroffen hätte. [10]
Standschütze Rapp, Teilnehmer der Patrouille, schildert den Ablauf folgendermaßen:
„In Kletterschuhen stiegen wir zum Gipfel an. Sepp voraus, dann ich, hinter mir Forcher, darauf der Lehrer Taibon aus Olang und nach ihm Piller und Rogger . . . Wir liefen nun, einer nach dem andern, über ein leicht geneigtes, meterbreites Geröllband und erreichten eine tiefe Wandschlucht. Dort holten wir Atem und Rogger gab der Artillerie mit einer roten Fahne das Zeichen zum Einstellen des Feuers."
Nach Schemfil war es 8 Uhr früh, als zuerst Sepp Innerkofler, dann Forcher und Rogger aus dem Kamin herauskletterten. Ihnen konnte aber nur mehr Taibon folgen, denn schon als Innerkofler aus dem Kamin sprang, wurde er von den italienischen Posten entdeckt, beschossen und mit Steinen beworfen . . . Innerkofler warf sofort eine Handgranate, die jedoch ebenso wie die folgenden nicht explodierte.
. . . Rapp schreibt weiter: „Da sehe ich ihn in die Stirn getroffen, mit einem Aufschrei nach rückwärts auf das Geröll sinken und die Wand hinunterstürzen . . ." [11]
Taibon schildert den Vorgang ähnlich.
Der nachmalige Generalmajor Schemfil [12] hat als Militärwissenschaftler sich alle Mühe gegeben, alle erreichbaren Quellen heranzuziehen. Der vormalige Kommandant auf dem Zinnenplateau, Hptm. Jaschke, berichtet: „Als also Innerkofler, nachdem er auf die Spitze gesprungen war und die unglückseligen Handgranaten gebrauchte, in Bedrängnis geriet, eilte Sersawy initiativ zum Maschinengewehr und ‚blatterte' über die Spitze des Paternkofels hinweg, wo die Italiener vorgesprungen waren und Steinlawinen auf die einige Meter unter der Spitze hockende Patrouille Innerkoflers abrollen wollten. Sersawy verscheuchte sie und die Patrouille konnte in Deckung abklettern . . .
Als Sersawy zu Wellean zurückkehrte, hörte er ihn gerade noch nach Bruneck an die Division telephonieren: Die Aktion ist mißglückt, weil Sersawy ohne Befehl das Feuer auf den Paternkofel abgegeben und dabei Innerkofler abgeschossen habe. So lautet also die erste offizielle Meldung an die vorgesetzten Stellen!
Es existieren mindestens 30 Darstellungen, die alle verschieden lauten.
Bericht P. A. Innerkoflers, (gest. 1915), eines Verwandten von Sepp: „Als sie aus dem Kamin auf den Gipfel heraustraten, sahen sie, daß die Welschen quer darüber einen Steinwall errichtet hatten. Dahinter sprang ein Soldat auf: ‚Mostro, mostro i tedeschi!' Sepp warf drei Handgranaten, der Italiener sprang auf, schoß und traf Forcher ins Gesäß. Forcher zog sich etwas zurück, Sepp begann nun auch selbst zu schießen, doch im Augenblick traf ihn eine Kugel in die Stirn und lautlos fiel er rücklings vom Gipfel 40 bis 50 Meter gegen die steile Rinne zum Altensteintal." [13]
Schemfil glaubt 1937 in seiner sehr gewissen-

haften Arbeit, die Berichte von einem Feuergefecht auf der Spitze und vom Tode Innerkoflers durch einen Gewehrschuß von vorne hätten am meisten Gewicht.[14]

Sepp Innerkofler jun, der jüngste Sohn, befand sich am 4. Juli 1915 als 17jähriger auf dem Innichriedel neben dem Toblingerknoten und hat mit des Vaters Feldstecher genauestens beobachtet, was in den Wänden des Paternkofels vor und ober ihm geschah.

Er schreibt: „Alle Berichte stimmen mit meinen eigenen Beobachtungen im wesentlichen nicht überein . . . Bei der Patrouille des Vaters waren: Hans Forcher, Andrä Piller, sein Schwager, geboren in Sappada und deshalb vorher als Soldat im italienischen Heer, Benizius Rogger, Josef Taibon, Lehrer aus Olang, und Franz v. Rapp, Innsbrucker Standschütze. Es gelang mir, zum Teil den Weg der aufsteigenden Patrouille zu verfolgen. Um 6 Uhr wurde mein Vater am Gipfelaufbau sichtbar, alle anderen müssen also etwas tiefer unter dem Gipfelrand zurückgeblieben sein. Es ist auszuschließen, daß Teilnehmer der Patrouille diesen obersten Teil des Gipfels betreten haben. Das schließt auch die italienische Version von einem Steinwurf gegen Vater aus, da man Felsbrocken bekanntlich ja nicht nach oben wirft . . . Ich sah, wie mein Vater den Stutzen von der Schulter nahm, eine typische Bewegung der Arme. In diesem Augenblick streute das MG unter mir (wie er sagt, saß er 50 Schritte daneben) plötzlich eine Garbe auf die Spitze des Paternkofels. Mein Vater war am Firmament links vom Gipfelsteinmandl sichtbar. Unter mir schrie man laut und aufgeregt: ‚Feuer einstellen!' Der Befehl kam zu spät. Am oberen Rand der Schneezunge (in die der Ausstieg aus dem Opelkamin mündet) ist mein Vater, etwa zehn Meter unter dem Gipfel, auf dem Schnee gut sichtbar, liegen geblieben. Zwei volle Tage konnte man ihn dort mit freiem Auge ausmachen. Erst in der Nacht zum dritten Tag wurde er von den Italienern geborgen. Mir und meinem Bruder war die Bergung nicht erlaubt worden."[15]

Den Befehl zum Rückzug soll Forcher gegeben haben.[16]

„Dieser stieg, obwohl durch Oberschenkelschuß verwundet, ab und kam allein – trotz der Zusicht der Italiener vom Paternkofel aus – schon um 9.30 Uhr vormittags zurück. Auf meine Frage, wo der Vater sei, antwortete er, die anderen kämen erst später. Ich sagte ihm, daß ich ja meinen Vater oben am Schneefeld liegen sehe; er ging darauf wortlos davon. Es muß daher als gesichert angenommen werden, daß mein Vater durch eine österreichische Kugel getroffen wurde. Im Juli 1915 konnte dies allerdings nicht bekanntgemacht werden."[17]

In den Reihen der italienischen Besatzung befand sich der Alpini-Sanitätssoldat Loschi, dem die Ahnung keine Ruhe ließ, es könne sich bei dem Toten nur um den auch bei den Italienern berühmten Sepp Innerkofler handeln. Man seilte den Toten unter Lebensgefahr auf den Gipfel auf. Die Alpini bestatteten dort den Feind in allen Ehren und setzten ihm ein Kreuz mit der Inschrift: Sepp Innerkofler, guida."[18]

Ein seltenes Zeugnis gegenseitiger menschlicher Hochachtung und ritterlicher Gesinnung mitten im Krieg.

Im Sommer 1918, die Dolomitenfront war längst zusammengebrochen, stiegen Sepps guter Freund und Begleiter auf vielen waghalsigen Unternehmungen, Vinzenz Goller, und Feuerwerker Trixl auf die Spitze des Paternkofels und brachten Sepp zu Tal, wo er im Familiengrab beigesetzt wurde.

Beim Wiederaufbau Sextens und des zerstörten Friedhofes mußte das Grab neuerlich verlegt werden, und bei dieser Gelegenheit hatte Sepp jun. den Schädel seines Vaters in Händen. „Ich stellte zwei kleine Kugeldurchschüsse fest, die Einschüsse nebeneinander seitlich am Kopf." Diese *zwei* Einschüsse deuten wohl auf einen Treffer durch MG-Feuer hin.[19]

Zu dieser für viele ganz neuen Darstellung gibt es eine Reihe verschiedenster Äußerungen.

„Es war in den fünfziger Jahren, wir saßen in größerer Gesellschaft in einem Gasthof im Pustertal. Ich erwähnte die Gerüchte um den Tod Innerkoflers durch Eigene. Ein Teilnehmer fuhr darauf sofort nach Sexten und kam zurück mit der Nachricht, er habe erfahren, es sei leider so."[20]

Aus einem Brief von Frau Haselsberger, München, vom Mai 1976: „Senatspräsident Langl war österreichischer Offizier an der Dolomitenfront und kannte auch den Sepp. Gesprächsweise sagte er einmal, daß Sepp Innerkofler unglücklicherweise auf dem Paternkofel in das eigene Feuer der Österreicher geraten sei . . ."

Es gibt Darstellungen, wie die von Springenschmied und Luis Trenker, Bücher von Gunter Langes „Front in Fels und Eis", Anton v. Mörl „Standschützen verteidigen Tirol von

1915/1918", Heinz v. Lichem „Der einsame Krieg", Dumler „Drei Zinnen, Menschen, Berge, Abenteuer", Oswald Ebner „Kampf um die Sextner Rotwand" und mehrere andere, die alle den Tod Sepps beschreiben. Alle schließen sich aber mehr oder minder den Schilderungen an, die den Tod Sepp Innerkoflers durch Feindeshand darstellen. Einzig Dumler und Dr. Josef v. Rampold machen die Einschränkung, es wäre Tod durch eigenen Beschuß nicht auszuschließen. Die einen lassen ihn durch den Opelkamin aufsteigen oder abstürzen oder gar durch den Leuchskamin. In allen Einzelheiten herrscht eine verwirrende Vielfalt von leichtfertig aufgestellten Behauptungen.

Einer der Teilnehmer, Benizius Rogger, hat allerdings einmal in vorgerückter Stunde, wie Dumler schreibt, nach „einigen Vierteln Wein" gesagt, es könne auch eigenes Feuer gewesen sein.

Sepp jun. gibt an, er habe von Forcher und Piller nie bestimmte Auskünfte erhalten. Von Piller: „Lügen wollte er nicht."

Der Besitzer des Albergo „Stazione" in Calalzo (er sei als Sergente Kommandant der italienischen Gipfelbesatzung gewesen) sagte: „Non e mica vero, che Innerkofler sia stato ucciso dagli italiani." („Es ist gar nicht wahr, daß Innerkofler von den Italienern getötet wurde, wir haben ihm nichts getan . . . Die tödlichen Schüsse sind aus dem Altensteintal(!) gekommen."[21]

Ein anderer Italiener, Mitglied der Frontkämpfervereinigung von Belluno, äußerte sich bei einem Treffen in Sexten: „In ogni caso era un errore." („Jedenfalls war es ein Irrtum".)

Es ist interessant, verschiedene Äußerungen und Tagebuchnotizen zu lesen, die von damaligen Mitkämpfern stammen:

Aus einem Brief von Hptm. Jaschke: „Das Tagebuch bestätigt meine Erinnerung, daß ich es Innerkofler freistellte, den Paternkofel so lange besetzt zu halten, als er dazu physisch imstande ist, weil mir seine Person und die Bergführer wertvoller waren als der Aussichtspunkt."[22]

Bradacs: „. . . Am 30. Juni 1915 wurde Hptm. Jaschke durch Hptm. v. Wellean von den Kaiserjägern abgelöst. Ich wurde am 2. Juli gefragt, ob ich mich freiwillig als Kommandant für die Unternehmung gegen den Paternkofel melde; bekomme zehn Bergführer, darunter Sepp und Christian Innerkofler, lauter erstklassige Bergführer, weiters 24 sich freiwillig meldende Landesschützen, die gute Kletterer sind."

Bradacs sollte gleichzeitig mit Christian Innerkofler und 14 Mann das Gamsschartl nehmen, kam aber wegen Eis in der Rinne und wegen italienischem und eigenem Feuer nicht weiter. Er blieb mit seinen Leuten beim sogenannten „Eisklammele".

„. . . Um 4 Uhr begann die eigene Artillerie das Feuer gegen Gipfel und Scharte. Erster Schuß zu kurz, schlug unterhalb von uns ein . . . unterhielt mich während des Artillerieschießens mit Innerkofler. Als der Befehl zum Angriff kam, verabschiedete er sich mit den Worten: ‚Also gian mir's on, in Gottes Namen.' . . . Innerkofler stieg über die Nordwestseite dem Gipfel zu.

. . . Beim Aufstieg auf die Gamsscharte sind wir von den Eigenen auf der Bödenalpe beschossen worden.

. . . Nach Erzählung der Bergführer, die mit Innerkofler waren, erreichten sie den Gipfelrand, warfen Handgranaten, von denen lauter Versager waren. Als sich Innerkofler über den Gipfelrand aufziehen wollte, sprang ein verwundet liegender Alpini(!) auf und schoß ihn mitten in die Stirn (Nasenwurzel). Innerkofler fiel hintüber, zirka zehn Meter tief, und blieb mit dem Rucksack an einem Felszack hängen. Forcher wurde durch eigenes MG-Feuer knapp unter dem Gipfel im Bein verwundet." So der Kommandant der Unternehmung gegen Paternkofel und Gamsschartl.

Bradacs weiter:

„. . . Gegen 17 Uhr ging ich zum Batls.-Kdo, dort war der Kommandant vom Bayr. Inf.-Leib-Rgt. Obstlt. Ritter v. Epp anwesend. Obstlt. v. Epp war begeistert über unseren Angriff, beglückwünschte mich, belobte mich über die Schneid und sagte noch, daß seine Leute uns so etwas nicht so bald nachmachen können. Ich hätte keine Schuld am Mißlingen, es wäre eine Kette von unglücklichen Umständen gewesen . . . Innerkofler war ein körperlich vollendeter Mensch, geschickt, kaltblütig, und ein weitbekannter, von den Italienern gefürchteter Meisterschütze."[23]

. . . Die Mannschaft war schlecht ausgerüstet, dreierlei Gewehre und Munition, teilweise Komodschuhe.

. . . Ich glaube also nur beschränkt an die Schilderung der Springenschmied-Bücher über Sepps Tod.

. . . Ausspruch des Obstlt. Ritter v. Epp, der bei mir am Beobachtungsstand weilte (am Sextenstein): „Unglaublich, was diese Leute leisten, aber mit wäre leid um dieses Prachtmaterial an Menschen." Tepser schildert u. a. eine Episode, die es verdient, festgehalten zu werden: . . . Am 24. Mai (am Tage nach der Kriegserklärung Italiens) in der Stellung im obersten Innerfeldtal: Zwei Kinder, ein sechsjähriges Mädchen und ein neunjähriger Bub, beide mit einem langen Bergstock und einem ziemlich bepackten Rucksack, standen vor mir. Ob sie nicht wüßten, daß Krieg sei und daß sie leicht erschossen werden könnten? Der Bub erwiderte treuherzig: „Die Muetter schickt ins, fürn Vater was zum Schießen und was zum Essen bringen!" Im Rucksack tatsächlich Mannlichermunition, Selchfleisch, Speck und Brot. Dieser Moment mußte erlebt sein.[24]

Der damalige Fähnrich Kargl schreibt, wie es zur Unternehmung „Paternkofel" kam:

„. . . Daß wir dort auf der Morgenalpe vom Paternkofel aus eingesehen wurden, war natürlich sehr unangenehm, aber was war zu machen? Selbst wenn wir damals den Paternkofel wiederbekommen hätten, es wäre wohl unmöglich gewesen, ihn auf die Dauer zu halten, da die Italiener von der Südseite her eine viel leichtere Anstiegsmöglichkeit hatten. Der Plan kam, Innerkofler soll den Gipfel nehmen. Soviel ich mich erinnere, hielt er es sofort für unmöglich, auch Jaschke. Forcher war anderer Meinung, und es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den beiden. Aber Forcher hatte es Hptm. v. Wellean so geschildert, und Innerkofler wollte dann wohl nicht als feig erscheinen und übernahm es, es zu versuchen. Und so wurde Innerkofler in diese Unternehmung hineingehußt, von der er nicht wiederkam. . . . Am 4. Juli 1915 abends hatten wir eine Feldmesse am Zinnenplateau, die gleichzeitig die erste Totenmesse für Innerkofler war. Sie wurde von den Italienern nicht gestört."[25]

Zwei Tage nach der Unternehmung wurde das österreichische Maschinengewehr abgelöst.[26]

Obstlt. Kupetz, Kommandant einer Batterie am Zinnenplateau, hat in den Mitteilungen des DuOeAV Erinnerungen darüber veröffentlicht und schreibt von den entscheidenden Augenblicken:

„. . . In diesem Moment kamen zwei weitere Bergführer aus dem Kamin heraus zum Vorschein. Plötzlich sieht man den mit der hellen Windjacke bekleideten ersten Bergführer Sepp wie eine Katze den letzten ihn noch vom Gipfel trennenden Absatz hinüberspringen. Gleichzeitig ist es hinter der Steinmauer lebendig geworden. Zirka zehn bis zwölf Gestalten springen auf und verbergen sich rasch wieder . . . plötzlich wirft sich Sepp platt auf die Erde nieder, und auch die Gestalten hinter der Steinmauer sind nicht mehr zu sehen. Unmittelbar vorher hat ein eigenes Maschinengewehr am Innichriedel zu rattern begonnen und es scheint, als ob dies die Ursache gewesen sei, daß sich Sepp niederwarf(!) . . . Plötzlich sprangen hinter der Steinmauer drei bis vier Gestalten auf. Ein riesenhaft gebauter Alpino läuft mit dem Karabiner in der Hand gegen Sepp vor, bleibt mit gespreizten Beinen stehen und man sieht, wie er das Gewehr in Anschlag reißt. Sepp ist aufgesprungen, um im nächsten Moment beide Hände in die Luft zu stoßen und kopfüber nach rückwärts über den Gipfelrand in die Tiefe zu stürzen."[27]

Vor einigen Tagen gelangte durch Zufall ein Brief eines ehemaligen österreichischen Kaiserschützen in meine Hände, dem folgendes zu entnehmen ist: „Abensberg, den 1. März 1960. Ich war 1915 der Feldwachkommandant am Einserkar." (Ein „Einserkar" gibt es nicht, es wird sich wohl um eine Feldwache im Altensteintal handeln. Die Meldung bestätigt nur wieder, daß von mehreren Seiten irrtümlich geschossen wurde.) . . . „Auf einmal tauchte in der Mitte vom Paternkofel eine Patrouille von vier Mann auf, wir auf dem Einserkar konnten Freund oder Feind nicht unterscheiden, denn wir hatten zur damaligen Zeit keinen Feldstecher. Wir stellten unsere Gewehre ein. Auf mein Kommando: ‚Salve an, Feuer!' sahen wir drüben auf dem Grat zum Paternkofel einen Mann stürzen. Leider war es der arme Sepp Innerkofler, den ich im Leben sehr gut kannte . . . Ich war sehr traurig, als ich am Abend bei der Ablöse von der Sache erfuhr. Leider konnte man uns gar keinen Vorwurf machen, denn diese Patrouille war uns gar nicht gemeldet worden. Ich mit meiner Feldwache hatte an diesem Vorfall keine Schuld."[28]

Karl Webhofer, ehemaliger Standschützenleutnant, Sillian, schreibt 1976:

„. . . Sepp Innerkofler ist durch eigenes MG-Feuer gefallen, dies steht eindeutig fest. Sepp ist allein das letzte Stück aufgestiegen. Ihm ge-

lang der Aufstieg zum Gipfel mit umgehängtem Gewehr zwar mühevoll aber sicher."[29]

Der Kommandant des Deutschen Alpenkorps, Generalleutnant Krafft v. Delmensingen, der den Angriff auf den Paternkofel mitbeobachtete, erließ folgenden Befehl:

„Der Standschützenoberjäger Sepp Innerkofler hat sich durch sein unerschrockenes, wagemutiges und dabei doch bedachtes Benehmen als Patrouillenführer im Italienischen Krieg 1915 die Anerkennung seiner Vorgesetzten und den Dank seiner Tiroler Heimat im vollen Maße verdient. Sein Heldentod beschließt eine Soldatenlaufbahn, die den Namen Sepp Innerkofler neben die der Tiroler Verteidiger von 1809 setzt.

Von Krafft, Generalleutnant"[30]

1915 stand ich mit der Akademischen Legion im Rahmen des Standschützenbataillons Nr. 1, Innsbruck, an der Sextner Front vom Kreuzberg bis auf die Sextner Rotwandspitze (2966 Meter). Die kühnen Handstreiche Innerkoflers und besonders sein Tod wurden von uns mit größter Anteilnahme verfolgt. Schon damals lauteten die Berichte nicht einheitlich. Einiges davon einer Klärung näherzubringen, wenn auch nach langer Zeit, ist das Anliegen des Verfassers.

Trotz allem bleiben ernste Bedenken und Rätsel offen.

Sepps Tod bedeutet eine erschütternde soldatische und menschliche Tagödie. Seine Gestalt ist mit Recht zu einer legendären Berühmtheit erwachsen. Wie immer es nun wirklich gewesen sein mag, wer vermöchte das mit gutem Gewissen zu sagen? Er ist und bleibt das Bild eines großen Tirolers, der sein ganzes Können und schließlich sein Leben der Heimat zum Opfer gebracht hat.

QUELLENANGABE

1 Josef Rampold „Die Bergführerdynastie der Innerkofler im südtirolischen Sexten".
2 Obstlt. Friedrich Kupetz, Wien (Mitt. d. DuOeAV 1925, Nr. 13)
3 Nach BERTI „Guerra in Ampezzo e Cadore"
4 Helmut Dumler „Drei Zinnen", S. 65 (Bruckmann, München)
5 Aus den Mitt. d. DuOeAV Nr. 13/14, 1915)
6 Heinz v. Lichem „Der einsame Krieg"
7 Aus einem Brief von Hptm. Tepser
8 Aus einem Bericht von Hptm. Jaschke (Kommandant am Zinnenplateau bis 30. Juni 1915)
9 Nach BERTI „Guerra in Ampezzo e Cadore"
10 Nach Teilnehmern an der Patrouille
11 Schemfil „Die Paternkofel-Unternehmung"
12 Viktor Schemfil „Die Paternkofel-Unternehmung"
13 Aus einem Bericht P. A. Innerkoflers, einem Verwandten von Sepp
14 Schemfil „Die Paternkofel-Unternehmung"
15 Sepp Innerkofler jun. „Zum Tod meines Vaters" (Schlern-Heft Nov. 1975)
16 Mitt. Dr. Otto Mayr nach d. Erzählung Franz v. Rapps im Jahre 1919
17 Pers. Mitt. von Sepp Innerkofler jun. im April 1976 in Sexten
18 Nach BERTI „Guerra in Ampezzo e Cadore"
19 Mündl. Mitt. von Sepp Innerkofler jun. v. April 1976 in Sexten
20 Nach Eschrich, Dinkelsbühl 1976
21 Der Besitzer des Albergo „Stazione" in Calalzo
22 Aus einem Brief von Hptm. Jaschke
23 Aus einem Brief Fhr. Bradacs, Führer der beiden Gruppen
24 Aus einem Brief von Hptm. Tepser
25 Aus einem Bericht v. Fhr. Kargl
26 Mündl. Mitt. von Sepp Innerkofler jun. v. April 1976 in Sexten
27 Obstlt. Kupetz, Wien (Mitt. d. DuOeAV 1925, Nr. 13)
28 Aus Originalbrief von Franz Rigotti, Abensberg, aus 1960 an den damaligen Pfarrer von Sexten
29 Aus einem Brief von Karl Webhofer, ehem. Standschützen-Lt., Sillian, vom Mai 1976
30 Aus Schemfil „Kämpfe um das Drei-Zinnen-Plateau"

Anschrift des Verfassers:
KR Josef Anton Mayr
Haller Straße 143
6040 Innsbruck

Meine Val-Camonica-Bilder

FRANZ WOLLENIK

Unter dem Titel „Die Felsbilder der Val Camonica", brachte die leider viel zu früh verstorbene Geologin und Wissenschaftlerin, Frau Dr. Edith Ebers, im Jahrbuch 1974 einen ausführlichen Artikel, der die Geschichte der Camuner und die von diesem Volke stammenden Felszeichnungen in der Val Camonica behandelt. Meine Frau und ich hatten das Glück, durch mehr als fünf Jahre ihre engsten Mitarbeiter zu sein, und konnten dabei auch einiges zur Felsbildererforschung beitragen.

Wie es begann – Einem Traumziel entgegen

Zu Beginn des Jahres 1971 erging an meine Frau und mich von Frau Dr. Ebers die Einladung, im Sommer mit ihr zusammen im Überetschgebiet, Südtirol, an einer geologischen Arbeit mitzuwirken. Diese Einladung bedurfte bei uns keiner langen Überlegung, bot sich damit doch die einmalige Gelegenheit, unseren Traum zu verwirklichen und die Felszeichnungen der Val Camonica zu sehen. Für das Fotografieren im Nationalpark Naquane wurde bei den zuständigen Stellen in Mailand die notwendige Erlaubnis besorgt. Das Frühjahr war nun erfüllt mit Pläne machen und Vorbereitungen – teils für die geologische Arbeit, teils für die spezielle Fahrt an sich: Suche nach Literatur, brauchbarem Kartenmaterial, Zeitplan, Fotozeug, Auto. Für das Unternehmen stand unser Dreiwochen-Urlaub, also nicht allzuviel, zur Verfügung. Ob wir nebenbei auch zum „Erholen" kommen würden? Daneben lockte noch einiges Weitere, das am Wege lag und unser Interesse mächtig geweckt hatte: Die Felszeichnungen der Tschötscher Heide, die Stelen im Valtellina und bei Algund . . .

Dann war der Urlaub da. Unser Standort in Südtirol war Gfrill, ein kleines Örtchen an der Straße Meran–Gampenjoch, 1100 m hoch. Von dort nach Capo di Ponte, dem Hauptort des Felsbildervorkommens, waren es rund 150 Straßenkilometer durch ein landschaftlich schönes Gebiet. Nach guter Beendigung der geologischen Arbeiten brachen wir ins Val Camonica auf: Gampenjoch – vorbei am Wallfahrtsort Unsere Liebe Frau im Walde, der etwas unterhalb der Straße liegt und sehenswert wäre – Fondo – Revo. Ab Fondo verläuft die Straße halb am Hang, dem Rio Novella entlang, nach Revo geht es in vielen Kehren zum Lago di S. Giustina hinunter. Nun folgt die Straße dem Torrente Noce stetig bergauf, durch Malè, Mezzana, Vermiglio und dann, in einigen Kehren, dem Tonalepaß entgegen. Auf der Paßhöhe selbst Häuser, Liftanlagen – ein bekannter Wintersportort. Und jetzt im Sommer? Ein richtiger Jahrmarktrummel umfängt uns, mit „Standeln" beiderseits der Straße, an denen alles Denkbare feilgeboten wurde. Viele Menschen, geschmacklose Zweckbauten in Rostrot, wolkenkratzerartige Hochhäuser, rücksichtslos mitten in die Landschaft hineingestellt, angesichts der majestätischen Berge der Adamellogruppe! Unterwegs nahmen wir Gesteinsproben mit, speziell am Tonalepaß, nach dem ja der Tonalit seinen Namen hat.

In vielen Windungen geht es nun bergab nach Ponte di Legno. Von nun an begleitet uns der Oglio-Fluß und ab Edolo trägt das Tal den Namen Val Camonica. Capo di Ponte liegt nur noch wenige Kilometer vor uns.

Capo di Ponte

Nähert man sich von Norden dem Hauptort des Felsbildergebietes des Val Camonica, so vermeint man keineswegs in eine Idylle zu kommen: Industrieanlagen säumen die Straße, rauchende Schlote, alles wirkt staubig und irgendwie verwahrlost. Auf beiden Talseiten „zieren" Hochspannungsleitungen die Hänge. Man kreuzt die Bahn und bald darauf den Fluß. Doch ehe man auf die Brücke kommt, gewahrt man zur Linken einen mächtigen Felsklotz neben der Straße.

Anhalten und ihn besteigen war eins – und nicht umsonst, denn auf ihm findet man die ersten Gravierungen – ein spiralenähnliches Gebilde. Die eine Seite von der Höhe des Blocks zur Erde ist blankgeschliffen wie eine Rutschbahn – man denkt unwillkürlich an die rituelle „Rutschbahn" von Castelfeder, die mit dem Fruchtbarkeitsmythos in Zusammenhang gebracht wird.

Der Oglio gleicht bei Capo di Ponte einem Wildwasser von beachtlicher Breite. Das Tal selbst ist nicht breit, es bietet gerade der Straße, dem Fluß und einer Bahnlinie Raum und dazu ein paar kleinen Feldern und Auwiesen. Beiderseits ragen die Berge; auf kleinen Terrassen finden Örtchen, Kirchen, Klöster gerade noch

Abb. 1: Naquane, „Großer Felsen – Grande Roccia" Nr. 1. Vom Eis des einstmaligen Gletscherstromes glattpoliert und tief eingefräst. Auf ihm finden sich – bei einer Länge von rund 50 m und einer Breite von etwa 15 m – fast 500 Zeichnungen!
F. Wollenik

Platz. Das Bild beherrscht der westlich des Flusses liegende, mächtige Concarena.
Wir fahren in den Ort und erfragen das Quartier, Albergo S. Antonio; gelegen inmitten eines langgestreckten Platzes, auf dem sich die wichtigsten Geschäfte des Ortes befinden. Vor dem Lokal Tischchen und Stühle, besetzt von meist jungen Leuten, die dort auch auf einer der Wand entlanglaufenden Steinstufe all die Zeit sitzen und schwatzen, auch noch, als wir des abends in unser Albergo zurückkommen und noch am anderen Morgen, als wir von neuem aufbrechen. Gerade um die Ecke die Kirche, ein ziemlich großer Bau mit freistehendem Turm. Davor ein Platz baumumstanden, dort das Rathaus, die Post, die Karabinieristation. Hier können wir unseren Wagen abstellen.
Unser Zimmer im Albergo ist einfach, sauber, das Essen ausgezeichnet. Der Blick aus unserem Fenster geht nach Westen; über Dächer hinweg sehen wir die auf dem Westufer des Oglio, hoch auf den Felsen erbaute romanische Kirche San Siro. Eigenartig mutet uns das stündliche Glokkenspiel der beiden Kirchen an, das uns die Nacht mehrmals aufweckt. Der Ort bietet ansonsten ein paar schmale Gäßchen mit typisch italienischen Häusern, auf dem Platz einen Brunnen und die Brücke über den Fluß, zum jenseitigen Ortsteil.

Gespräch mit Immanuel Anati

Für 15 Uhr waren wir zu Immanuel Anati bestellt, dem Leiter des „Centro Camuno di Studi Preistorici". Mit großem Interesse sahen wir dieser Begegnung entgegen, ist doch Anati die führende Kapazität der italienischen Felsbildererforschung.
Rasch waren wir mit dem Wagen bei seinem Institut, das an den westlichen Berghängen des Ogliotales, etwas oberhalb von Capo di Ponte, inmitten eines prächtigen Gartens gelegen ist, ein moderner, weitläufiger Bau; Stille. Das Vestibül groß, geräumig, schwere Ledergarnituren, Topfpflanzen, an den Wänden Abgüsse, Zeichnungen und Großfotos von Felsbildern aus den Fundgebieten.

Anati ein großer, stattlicher Mann mittleren Alters, volles schwarzes Haar, typischer Italiener, sprühend von Tatkraft und Interesse für unseren Besuch. Frau Dr. Ebers scheint ihm nicht unbekannt zu sein. Da unsere Italienischkenntnisse nur mangelhaft sind, ersuchen wir ihn, die Unterhaltung in französischer Sprache zu führen. Anati gab uns nun einen Überblick über Geschichte und Herkunft der Camunis, über die verschiedenen, von ihm festgestellten Stilepochen ihrer Felszeichnungen, und schließlich über die Verbreitung derselben in der Val Camonica. Vieles war für uns neu, denn obgleich wir uns schon zu Hause über dieses wichtige Fundgebiet informiert hatten, war dies doch nur in bescheidenem Maße möglich gewesen; es gibt darüber im deutschen Sprachraum nicht allzuviel Literatur. Tief beeindruckt kehrten wir in unser Albergo zurück. Vieles gab es nun zu verarbeiten, auch die im Centro erworbenen Schriften rasch durchzublättern – zu mehr reichte die Zeit nicht –, denn die nächsten Stunden sollten uns nun mit der Wirklichkeit konfrontieren.

Naquane – Dos dell'Arca

Man tritt durch das Gittertor und vermeint, in einer anderen Welt zu sein; Stille ringsum, ein eigenartiger Schauer bemächtigt sich einem . . . Der Weg, etwas ansteigend, ist mit Natursteinen gepflastert, das Licht dringt gedämpft durch das Blätterdach der Bäume. Noch ist hier kein Mensch zu sehen. Nach ein paar Schritten gewahrt man die ersten Felsblöcke, klein, hingeduckt ins Gras. Wie die Rücken urweltlicher Tiere, die hier ruhen. Sie tragen keine Zeichen, doch alsbald öffnet sich rechter Hand eine Lichtung, der erste größere Felsblock zeigt sich. Alles hier Gletscherschliffe, tiefe Rinnen hat das Eis in manchen eingefräst. Wir steigen zu dem Block hinauf – er trägt eine Nummer, wie alle zeichentragenden Felsen – und sehen gleich die ersten Zeichen: Mühlbrett, Füße und „Paletten". Das sind meist rechteckige Flächen mit einem Stiel daran; was sie bedeuten sollen, weiß man bis heute noch nicht. Von hier hat man auch einen Ausblick auf Capo di Ponte. Wir stehen beim ersten Bildfelsen und schauen – schauen; endlich drängt es uns aber doch weiter, und nach kurzem Wege stehen wir vor „ihm", jenem Felsen 1, der „der Große" genannt wird. Er trägt eine schier unerschöpfliche Zahl Bilder, ganze Geschichten kann man da herauslesen, die Kombinationsmöglichkeiten der Geschichten und Bilder zueinander ist zahllos.

Neben dem Felsen 1 steht eine Hütte: Hier kann man sich mit Ansichtskarten, Dias, Literatur – allerdings nur in italienischer Sprache – eindecken. Auch Erfrischungen gibt es, sehr willkommen. Den uniformierten Wächtern haben wir unsere Fotoerlaubnis vorgewiesen und nun kann es losgehen . . . doch wo beginnen? Übergroß ist die Fülle, immer neue Zeichen: Menschen, Tiere, „Paletten", Symbole bieten sich an. Man kann sich kaum sattsehen. Mit Gummisohlen, Turnschuhen oder barfuß, darf man die Felsen auch betreten. Nach und nach finden sich nun mehrere Leute ein – man hört begeisterte und erstaunte Zurufe in den verschiedensten Sprachen. Wir müssen uns losreißen, es gibt ja noch viel mehr zu sehen und die Zeit eilt! Wollte man alle Blöcke – und es sind in Naquane deren mehr als 90 – genau und eingehend studieren, man würde Tage brauchen; inzwischen geht es der Mittagsstunde zu. So beschränken wir uns auf die in der Nähe liegenden Blöcke, auf denen wir immer noch Neues entdecken: Leitern, Häuser, Wagen, Reiter, Geräte und dazwischen immer wieder diese eigenartigen „Paletten". Dann ist aber endgültig Schluß. Etwas nördlich von Naquane, etwa auf der gleichen Höhe, liegt die Kirche Le Sante. Gleich dahinter ist die nächste Fundstelle. Dos dell'Arca, der wir einen Besuch abstatten wollen. Auf kleinem Raum eine Menge Blöcke, durchzogen von tiefen Rissen und wildem Bewuchs – keineswegs gepflegt wie Naquane. Über diese Stelle haben wir auch Literatur besorgt, ein Lageplan findet sich darin. Nach ihm versuchen wir uns zu orientieren. Doch wie wir uns auch mühen mögen, es scheint umsonst. Doch! Da ist etwas! Auf einem der vorderen Blöcke eine ganz schwache Spur. Was da die Augen nicht vermögen, müssen die Hände versuchen: Sie ertasten nach und nach Vertiefungen, die sich zu Zeichnungen formen. Bis sich das Rätsel löst: Es ist der Stand der Sonne, der die Zeichnungen zum Verschwinden gebracht hat! Prall von oben sengt sie hernieder, direkt und ohne Schattenbildung, die sonst die Zeichnungen zum „Leben" kommen läßt.

Cemmo

Am dortigen Ortseingang biegt der Weg scharf rechts ab in ein kleines Seitental, Pian delle

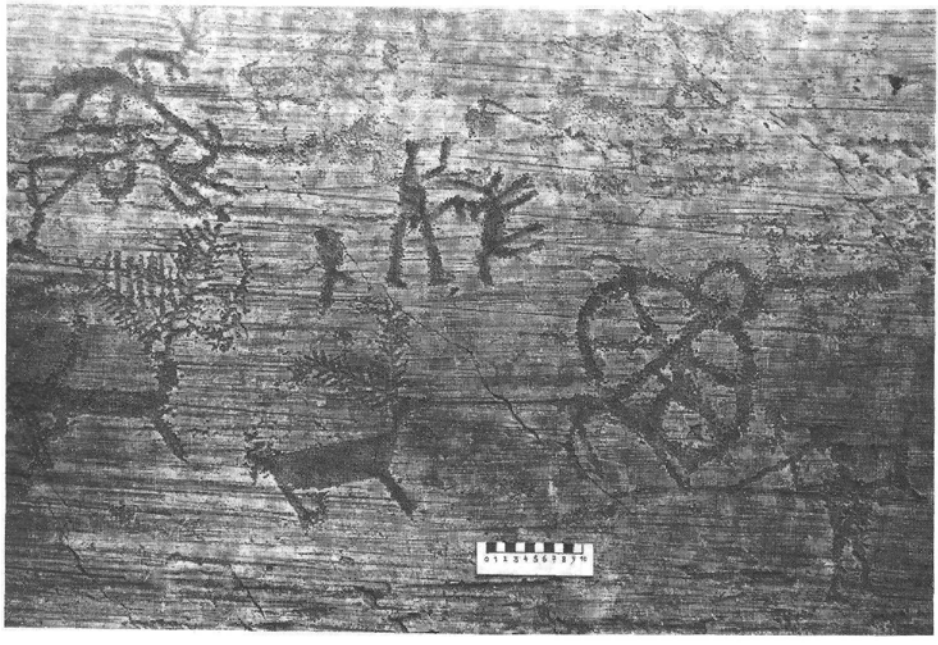


Abb. 2: Naquane, Fels Nr. 1: Ganz groß ein Rad und halb darübergezeichnet – warum eigentlich darüber, wo doch daneben auch noch Platz gewesen wäre? – ein Hund . . . Und wieder Hirsche! Die Camunier wurden ja auch das „Hirschvolk" und ihr Tal das „Hirschtal" genannt. *F. Wollenik*

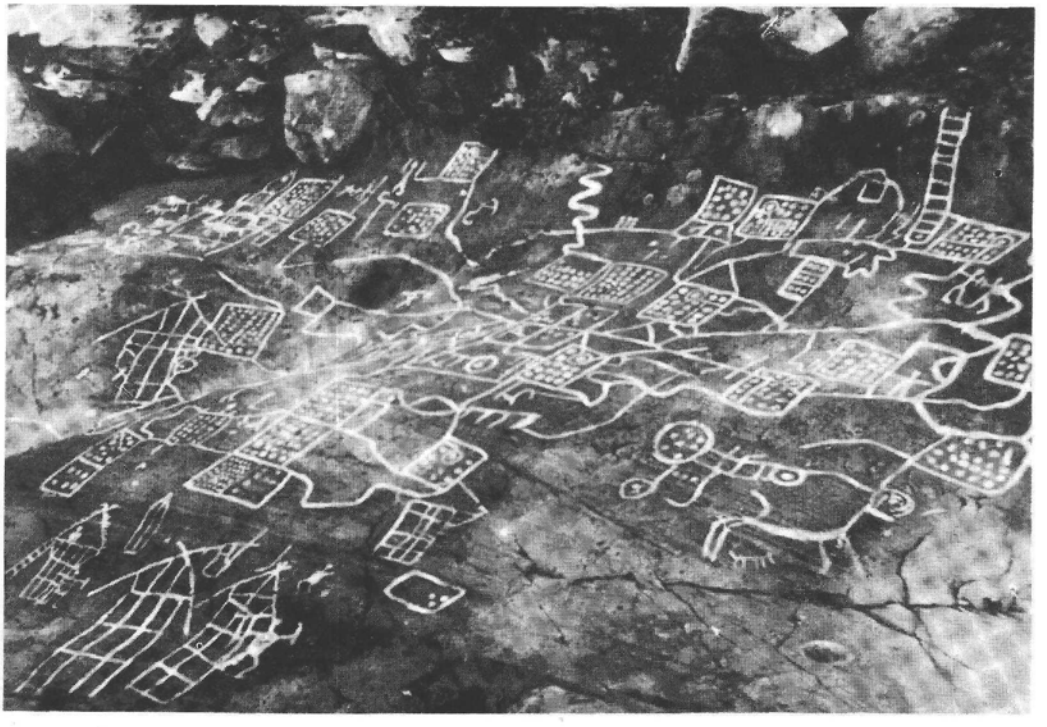
Abb. 3: Bedolina: Eine jener „Geschichten", von denen es auf diesen Steinen viele gibt: Camunier bearbeiten ein Feld mit Pflug und Handwerkszeugen. *F. Wollenik*

Grepe genannt, durch das der Weg zum Friedhof und weiter zur Kirche San Siro führt. Etwa auf halbem Weg sehen wir schon aus einiger Entfernung die beiden Blöcke unterhalb der Straße, inmitten eines Geheges. Sie sind vor langer Zeit von der über ihnen aufsteilenden Wand abgestürzt. Beide voll von Zeichen: Tiere vorwiegend, aber in einer merkwürdigen Anordnung, besonders auf dem nördlichen Felsen – auf seiner linken Seite hauptsächlich Hirsche, Gemsen, Steinböcke; rechts, in einer Reihe untereinander, Tiere, deren Art man schwer bestimmen kann – Rinder? Im Vergleich zu den Hirschen könnte man es annehmen. Zwischen und über den Tieren sind Dolche eingraviert. Also mehrere Gravierungsperioden überlagert! Die Stilunterschiede merkt man. Auch beim zweiten Felsen: Hier wohl keine Überlagerungen, aber wie es scheint, auch hier mehrere Schaffensperioden: Ochsen vor dem Pflug und vor einen Wagen gespannt, Tiere, gehörnt – Steinböcke – und ungehörnt, Menschen in reiner Strichmanier, Dolche, ein Beil mit langem Stiel, eine Hellebarde – und über all dem eine große Sonne mit kurzen Strahlen.

Bedolina

Ehe wir von hier abfahren gilt es, noch eine interessante und wichtige Fundstelle anzusehen: Bedolina.
Über die Brücke geht es zuerst, dann an Anatis Institut vorbei nach dem Ort Cemmo. Hier biegt die Straße nach Pescarzo ab, der wir folgen. Es geht in Kurven bergan, das Gelände ist felsig. Nach kurzer Fahrt leuchtet uns nach einer Kurve eine Tafel „Bedolina" entgegen. Wir schultern die Fotosachen und machen uns auf die Suche. Nun wissen wir ja schon einigermaßen, wie die zeichentragenden Felsen aussehen: Wie in Naquane, gibt es auch hier Gletscherschliffe. Wir sind nun auf der westlichen Talseite des Oglio, und die Nord-Süd gerichteten Blöcke liegen auch wieder im Streiflicht. Zwischen den Felsen karge Äckerchen und Weideflächen in Terrassenbauweise.

Bedolina: Die „Feld- und Ackerlandkarte"! Neben den Hütten sieht man bebaute Felder, Wege, Bachläufe, Brunnen, Menschen und Tiere *F. Wollenik*



Wir brauchen nicht lange zu suchen, gleich auf dem ersten größeren Block sehen wir etwas: Doch was ist das? Füße, Füße, gerade als sei ein Riese (denn klein sind die Abdrücke nicht, das kann man auf dem mitfotografierten Meßstreifen gut erkennen) über den Felsen gelaufen. Dazwischen wieder Figuren, hauptsächlich Menschen am Pflug und mit Ackergeräten, Menschen mit Waffen, dazwischen symbolische und geometrische Zeichen, nicht soviel wie in Naquane – und wie es uns scheint, aus einer anderen Periode. Noch aber fehlt uns etwas, von dem wir doch gelesen haben: die „Landkarte von Bedolina". Wir suchen von Block zu Block. Endlich stehen wir dann doch vor dem Gesuchten. Was es da alles zu sehen gibt, sieht wirklich wie eine Landkarte aus: Häuser, Menschen, Tiere. Aber auch Einteilungen von Feldern, Äckern? Dazwischen scheinen sich Wege hinzuziehen und dann noch gewundene Linien. Bäche? Fast scheint es so. In den von Linien eingegrenzten Feldern Punkte in verschiedener Größe und Anzahl: Art der Bebauung? Mitunter ein Punkt von einem Kreis umschlossen, ein Brunnen vielleicht? Manche Felder sind auch leer oder in kleinere unterteilt. Zwei Menschen stehen beisammen als würden sie einen kleinen Plausch abhalten. Es geht uns auch hier wie in Naquane: Wo anfangen – was alles fotografieren? Immer wieder findet man Neues, versucht sich in Mutmaßungen, Kombinationen . . .

Zur Aufnahmetechnik

Ein paar Worte noch zu meiner Aufnahmetechnik: Verwendet habe ich die Leica IIf, bestückt vorwiegend mit dem Summaron 3,5/35 mm. Das hat sich in diesem speziellen Fall als vorteilhaft erwiesen, denn damit konnten die auf den waagrechten oder nur leicht schrägen Flächen der Gletscherschliffe aufgebrachten Zeichnungen – fast alle in Punziertechnik – aus der freien Hand, senkrecht von oben her (da ich mit meinen Gummisohlen die Felsen betreten durfte), aufgenommen werden. Dabei kamen durch den Weitwinkel, aus der gegebenen Entfernung von etwa 120 bis 130 cm, nicht nur einzelne Figuren, sondern ganze Szenen auf das Bild – und darin liegt ja der Reiz der Sache.
Die Belichtung war bei den herrschenden guten Lichtverhältnissen kein Problem: Blende 8 und 1/100 Sekunde waren die Regel. Auf ein Stativ konnte in der Mehrzahl der Fälle verzichtet werden. Bis auf einzelne Blöcke, die eben mehr im Baumschatten lagen. Bei der Fotografie von Felszeichnungen – in Ritz- oder Punziertechnik – spielt der Winkel des einfallenden Lichtes eine große Rolle. Senkrechter Lichteinfall am hohen Mittag läßt die Bilder total verschwinden. Leider kann man als Durchreisender meist nicht auf die günstigste Beleuchtung warten, und muß sich mit dem Gebotenen zufrieden geben. Anzuraten ist das Mitfotografieren eines Meßstreifens, der es dem späteren Besucher ermöglicht, sich ein Bild über die Größenverhältnisse zu machen. Fotografieren von Felszeichnungen in Farbe lohnt meist nicht; sicherlich kann man es versuchen, doch bei der Eintönigkeit der Gesteine ergibt sich hier kein Vorteil. Anders wäre es natürlich mit *Felsmalereien* in verschiedenen Farben.

Abschied

Unsere Tage hier sind zu Ende, ein Traum hat sich erfüllt. Die Eindrücke waren überwältigend. Hier haben wir etwas gesehen, das viele, die da unten die Straße entlangfahren, nicht einmal ahnen; die sich vielleicht auch gar keine Gedanken über die Vergangenheit und die Schicksale der Völker in früheren Zeiten machen. Auch die Menschen von damals hatten ihre Sorgen, Freuden, Ideale. Sie prägten sie in Stein. Werden unsere Nachkommen nach ebenso langer Zeit wie die, die uns von den Camunis trennt, noch etwas von uns finden? Stein ist sicher dauerhafter als Papier . . .
Indessen waren wir wieder nach Capo di Ponte gekommen, hier biegen wir in die Hauptstraße nach Norden ein, Edolo zu. Die letzten Häuser des Ortes liegen bald hinter uns, nun kommt die Brücke über den Oglio und – rechts jetzt – der Fels mit dem Labyrinth obenauf. Wir grüßen stumm hinüber.

Anschrift des Verfassers:
Franz Wollenik
Hernalser Hauptstraße 104/27
1170 Wien

Nacht auf Stromboli

KURT DIEMBERGER

STROMBOLI – das ist der einzige, fortwährend aktive Vulkan Europas. STROMBOLI – das ist gleichzeitig eine von den sieben EOLISCHEN INSELN nördlich von Sizilien. Sie trägt denselben Namen, diese Insel, wie der Vulkan, denn sie besteht zur Gänze aus diesem einen Berg, der kegelförmig mit steilen Hängen aus dem Meer aufsteigt. Sein Gipfel ist 980 m hoch, aber was der Besucher, der mit dem Schiff die Insel ansteuert, sieht, ist nur die Spitze des mächtigen Kegels, der bereits zweitausend Meter tiefer auf dem Meeresgrund beginnt.

Der Stromboli enttäuscht niemand: Tag und Nacht schießen donnernde Feuersäulen aus seinen Kratern empor, zuverlässig in ihrer Wiederkehr wie das Pfeifen eines Druckventils auf einem überhitzten Kochtopf. Wer da auf dem Gipfel steht, erlebt etwas von unbeschreiblicher Gewalt, furchterregend und anziehend, ein Schauspiel, das ihn in seinem Innersten berührt, immer wieder – und vielleicht wollte er nur eine Stunde bleiben und bleibt die ganze Nacht.

Manchmal freilich, zum Glück selten, regt sich die feurige Seele des Berges mit Übermacht: dann ergießt sich ein glühender Lavastrom über die schwarze, verbrannte Steilflanke der „SCIARA DEL FUOCO" hinab ins Meer. Und dann ist man besser nicht auf dem Gipfel. Die einheimischen Führer jedenfalls kennen die Launen ihres Berges und würden, wenn Gefahr droht, jeden, der die Besteigung vor hat, warnen.

Ja, es leben ein paar Fischerfamilien auf der Insel, genauer gesagt, es gibt zwei kleine Dörfer, San Vincenzo am nördlichen Ufer und Ginestra im Südwesten. Sie stehen auf alten Lavaströmen – und wenn die Leute in den niedrigen Häusern ihre Fischsuppe löffeln, hören sie ober sich das Grollen des Berges. Sie haben sich daran gewöhnt.

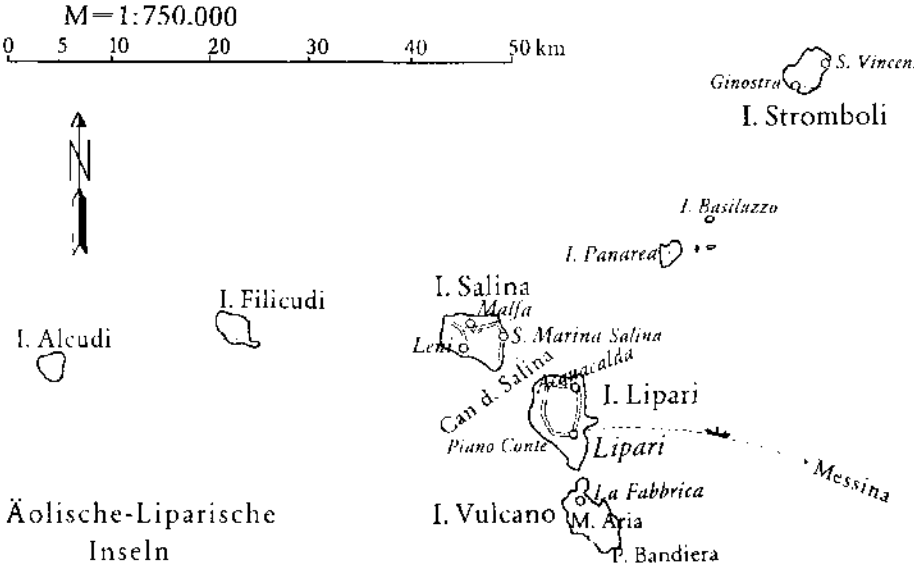
Für den Kletterer ist Stromboli uninteressant, nicht so für den Abenteurer: englische Bergsteiger versuchten z. B. die Traversierung der Nordwestküste, von einem Fischerdorf zum andern, unter der „Feuerstraße", der Sciara del Fuoco durch! Von Lapilli-Rutschen bedroht, teils im, teils über Wasser sich vorwärtsarbeitend, durch Nischen und Höhlungen, mühsam über Sand und Asche, erreichten sie endlich, geschwärzt und glücklich, die andere Seite. Das wurde niemals wiederholt. Die Fischer der Insel halten es ohnehin für unmöglich. – Einen der Engländer traf ich im Vorjahr in den Küstenklippen von North-Wales: Dennis Kemp, ein prima Kletterer, weißhaarig schon, voll Begeisterung. Wir sprachen über die Schönheit verschiedener Plätze auf der Welt, wo die Berge und das Meer aufeinandertreffen, und während wir auf luftiger Felskanzel saßen und unter uns die Brandung gegen die steilen Platten donnerte, während uns gegenüber eine Seilschaft an kleinen Griffen sich über den „Dream of White Horses" (den „Traum von weißen Pferden" – das sind die Schaumkronen der Wellen) höherschob, reifte in mir der Plan, das Abenteuer Stromboli selbst zu erleben.

*

Schwarzer Sand, glitzernd, mit gelbgoldenem Schimmer überlagert, wenn man ihn in Richtung auf die Sonne zu sieht; schwarze, zerfressene Lavaungetüme, die aus dem Gischt zerberstenden Wassers tauchen. Die weißen Häuser von San Vincenzo, die schmale Küste von Stromboli. Hoch oben die alles beherrschende Linie des Berges, rostbraun und schwarz. Rasch ziehende Wolken, Rauchschwaden? Ein Donnern, fern, vom Himmel herab . . . der Vulkan.

„E normale!" – „Das ist normal", bedeutet mir lächelnd ein italienischer Fischer. Ein anderer trägt eine Schürze mit roten Buchstaben: „I talk english every information" – ein paar Touristen umgeben ihn; so hat der alte Matrose (das muß er wohl sein), zurückgekehrt in die Heimat, noch eine Möglichkeit gefunden, aus seiner Erfahrung den kargen Lebensunterhalt des Inselbewohners aufzubessern. – Aber bald schon kehren die Touristen aufs Schiff zurück, das uns von Neapel hierher gebracht hat, um weiterzufahren, nach Lipari, nach Panarea, nach Vulcano . . . nur wenige bleiben auf Stromboli.

Wir finden ein spottbilliges Zimmer, mit alten Bettgestellen und Matratzen; Frühstück ist inbegriffen. Was für ein Luxus! – und wir breiten unsere Schlafsäcke aus, Karen und Hilde, meine beiden Töchter, 8 und 14 Jahre alt, Teresa, 25, aus Bologna, und ich. Alle sind wir fröhlich, die



Insel gefällt uns, und wir machen den Wirtsleuten keinen Hehl daraus, daß wir morgen hinaufwollen, auf den Stromboli, und dann bei Nacht obenbleiben – natürlich, weil man bei Dunkelheit die Eruptionen viel besser sieht!

Aber unsere Gastgeber machen düstere Mienen: Letzte Woche hat's einen Toten gegeben! Bei Nacht vom Pfad abgekommen, verirrt und über eine Wand gestürzt.

Abstürzen, an diesem Berg? Mit einer solchen Möglichkeit habe ich eigentlich nicht gerechnet. Wir haben Steinschlaghelme mit, Schlafsäcke, Biwaksack, Kocher, Lampen . . . aber kein Seil.

Am nächsten Tag kaufe ich einem Fischer einen Strick ab, nicht sehr lang, aber solide; auf alle Fälle . . .

Wolken jagen über den Grat dort oben, unheimlich rasch! Starker Westwind. Licht- und Schattenflecke ziehen über die Flanke. Es ist unfreundlich. Jetzt, Ende März, ist es noch nicht allzu warm – bei Wind jedenfalls. Ein paar kleine Pünktchen bewegen sich dort oben auf der Linie des Berges. Da ist doch jemand aufgestiegen . . .

Erst am Nachmittag kommen wir los. Der Wind hat nachgelassen, die Sonne scheint angenehm warm. Ein bequemer Maultierweg zieht durch das dichte Buschwerk der Mittelmeer-Macchie. Gelb leuchtet der Ginster, kugelige Wolfsmilchgewächse blühen, dazwischen duftender Rosmarin, blaue und weiße Blumen in reicher Zahl, rosafarbene . . . Der schwarze Sand und die Lavaklippen bleiben mehr und mehr in der Tiefe zurück, so wie die Geräusche des Meeres. Ein paar Inselbewohner kommen uns entgegen, und eine Gruppe schwerbepackter Gestalten mit Riesenrucksäcken und bunten Anoraks überholt uns – die wollen wohl auch droben die Nacht verbringen. Bald sehen wir sie nicht mehr, ein dichter Vorhang von übermannshohem, gelblichem Rohr, das nun die Hänge bis weit hinauf bedeckt, hat sie verschluckt.

Es wird steiler. Der Maultierweg ist zu Ende. In kurzem Zickzack windet sich ein schmaler Pfad zwischen Buschwerk und Rohr höher, unregelmäßig, manchmal tief in den weichen Boden eingegraben, dann wieder verschiedenen Spuren folgend, über losen Schutt und dunkles vulkanisches Gestein. Auf Bergstock oder Pikkel gestützt, arbeiten wir uns langsam und mühevoll empor, folgen einem Gratrücken, den zu unserer Rechten ein Felsabsturz begleitet – manchmal sehen wir schräg unter uns die graue Steilbahn der Sciara del Fuoco. Das Meer ist in gelblichen Dunst gehüllt und im Westen hat sich eine graue Mauer aufgebaut, die immer dunkler wird. – „Was hältst du vom Wetter?" fragt Teresa besorgt. „Nicht viel", gebe ich zurück und steige weiter. „Aber wißt ihr", und ich bleibe stehen, um etwas zu verschnaufen, „ich

habe keine Lust, den Riesenrucksack hinauf, hinunter und wieder hinaufzutragen, wir haben alles für ein feines Biwak mit uns, und wenn das Wetter schlecht wird, warten wir, bis es vorbei ist". Das sehen alle ein. Außerdem haben sie noch nie biwakiert. – Starker Wind erhebt sich, wird zum Sturm. Immer wenn wir an die steile Kante kommen, fliegt uns Sand um die Ohren – emporgeweht aus der Tiefe der Sciara del Fuoco. Wir haben Pullover und Anoraks angezogen, Hildegards blonde Haare flattern, die Zweige der Büsche biegen sich; energisch zieht und stützt sie sich höher, während die kleine Karen die Kapuze übergezogen hat und nicht sehr überzeugt dreinblickt. Teresa hält sie an der Hand und steigt langsam mit ihr höher, wortlos, geduldig wie fast immer. Sie kommt aus einer italienischen Großfamilie, wo fortwährend viele Menschen auf viele andere Rücksicht nehmen müssen und sehr oft nicht tun können, was sie wollen. Vermutlich wäre sie jetzt lieber unten.

Rufe von oben, Trampeln im Gebüsch, zwei Gestalten tauchen auf, einer, ein Bärtiger, bleibt stehen. „Wie können Sie denn jetzt aufsteigen? Bei dem Sturm!" ruft er mir zu und blickt auf die Kinder. „Verstehen Sie, wir sind am Abwarten, wenn's nicht besser wird, können wir immer noch absteigen!" wende ich ein. Der Bärtige wirft mir einen Blick zu wie einem Geisteskranken, dann eilt er weiter.

„Diese Leute haben kein Biwakzeug", versichere ich meiner kleinen Schar. Vielleicht haben sie eins, aber keine Lust zum Biwakieren – doch das sage ich nicht. Außerdem soll man die Kinder an den Sturm gewöhnen.

Wieder trampelt eine Gruppe herab. „Mamma mia – un padre impossibile" . . . gellt eine dunkle Italienerin und reißt die Augen auf beim Anblick unserer emporstrebenden Mannschaft. Ein unmöglicher Vater . . . heißt das auf gut deutsch. Meine Kinder haben das natürlich auch verstanden. „Papa – vielleicht sollen wir doch absteigen", läßt sich Karen mit dünner Stimme unter der Kapuze vernehmen. „Warte noch eine Weile, es regnet ja nicht." – Weiteres Rufen und Trampeln von oben? Wieder jemand, der unsere Moral untergraben will? . . . „Wir verziehen uns jetzt seitwärts in die Büsche und rasten einmal – bis alle vorbei sind." Ich teile Schokolade und Nüsse aus, ein guter Vater. Wir sitzen im Gesträuch. Weiter drüben, an der Kante, tobt die letzte Gruppe abwärts. Jetzt haben wir den Berg, den Sturm, ganz für uns – und alle Möglichkeiten stehen offen. Aber ob wir einen Biwakplatz mit Blick auf die Eruptionen erreichen können? Eine windgeschützte Nische? Es dämmert bereits. Ich zweifle daran.

Aber das Hiersitzen ist auf die Dauer auch nicht nett. Darin sind wir uns alle einig. Also weiter! Leider ist es jetzt schon dunkel. Wir packen die Lampen aus. Bald darauf auch die Steinschlaghelme und das Seil des Fischers: eine felsige Steilstufe . . . wir überwinden sie. Aber nun bläst es noch viel ärger, kein Strauch, kein Pflänzchen hemmt den Wind, von einem Biwakplatz keine Spur, kaum noch vernimmt man das gelegentliche Dröhnen des Vulkans, das an zusammenstürzende Sèracs eines Gletschers erinnert . . . Ich muß mich geschlagen geben. „Kinder – wir müssen zurück hinunter! Hier können wir nicht bleiben . . ."

Wir liegen in der Rille des Hohlwegs an einer waagrechten Stelle zwischen dem dichten Rohr, ziemlich windgeschützt, eingepackt in Schlafsäcke, Daunenjacken, den Biwaksack – und im Augenblick interessiert uns etwas Heißes zu trinken mehr als alle Eruptionen des Stromboli.

*

Der Mond zieht einen glitzernden Streifen über das Meer. Kaum glaublich, der Wind hat aufgehört, der Himmel ist klar. So plötzlich. – Wie lange habe ich geschlafen? „Es ist wunderschön, Papa!" flüstert Hildegard. Sie hat sich aufgerichtet, im Schlafsack, und blickt hinunter. Karen und Teresa bewegen sich nicht. Von oben her zittert ein Donner durch die Luft. Ein kleines Wölkchen ist sekundenlang rot angestrahlt.

„. . . Warte, ich gehe vor an die Kante, um zu schauen . . .!"

Ich tue es. Wieder ein Donnerschlag, gefolgt von einem Rauschen – über der schwarzen Silhouette des Grates steigen rotglühende Bälle zum Himmel auf, lautlos, langsam wieder herabsinkend. Ich taste mich zurück: „Hilde, komm . . ."

Das Schauspiel verzaubert sie. „Papa, wir müssen höher!"

Das Kraterfeld des Stromboli liegt auf der Nordwestseite des Berges, etwas unterhalb des Gipfels und direkt über der Sciara del Fuoco. Je höher wir auf dem Grat, der uns jetzt die Sicht versperrt, kommen, desto näher und besser

müssen wir die Eruptionen sehen können. Ich wecke Teresa: „Das Wetter ist gut geworden! – Ich gehe jetzt mit Hildegard ein Stück hinauf, und wir kommen in ein paar Stunden zurück! Dann geh ich mit Dir und Karen – alle auf einmal, das geht in der Nacht nicht. Schlaft inzwischen. Buona notte!"

*

Wie anders ist doch alles ohne Sturm. Hilde und ich gehen zwar am Seil und tragen in diesem brüchigen Gelände auch die Helme, aber die Schwierigkeiten sind gering, elementar. Immerhin, fallen dürfte man nicht! Wir sehen einander nur schemenhaft, während wir uns über die schwarze Felsstufe emportasten. Hier waren wir schon einmal, vor Stunden. Und wieder muß ich denken: Wie anders ist doch alles ohne Sturm! Was für ein Glück haben wir . . .

Mit Hildegard ist das ein flottes Höherkommen, sie ist trotz ihrer 14 Jahre schon fast so groß wie ich, und mit sieben kletterte sie bereits hinauf zum Gipfel des Gran Sasso; dann kamen andere Interessen dazwischen. – Mit Spannung steigen wir dem unsichtbaren Donnern entgegen, das irgendwo hinter der dunklen Mauer seinen Ursprung hat. Was werden wir sehen? – Über uns zeichnet sich die Gratlinie ab, deutlich, es kann nicht mehr weit bis dorthin sein. Wieder dröhnt es laut. Unwillkürlich werden unsere Schritte schneller, und als könnten wir etwas Unwiederbringliches versäumen, keuchen wir die letzten Meter hinauf, beide so rasch als möglich . . .

Der Grat. Alles ist ruhig. Wir stehen auf einer waagrechten Schneide. Weiches Mondlicht überflutet sie und die dunkle Masse des Berges zeichnet unsere eigenen Schatten auf den felsigsandigen Grund. Vor uns, tief unten und nur zu ahnen, ein mächtiger Kessel, ein Halbrund, aus dem die Sciara del Fuoco kommt, und jenseits, noch um vieles höher als wir, der Gipfel. Er scheint ferne und unerreichbar wie ein Traum. In weitem Bogen links ausholend führt unsere Schneide, mit schwarzen Schatten und undeutlichen Hindernissen besetzt, zu ihm empor. So weit weg ist er also . . .

Plötzlich blüht es darunter wie eine riesige Blume auf, bebend, glühend, herrlich, weit in den nächtlichen Himmel empor!

Dröhnendes Rauschen . . .

Wir stehen beide sprachlos.

Es ist so schön, daß ich in diesem Augenblick gar kein Bedauern darüber verspüre, daß es uns mißlungen ist, das Biwak auf dem Gipfel einzurichten; an jenem entrückten Platz dort oben, der so ferne ist, viel weiter weg als ich dachte.

„Papa, es ist einmalig – wir müssen da hinauf."

„Das ist viel zu weit bei Nacht."

„Ich will aber auf den Gipfel! Jetzt, wo wir schon einmal hier sind . . . Und die Nacht ist noch lang!"

Sie hat recht. Unerreichbar ist mit Sicherheit nur, was man aufgibt. „Gut – gehen wir!"

Etwas überrascht mich, berührt mich seltsam: daß ich dabei war, hier mich zufriedenzugeben – und Hildegard nicht! Freude erfaßt mich, eine Art Hochgefühl, das ich mir selbst nicht erklären kann – als würde aus dieser Nacht heraus etwas kommen, das mich mit ihr in ganz anderer Weise verbindet als bisher. Ich gehe zwar voraus, aber es ist mir zum ersten Mal mit meiner Tochter, als begleite mich ein gleichartiger Seilgefährte; ja, es war sie, die uns weitergehen ließ . . .

Hilde und ich tasten uns den Grat entlang. Er ist breiter als wir dachten. Viele der Hindernisse entpuppen sich als Schatten, einen Felsaufbau umgehen wir. Zur Linken geht es tief hinunter, man kann das Fischerdorf San Vincenzo an der Küste erahnen. Plötzlich wechselt der Boden unter unseren Füßen: feiner, weicher Sand! Ein Gefühl, wie durch Schnee aufwärts zu stapfen. Über uns haben sich die Konturen des Gipfels merklich verschoben. Wenige Schritte später haben sie sich schon wieder geändert! Das bedeutet: Es ist nicht mehr allzu weit, nur das Mondlicht rückt den Gipfel in die Ferne!

„Hilde – ich glaube, in einer halben Stunde sind wir oben . . .!" Wir freuen uns. Der Berg ist unser, schon jetzt – schon die ganze Zeit!

Und der Zauber dieser Nacht. Immer wieder eine Explosion, alle Viertelstunden etwa . . . Dazwischen brodelt und schwappt es in den riesigen Kochtöpfen dort drüben; flüssige Lava, roter Feuerschein darüber. Schräg schauen wir dorthin, nun schon viel näher. Da – Schwefelgestank! Beißender Qualm zieht um uns, über den sandigen Rücken, herübergeweht vom Kraterfeld. Wir beeilen uns, durchzukommen. Steil stapfen wir aufwärts. Die Konturen des Gipfels haben sich jetzt völlig verändert – Minuten noch!

Eine Feuerfontäne, ganz nah! Wir halten inne: Es ist so schön, daß man sich niemals daran gewöhnen wird.

Zwei Uhr nachts: der Untergrund wird hart. Platten von Lava, ein gerundeter Rücken über der Tiefe, wir gehen die letzten Schritte zum Gipfel. Da ist er.

Wer hätte gedacht, daß wir heute Nacht noch hier oben stehen werden? Der Mond, das Meer, die Silhouette der ganzen Insel unter uns, roter Widerschein vom Kraterfeld, verschlungene Konturen des Berges, drüben, auf der anderen Seite – Kammlinien, Mulden. Ferne im Süden ein paar blinkende Lichter, Schattenlinien einer Küste: Sizilien! Kalter Wind bläst. Wir könnten den Gipfel auch überschreiten . . .

Wir folgen einer Steigspur, die in das Kraterfeld hinableitet. Es ist eine Versuchung, näher und näher heranzugehen – aber bei einer Biwakmauer mit Sitzsteinen machen wir Halt. Die Riesentöpfe brodeln und zischen – immer noch in einiger Entfernung; trotzdem reißt es uns bei der nächsten Explosion fast vom Sitz, vor Schreck, vielleicht auch vor Begeisterung. Mit donnerndem Getöse rauscht da vor uns eine Kaskade flüssigen Gesteins, weißglühend, rotglühend, tausend bis zweitausend Grad heiß und viele Tonnen schwer, in den Nachthimmel hinauf, löst sich auf in ein Bündel blendender Parabeln, hundert Lichtstreifen, die zur Erde ziehen, Gesteinsbrocken, die prasselnd am Kraterrand aufschlagen, ein feuriger Regen, der am Boden weiterglimmt, von weißgelb zu orange, zu rot, zu dunkelrot, bis langsam alle Lichtpunkte erlöschen und nur der diffuse Schein brodelnder Lava aus der Tiefe des Kraters herauf zurückbleibt. Wir warten auf die nächste Eruption.

Irgendwo tief unten an der Kante des Berges schlafen Teresa und Karen im Biwak. Sie können nicht ahnen, was wir hier erleben. Und jetzt würden wir auch nicht von hier fortgehen. Später! Es ist schade, daß sie das nicht sehen. Aber sie wären bei der Nacht nicht bis hierher gekommen.

Von den fünf Kratern da unten sind drei aktiv – und der größte von ihnen bricht regelmäßig wohl alle 10 bis 15 Minuten aus. Auf den warten wir besonders. Seine Feuersäulen mögen hundert bis zweihundert Meter hoch sein. Der zweite Krater kommt nur selten zum Ausbruch. Und der dritte ist ein Unikum: Wir nennen ihn den „Wirbelmacher". Er ist der lauteste von allen: er brüllt wie ein Jet, der seine Motoren ausprobiert, und brüllt und brüllt - aber es kommt nichts; erst kurz vor dem Schluß seiner Vorstellung spuckt er hintereinander drei oder vier rotglühende „Tennisbällchen" mit rasender Geschwindigkeit schräg in die Dunkelheit empor, wo sie weit hinaufsteigen, höher als alle anderen Geschosse der Krater. Es sieht so komisch aus, wenn nach dem Riesenlärm nur drei lächerliche Bällchen aufsteigen, und wenn er's tut, bringt er uns trotz der phantastischen Situation hier oben, jedesmal zum Lachen. So hat das Stromboli-Theater auch seinen Clown. Einmal, so scheint es, reagiert er sogar auf Hildegards anfeuernde Rufe – und spuckt fünf Bällchen!

Kälte kriecht uns in die Knochen – aber wie soll man von hier je weggehen? Von Zeit zu Zeit versichern wir uns gegenseitig, daß die Temperatur noch erträglich sei – und daß wir nächstes Mal einen Schlafsack mit heraufnehmen werden. Nächstes Mal? Wer weiß, wann das sein wird.

Eines ist sicher: Nie im Leben haben wir uns so eine Nacht vorgestellt! Vielleicht ist alles noch eindrucksvoller, weil wir ganz allein hier oben sind. Und weil wir uns vorher durch den Sturm gerauft haben. Und . . .?

Viele Dinge gibt es nur einmal, und dann muß man sie tun.

*

Als wir zu Teresa und Karen hinabstiegen, ist es, als gingen wir langsam aus einem seltsamen Traum heraus. Immer wieder versuchen wir, es uns zu sagen – noch ist es Wirklichkeit. Wie lange? Worte und Bilder bleiben immer nur ein Raum.

Später, als Hildegard auf unserem Biwakplatz schläft, steige ich mit Teresa und Karen zur Gratschulter hinauf. Wir sehen ein paar herrliche Eruptionen – und Karen umarmt uns begeistert. Doch langsam kriecht nun die Dämmerung herauf, taucht in fahles Blau den Himmel und den Berg, läßt das Leuchten der glühenden Geschosse erblassen . . .

Es hat keinen Sinn mehr, zum Gipfel zu gehen.

„Vom Gipfel müßte es noch viel schöner sein", sagt Teresa und blickt hinauf.

Ein anderes Mal.

Anschrift des Verfassers:
Kurt Diemberger
Rudolfskai 48
5020 Salzburg

Bergsteigen in Kolchis

HELMUTH GALL

Was die sagenhaften Argonauten im Lande der Kolcher durchführten, als sie mit dem Goldenen Vlies und des Königs schöner Tochter an Bord zurückkehrten, war sicher keine Bergfahrt, aber Kapitän Jason hatte es verstanden, an der stets regen- und wolkenverhangenen Küste zu operieren, indes die weithin sichtbaren Gipfel des Pontischen Gebirges zu verläßlicher Orientierung und Navigationshilfe herangezogen wurden.

Kolchis, in der Südostbucht des Schwarzen Meeres gelegen, war reich an Naturgütern, hatte Kontakt zu den hochentwickelten Kulturen der Babylonier, Urartäer sowie Chinesen und war führend in der Eisengewinnung. Seine Bedeutung wurde unterstrichen durch zwei von Kamel- und Eselkarawanen gestampfte Handelswege, die Anschluß an die berühmte Seidenstraße hatten. Die eine Route führte als transkaukasische von Batum hinüber ins Tal der Kura und zum Kaspisee, die andere, von Trapezunt ausgehend, hatte Ziganapaß, 2050 m, und Kop Dag, 2300 m, zu überwinden, ehe sie das Flußgebiet des Euphrat erreichte.

Noch 1930 zogen Schiffe der Wüste glockenbimmelnd in das feuchte Küstenland am Pontus – heute sind sie durch laut hupende, überladene Lastkraftwagen ersetzt.

Als wir 1965 erstmals ins Ostpontische Hochgebirge kamen, benützten wir bis Trapezunt ein Schiff der türkischen Schwarzmeerlinie. Die Küstenstraße befand sich noch im Bau. Die starke Zertalung und der üppige Sekundärwald an den steil zum Meer abfallenden Hügelketten gab selbst den Fahrern schwerer Baumaschinen Probleme auf. Wenn zudem die typischen Regenschauer alles in breiigen Morast verwandelten, Stiefel, Mann und Auto festhielten, dann ... ja dann ... Heute sind Küsten- und Durchgangsstraßen gut ausgebaut.

Der lange, küstensäumende Zug der Pontischen Ketten gewinnt nach Osten an Höhe, trägt ab Giresun Gebirgscharakter und nach der Einmündung des Iyidere (Kalapotamostal) türmt er sich zu einem großartigen Hochgebirge. Der reißende Çoruh, beim heute russischen Batum mündend, durchbricht es in einer gewaltigen Schlucht. Jenseits des Cañons bäumt es sich noch einmal im Massiv des Karçkal zu firnbedeckten Höhen auf.

Im ehemals kolchischen Raum kam es um ca. 500 n. Chr. zur Bildung eines Staates Lasika, der aber, wie Ispir oder Armenien, nicht von langem Bestand war. Zu fundierter Macht kamen die Könige von Georgien, aus deren Dynastie die im Volk noch nicht vergessene Königin Tamara (1184–1213) hervorsticht. Das Kaiserreich Trapezunt sowie die Seemacht Genua waren zeitweilig von Einfluß. Aus Innerasien stießen immer wieder sattelgewohnte Völker in diesen Raum vor. Unter Alp Arslan wurde das reiche Ani zerstört, Timur Lenk versetzte Georgien den Todesstoß, die Seldschuken gewannen immer mehr an Boden und schließlich machten die Osmanen Byzanz und dem Christentum in Kleinasien ein Ende. Vier russisch-türkische Kriege und der Weltkrieg ließen das Land im Nordosten der Türkei nicht zur Ruhe kommen. Ständig gab es völkische, religiöse sowie politische Differenzen, die zu grausamer Verfolgung und Austreibung, zu Willkür und Steuerdruck und letztlich zu Verarmung und Bedeutungslosigkeit führten.

Im Süden des Vielvölkerstaates Kolchis, an der Seeseite des Gebirges, lebten und siedeln heute noch die Lasen. Als Seefahrer waren sie berühmt und einflußreich, als Bootsbauer sind sie noch anerkannt. Sie werden als indo-arische Urbevölkerung betrachtet und es ist anzunehmen, daß sie von den archaischen Griechen überlagert und aus ihrer führenden Position im Seehandel verdrängt worden sind. Die Lasen sollen sich einst in jährlichen Zeremonien dem Meer verlobt haben; ähnliche Feiern zelebrierten später die Dogen von Venedig.

Für diese schmale, Gletscherberge und subtropisch-schwüle Küste verbindende Landschaft, stand einst der Name Lasistan, doch ist dieser aus national-türkischer Sicht nicht mehr erwünscht. Die offizielle Türkei kennt keine völkische Minderheit. Dennoch ist die Zeit vorbei, in der unter Lase das Bild eines wilden Seeräubers oder unbotmäßigen Freiheitskämpfers vermittelt wurde und verächtlicher Beigeschmack dazukam.

Der Lase ist ein natürlicher, unkomplizierter Mensch; wißbegierig und intelligent. Seine Zurückhaltung gegenüber Fremden halte ich weder für argwöhnisch noch hinterlistig. Von Statur mittelgroß, nicht grobknochig, beweglich, kann

sein Habitus eher als licht bezeichnet werden, jedenfalls sind blonde und blauäugige Typen nicht selten.

Der Name Lasistan läßt sich auf Lazan zurückführen, womit die benachbarten Swaneten die Heimat der Lasen bezeichneten. Dabei stellt „La-" ein territoriales Präfixum dar, und die Silbe „-zan" wandelt sich im Westkaukasus zu „-chan".

So nannten die Swaneten die mit den Lasen eng verwandten Mingrelen Chan-ar.

Die Georgier hatten für die Lasen den Ausdruck Chan-ni; das Land hieß Chan-eti.

Die lasische Sprache läßt sich noch in Ortsbezeichnungen bis Samsun feststellen. So heißt Samsun (griechisch Amisos) lasisch sami-zeni, das heißt „drei Ebenen". Trabzon (griechisch Trapezous) lasisch Dubi-zeni, „zwei Ebenen", oder Rize = Eri-zeni, Ebene, wo Soldaten gedrillt werden. Atina = Ort mit Licht (siehe Oteni in Mingrelien). Von Einheimischen lernte ich lasische Wörter:

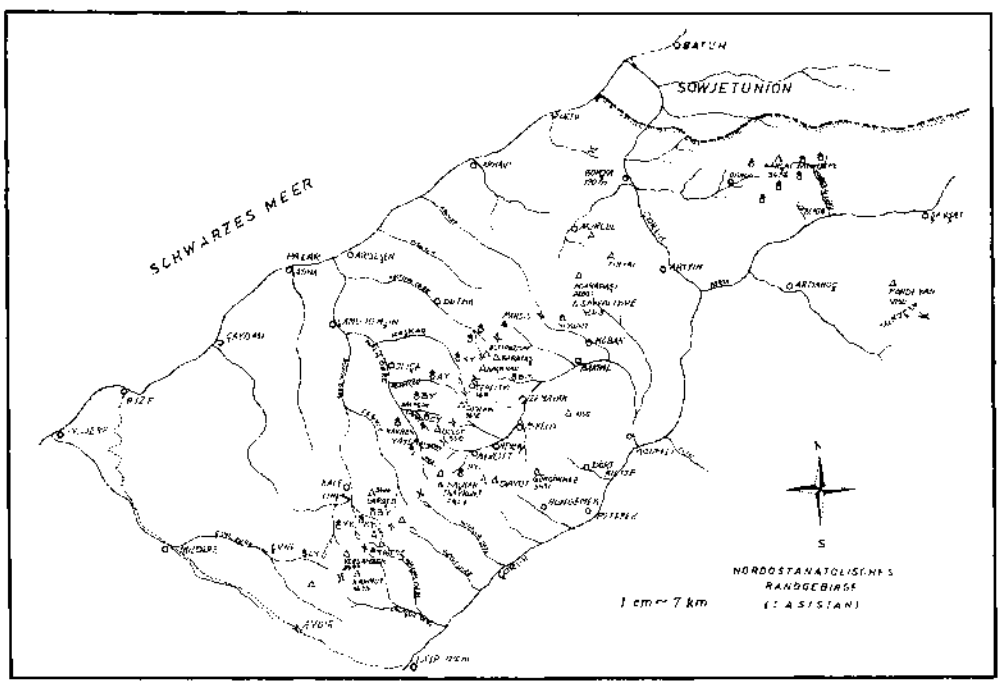
Ti = Kopf, Ora = Zeit, Nuza = Nase, Gaza = Gesicht, wit = acht, Çgalwa = September, May = Mai, Nalya = Getreidespeicher, Kremuli = gebogenes Eisen.

Noch innerhalb des Kaiserreiches Trapezunt waren die Lasen von Einfluß, heute verstehen diese Sprache nur noch wenige Tausend. Wie alt die Heimat der Lasen sein muß, dokumentiert mir eine alte Familienbibel. Dort steht im ersten Buch Moses, Kap. 10, das von der Vermehrung des Menschengeschlechtes nach der Sintflut handelt, daß die Cananiter ausgebreitet waren „. . . bis man kommet gen . . . Adama, Zeboim und bis gen Lasa".

Der Unwegsamkeit und Abgeschiedenheit ihres heutigen Siedlungsraumes und ihrer Zähigkeit ist es zu danken, daß Volksstamm und Sprache erhalten geblieben sind.

Einst dem Meere zugewandt, entwickelten sich die Lasen zu einem Bergvolk. Daran ändert die Tatsache nichts, daß noch immer einige, meist in der Saison, bei der Schiffahrt ihr Brot verdienen. Viele Lasen haben sich im Zarenreich als „türkische Bäcker" guten Ruf erworben. Neuerdings machen sie als Gastronomen in türkischen Großstädten von sich reden. Der Bergsteiger lernt ihre verblüffende Genügsamkeit – sie leben von Maisbrot, Milch und Käse – und ihre überaus herzliche Gastfreundschaft auf den Almen (Yaylas) kennen.

Lasistan *H. Gall*



Bis vor kurzem noch war es sehr beschwerlich, in ihr Hochgebirge zu gelangen. Man war auf schlechte Saumpfade oder rutschige Almwege angewiesen. Wilde Schluchtstrecken mußten umgangen werden und der wuchernde Unterwuchs der artenreichen Laubwälder barg Hindernisse aller Art. Die Luft ist mit Feuchtigkeit geschwängert, die täglichen Regenschauer vertreiben die lähmende Schwüle nicht, und unangenehm kleben die Kleider am schwitzenden Körper. Sonne hat man erst mit Erreichen der Almregion zu erwarten, also nach zwei bis drei Tagen.

Verständlich, daß an trockenen Unterständen Wegopfer in Form abzuschneidender Kleidungsstückchen angebracht und an kühlen Quellen Brunnenzauber in Art bunter Lappen und Gehänge mit Eierschalen aufgesteckt wurden. Diese Bräuche scheinen innerhalb weniger Jahrzehnte abgekommen zu sein, auch die bunte Tracht der Männer.

Auch die vielen Mulitrecks vom Küstengebiet übers Gebirge hinüber ins Tal des Çoruh (und zurück) gehören der Vergangenheit an. Das Petroleum nimmt einen anderen Weg dorthin, Holzkohle zur Erzgewinnung und das Holz des Buchsbaumes, woraus Bestecke und Kämme gefertigt wurden, werden nicht mehr gebraucht, landwirtschaftliche Produkte und Vieh werden jetzt vorteilhafter und schneller auf Lastwagen transportiert.

Dafür begegnen dem Bergsteiger bisweilen Tragtiere, mit schönen Körben bepackt, worin frisches Obst, Maulbeeren, Trauben, Tomaten sorgfältig gelagert sind.

Sie kommen von der trockenen, baumlosen Südseite des Gebirges zu den dichtbevölkerten Yaylas der Lasen herüber, wo um diese Bereicherung des Speisezettels gefeilscht wird, gleichwohl die Preise dafür kaum höher sind als in den Städten.

Die Übergänge im Innern des Gebirges liegen an die 3000 Meter hoch, sind nur sommers über begehbar (Schneewächten!) und nur lokal von Bedeutung. Ihre verbindende Funktion verstärkt sich dort, wo Pässe auf Grund fortschreitender Motorisierung und Straßenaufschließung vom Meer her schnell erreicht werden können. Dies machen sich heute Schüler, Studenten, Anverwandte oder auswärts arbeitende Männer zunutze, wenn sie zeit- und geldsparend zu ihren Bergdörfern auf der Südabdachung des Gebirges gelangen wollen.

Im Treibhausklima der Küste konnte sich innerhalb eines Menschenalters der Tee heimisch machen, bzw. immens ausweiten. Aus dem nahen Kaukasus eingeführt, prägt sein Anbau die Landschaft bis in 600 Meter Höhe hinan, und an den vielen schwarzen Rauchsäulen kann die Zahl der Teefabriken unschwer erfaßt werden. Das Netz der Sammelstellen wird ausgebaut, denn die Streuung der Teefabrikation soll rasche und frische Zulieferung ermöglichen und so die Qualität verbessern. Mit einer Verfeinerung der Fermentation erhoffen sich die Türken sogar Chancen im Export. Der Teeboom ließ Apathie und Armut schwinden und das politische Gewicht des fast vergessenen Landes „hinten" am Schwarzen Meer gewaltig steigen.

Der „Rize-Çay" ist auch auf den Almen allgegenwärtig. Wir haben ihn immer dankbar angenommen, denn er stillt so schön den Durst. Er macht sich aber auch bemerkbar, weil der Teeanbau auf Kosten der Viehhaltung geht. Çay! Çay! rief ein Hirte, als ich ihm sagte, daß die Stückzahl seiner Herde vor zehn Jahren noch beachtlich größer war.

In den letzten Jahren wird mit modernen Hilfsmitteln ein Schatz gehoben, das heißt nutzbar gemacht; es sind die Hochwaldreserven. In der Türkei wird Forstwirtschaft groß geschrieben und drastisch wird für den Begriff Wald geworben, denn der Türke ist, grob gesagt, ein Waldvernichter; nicht nur dort, wo Heizmaterial Mangelware ist. Forststraßen können auch für Almleute und Bergsteiger vorteilhaft sein. Forstleute in der Türkei begegnen dem Kundfahrer, wie bei uns auch, mit etwas Skepsis, doch fühlen sie sich geehrt, angesprochen zu werden und geben gerne Auskunft (Transportmöglichkeiten! Zeltplatz!), sind verläßlich und hilfsbereit. Ihr Wort hat Gewicht.

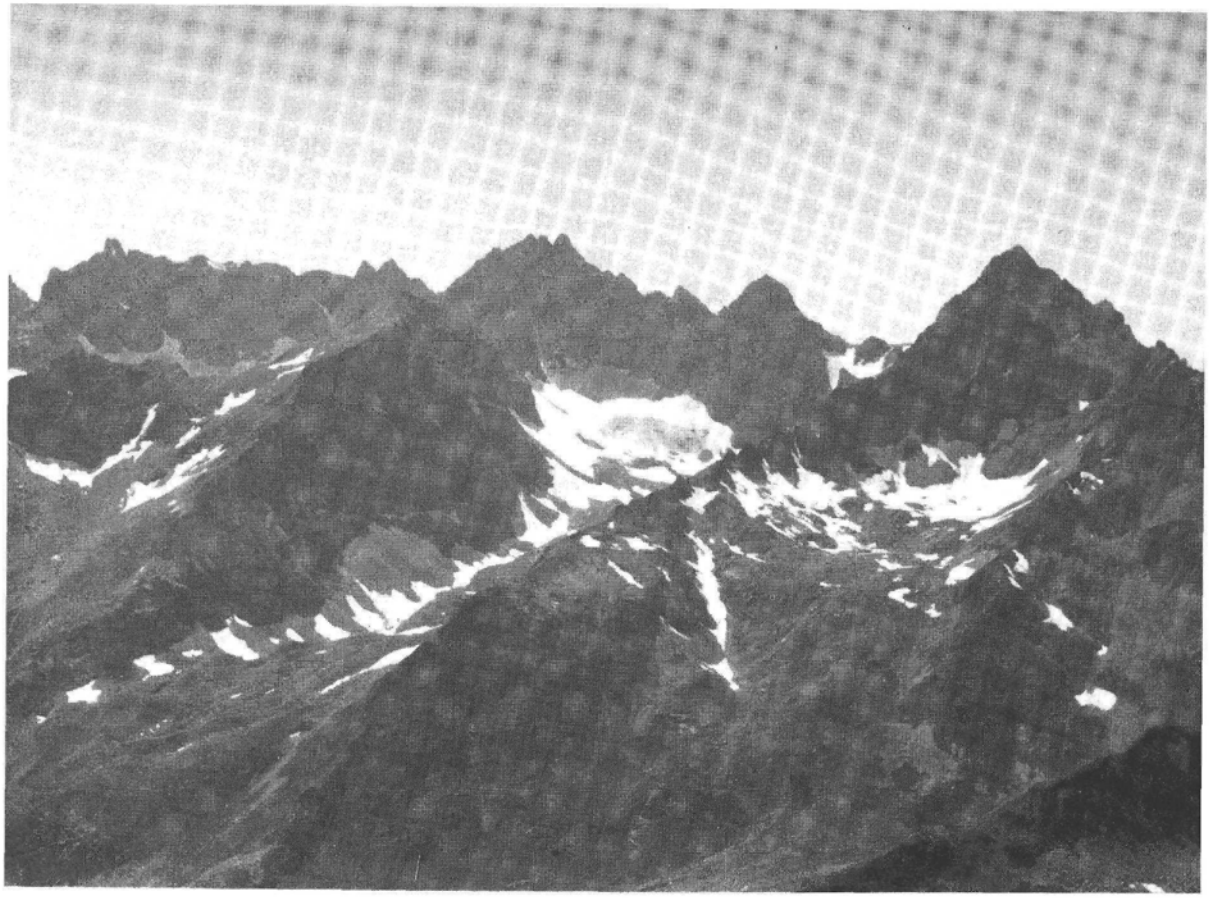
Selten nur gehen Einheimische über die Zone der Almen hinaus.

Das Motiv, die innere Lust, mit Fels oder Firn Bekanntschaft zu machen, fehlen. Es mag auch zutreffen, daß man der Sache nicht ganz traut, denn der Teufel (Seytan) ist wahrscheinlich nicht von ungefähr in diese Schlucht und in jenen Berg namengebend verbannt worden.

Mit Ausnahme der begehrten Sommerweiden hat das Gebirge keine besondere Bedeutung, es sei denn, man fände Minerale, warme Quellen oder „maden", das illusionsumrankte Erz.

Daraus erklärt sich die allgemeine Vorstellung,

daß etwas Besonderes dahinterstecken muß, wenn Fremde ihr Gebirge aufsuchen. Bergsteigen als Sport, als Selbstzweck, der Gesundheit oder der Naturschönheiten wegen, kennt der Türke nicht.
Neben Hirten durchstreifen auch Wilderer dieses herrliche Bergland, wo Bär, Gemse, Bergziege und Adler locken.
Als heiliger Berg der Lasen stand der auffallende Gipfel des „Warschamba" im Rufe gespenstischer Unnahbarkeit, und diesen Nymbus bewahrte sich der Berg über alle Zeitläufte und Glaubenswechsel seiner verschieden völkischen Umwohner hinweg. Um ein öffentliches Ärgernis zu vermeiden, soll seine Besteigung unterblieben sein.
Mir drängt sich der Vergleich mit dem Minghitau, dem heiligen Berg der Armenier, dem Ararat, 5116 m, auf, dessen Ersteigung aus religiösen Gründen nicht erfolgen sollte. Die Schutzgeister dieses Berges würden für Umneblung des Geistes Sorge getragen haben.
Wer darüber lächeln möchte, der sollte dies tun, wenn er nach entbehrungsreicher Fahrt vor dem erträumten Bergziel angelangt, ohne Gipfelsieg umkehren muß, weil „political difficulties" eine Besteigung behördlicherseits unratsam erscheinen lassen.
Dieselbe Enttäuschung kann dem Bergsteiger auch im Ostpontus widerfahren. Einem Reisebüro brachte so eine Situation zusätzlich einen Prozeß ein.
Wuchtig beherrscht der „Warschambek" seine eindrucksvolle Nachbarschaft. Er galt lange als die höchste und bekannteste Erhebung im lasistanischen Hochgebirge und war den Seeleuten genauso ein Begriff wie all denen, die den „üblichen Handelsweg" von Rize durchs Salor dere (Asferostal) über Çagrankaya zu den Bergdörfern von Çimil und über die Wasserscheide hinunter nach Ispir gegangen sind (ca. zehn Tage hin und zurück).
Der Botaniker C. Koch kam 1843 denselben Weg und hielt „Warschembeg" und „Kadschkar" für identisch. Den „Pershambek = Khachkhar" schätzte der englische Konsul in Trapezunt, Palgrave, auf 12.000 Fuß, verglich ihn mit dem Matterhorn und berichtet bereits 1878 von Zeichen einer Vergletscherung ab 2800 m Höhe.
Dem aus dem Süden, vom Salaçor dere, aufsteigenden Geographen Stratil Sauer wurden 1925 am Tatospaß die westlichen Berge als „Kaçkar", die östlich anschließenden als „Tatos"-Berge und die Lage des „Versambek", 3700 m, südlich der Wasserscheide, vorgestellt.
1930 kam die deutsche Gruppe Brecht Bergen, Baden-Baden, auf den „Verschambek" als Erstbesteiger. Sie kamen 1932 wieder.
1931 folgten Krenek und Genossen, Wien.
1933 versuchten sich an ihm die Brüder Leutelt, Innsbruck, und
1965 auch H. Thoma und M. Reidel aus Landshut, anläßlich der Deutsch-Österreichischen Lasistan-Kundfahrt (Jahrbuch des OeAV 1966). Als wissenschaftlicher Teilnehmer an dieser Kundfahrt widmete sich der Artikelschreiber gletscherkundlichen Problemen, und schilderte den Weg zum Verschambek im Jahrbuch des OeAV 1967.
Der türkische Wissenschaftler Erinç S. nannte den „Verçenik" auch mit dem alten Namen „Varschamba" und zählt diesen dem Salaçor-Gebirge zu. Die unterschiedliche Schreibweise und Bezeichnung für ein und denselben Berg, von Unterschieden in den Höhenangaben abgesehen, sollte den Namenswirrwarr verdeutlichen und auf die daraus ersichtliche Benützung russischer, englischer, deutscher oder türkischer Kartenwerke hinweisen. Wir jedenfalls brauchten uns nimmer so zu schinden wie unsere Vorgänger, denn wir erreichten die Çimil-Dörfer, 2000 m, mit dem VW-Bus, und ab der Çermaniman Y. zogen wir in steilem Aufstieg in die große, seenreiche Glazialmulde des Verschambek hinüber. Dort gibt es noch in 2800 m Höhe torfunterlagerte Weideböden, Krokuswiesen, beste Zeltplätze und frische Forellen. Der prächtige Apollofalter schaukelt im Wind und kleines Bergrind liegt wiederkäuend zwischen Rundbuckeln. Im Reich des Verschambek ist es einmalig schön!
Unter der jungfräulichen Nordflucht fristet ein kleiner Gletscher, mit modellartigen Moränen der Neuzeit im Vorfeld, sein Dasein. Anläßlich meiner Gletschermarkenkontrolle im August 1972 machte er keinen besonders gesunden Eindruck, doch waren im Firnschnee wiederum Bärenfährten und die ungleich großen, typischen Ablationsschalen zu beobachten. Letztere machen das Übergreifen warmer, trokkener Luft aus dem Inneren des Landes über den Hauptkamm des Gebirges hinweg deutlich. In diesem Vorgang liegt die Erklärung für trokkene Lippen und ständigen Durst und das oft geschilderte „Wunder von Lasistan". Gemeint ist das beständige, sonnige Wetter im Hochge-



Die Ostseite des Karçkal-Gebirges, vom Sinkot-Rücken aus photographiert *H. Gall*

birge ab 2000 bis 2200 m Höhe. Diese Warmluftmasse überlagert die feuchte Luft, die täglich vom Meer ans Gebirge herangeschoben wird, Wolken und Regen bildend, und läßt in der Höhe keine Kondensation zu; folglich scheint die Sonne.

Aus freier Gipfelsicht faszinieren diese Wettersituationen immer wieder. Das brodelnde Gewoge wirkt bei untergehender Sonne märchenhaft. Nachts löst sich dieses gewaltige Schauspiel geisterhaft auf. Der Bergwind führt dabei Regie.

Der Volksmund hat recht, wenn er behauptet, der Lase sähe den Mond öfter als die Sonne.

Als wir 1972 wieder dieses Gebirge aufsuchten, verließen sechs Personen, darunter meine Frau und Tochter, einen VW-Bus in Sohçur, weit hinten im Kerbtal des Böyük dere, eine halbe Gehstunde vor der Einmündung des Kaletales. Wir folgten von Ardesen über Çamli Hemsin kommend dem Haupttal in Richtung zu den Hemsin-Dörfern. An die 70 Kilometer sind dabei zu überwinden. Oft stellte sich dieser Weg eng, mitunter sehr steil, von Steinschlag „beeindruckt" und ausgespült in den Weg.

Bei Familie Eisenkopf in Ortahemsin, 2000 m, wurden wir gastlich aufgetankt, und nach erleichtertem Weitermarsch in abendlicher Kühle und mit Tragpferd erreichten wir die Verschambek Yayla, 2500 m, in einer Gehzeit von zwei Stunden. In Bachnähe schlugen wir dort unsere Zelte auf. Wolfsgeheul und das Anschlagen der großen Hirtenhunde unterbrachen unseren Schlaf.

Nach kurzem Dämmern beginnen der Tag und das Leben auf der Alm. Schafe und Ziegen, Jungvieh und Kühe werden zu ihren jeweiligen Weideplätzen getrieben. Am Bach wird die Morgentoilette besorgt, dann die Wäsche gewaschen, im übrigen sieht man die Weiblichkeit stricken und Wolle mit dem Wirtel spinnen. Dort fangen Männer Tiere, um sie zu scheren,

da stoßen sich Frauen gegenseitig ein längliches, hölzernes Butterfaß zu, das an zwei Schlingen aufgehängt ist. Dabei stoppen sie die Hin-und-Her-Bewegung ruckartig ab, unterbrechen also das Ausschwingen des in der Längsachse bewegten Fasses, was das Buttern eben beschleunigt.

Von der Tageswanderung über Moränen, Kare und blumenreiche Matten zur V. Yayla zurückgekehrt, wurden wir beim Zeltlager von jung und alt staunend umringt. Unsere Bergausrüstung erregte ihre Neugierde. Schlafsack und aufblasbare Luftmatratze, buntes, leichtes, unzerbrechliches Kochgeschirr und einen Gaskocher muß man gesehen, besser noch, in der Hand gehabt haben. Für was ein Pickel gut ist, und ob die leeren Konservendosen zu haben sind, und nicht doch noch ein Photo von den Männern (versteht sich!) gemacht werden könnte: diese und ähnliche Fragen sind an der Tagesordnung.

Ein Kundfahrer muß zum besseren Verständnis für Land und Leute um die wesentlichen Zusammenhänge historischer, völkischer, religiöser und wirtschaftlicher Art wissen. Er muß sich im fremden Land Verhaltensregeln zurechtlegen und Einfühlungsvermögen entwikkeln. In mohammedanischen Ländern vermeidet man sichtbaren Schweinefleischverzehr, denn er erregt Ekel und schockiert. Ähnlich abstoßend wie Alkoholgenuß wirkt das Verwenden der linken Hand zu Zärtlichkeiten, etwa bei Kindern über den Kopf oder die Wangen zu fahren. Mit der Linken wäscht sich nämlich der Türke am „türkischen" Klosett; er benützt dazu kein Papier, was durchaus nicht unhygienischer ist.

Die Stellung der Frau ist im Orient nicht beneidenswert hoch, vor allem nicht in der Öffentlichkeit. Als Mutter im häuslichen Kreis ist sie geehrt, doch, vom Islam her nicht so privilegiert wie der Mann, scheint sie zur Arbeit geboren und prädestiniert.

Die variantenreiche Gastfreundschaft sollte mit kleinen Gastgeschenken (Filterzigaretten, Taschenmesser, Schreibkuli), mit freundlicher Geste oder dankbarem Wort erwidert werden. Mit Süßigkeiten oder Arzneihilfe tut man sicher im Einzelfall Gutes, doch das spricht sich herum und die „Klienten" bringt man nimmer los. Das kann richtiggehend lästig und zur Plage werden. Angesichts meines großen Rucksacks wurde ich gefragt, wo ich denn meine Frau habe, der es doch zufiele so eine Last zu tragen.

Ein andermal, meine Frau war dabei, kamen wir nach mühsamem Übergang von der Biçingala Yayla auf die Nordseite bei den Demirkasikspitzen. Blitz und Hagel waren unsere Begleiter. In einem wilden Gelände stießen wir auf einen freundlichen, anfänglich sehr überraschten Hirten. Wir rasteten. Beim Aufbruch bot er mir, dem Familienvater, an, den Rucksack zu tragen. Als ich ihm – europäisch denkend – den meiner Frau auf die Schultern hängen wollte, wies er dieses für ihn beleidigende Ansinnen zurück. Letztlich nahm er dann den meinen und ich trug den Rucksack meiner Frau. Mit türkischen Lirasi so einen Freundschaftsdienst begleichen zu wollen, hätte dieselbe abweisende Reaktion zur Folge. Zum vollen Verständnis sei hinzugefügt, daß dieser Hirte zur Weltkriegszeit in der europäischen Türkei Dienst versah und Istanbul, die große Weltstadt am Goldenen Horn, kannte. Er war nicht von „Hinterleiten" und für seine Orientierungshinweise habe ich ihm heute noch zu danken.

Meine Frau und meine Tochter krochen spät nachts und todmüde ins kleine Bergzelt, mein Sohn und ich starrten aus dem Zdarski-Sack in den sternschnuppendurchfahrenen Himmel. Hinter uns helle Wände dolomitenartiger Spitzen, tief unter uns die zur Ruhe gekommene Agveçor Yayla. Auf der armseligen Verschambek Y. hatte man eigens für uns Fladen aus Weizenmehl auf erhitzten Steinen gebacken, Yoghurt und eine Schüssel mit Rahm zum Auslöffeln aufgetragen. Das ungewohnte Hocken am Boden wurde zu einem Zu-Tisch-Liegen, indem aus den Hütten Teppiche = Kelim herbeigeschafft wurden.

Zum Heizen wird getrockneter Mist oder Rhododendronreisig verwendet. Die Hütten bestehen aus rohgeschichteten Steinmauern, einfachst gedeckt oder mit großen Tüchern überspannt. Allenthalben setzt die moderne Zeit des Nylon unerfreuliche Akzente, während handgetriebene Zentrifugen stolzen Fortschritt verkörpern.

Die Primitivität dieser Almhütten hat in denen der Çermaniman Y. (ehemals Tsörmäliman Y.), 2600 m, ein Äquivalent. Es wäre denkbar, daß diese eine Anpassung an die lawinengefährdete Lage darstellt. An steilen Talflanken fehlt es nicht, wohl aber an Holz bzw. nahem Wald.

So typisch die kräftige Hakennase für die Lasen

ist, so bezeichnend ist ihre Holzbauweise. Der sauber gefügte Steinbau geht auf georgischen oder auch armenischen Ursprung = Einfluß zurück. Dafür sprechen die noch erhaltenen Häuser auf der Kale Y. und Atina Y. und nicht zuletzt die herrlichen Kamelhöckerbrücken an den alten Verkehrswegen im Gebirge. Diese sind dem Parabelbogen folgend gebaut, erreichen daher ein Höchstmaß an Stabilität und Belastungsvermögen und überspannen in architektonischer Zierlichkeit bis zu 30 Meter. Diese kunstvolle Art des Brückenbaues ist verlorengegangen. Der Ersatz in Eisen und Beton wirkt demgegenüber sehr hart, und oftmals stellt sich die Frage: Ist denn das wirklich Fortschritt?

In allen Berichten über das Bergland im Ostpontus bringt die Nomenklatur Problematik und Unsicherheit, und es scheint immer schwieriger zu werden, sich zurechtzufinden. Namen und Höhenangaben decken sich nur selten, die Mangelhaftigkeit der zur Verfügung stehenden Karten ist groß, eine gute Karte mit brauchbarem Maßstab fehlt. Der Besuch dieser großartigen Bergwelt bleibt eine Kundfahrt. Kartenblätter der im Gebirge kaum tauglichen türkischen Generalstabskarte 1:200.000 nach dem Stand 1945/1946, werden immer rarer, und auf die geheimgehaltenen Unterlagen im Maßstab 1:25.000 warten selbst türkische Behörden schon lange umsonst. Ich sehe darin einen Rückschritt, gleichwohl militärischer Wert speziellen Karten nicht abzusprechen ist. Im Zeitalter der Sputniks und Himmelssonden jedoch ist es unverständlich, zumal ein moderner Staat auf genaue kartographische Unterlagen nicht wird verzichten können.

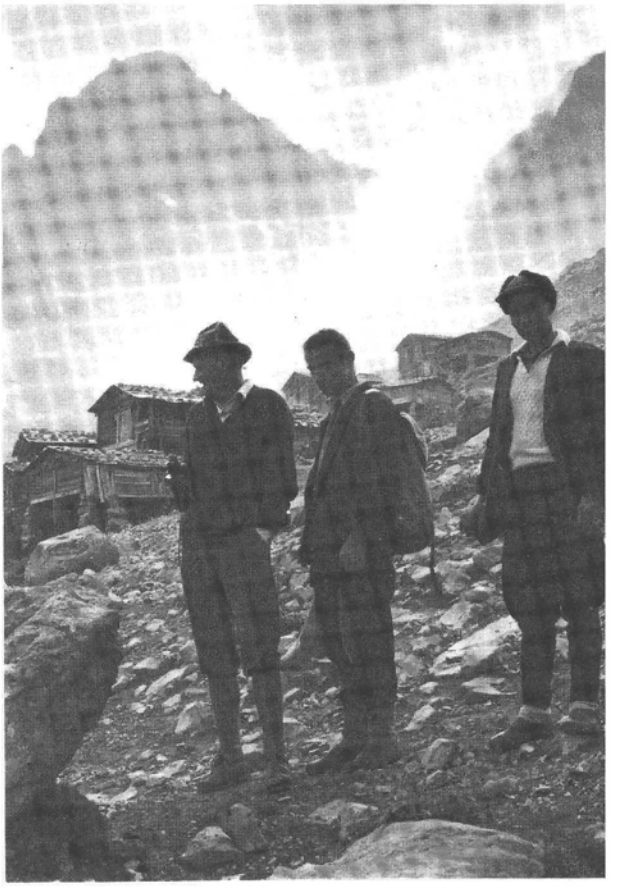
Wie sehr sind wir doch von unserer Alpenvereinskartographie verwöhnt worden!

Die zitierte türkische Karte weist dem zweithöchsten Berg im Nordostanatolischen Randgebirge den türkifizierten Namen „Verçinin" und 3711 m an Höhe zu.

Der neue russische Weltatlas stellt diesen Berg als „Verçenik", 3711 m, vor und entspricht damit neuer internationaler Vereinbarung, derzufolge Namen in der Sprache des jeweiligen Landes anzuführen sind.

Diese offizielle und unglückliche Doppelgleisigkeit würde die alte Bezeichnung in türkischer Schreibweise, „Varşamba", oder der eingebürgerte Name „Verşambek" vielleicht vermieden haben.

Für die Berggruppe selbst wäre der alte Ausdruck Kaçkar zutreffend, doch würde er weitere Verwirrung stiften. Statt des weitläufigen Begriffs „Rize-Gebirge" oder „Hochgebirge von Hemşin" müßte einer Benennung nach dem Namen des bekannten dominierenden Gipfels der Vorzug eingeräumt werden.



Abmarsch von der Yayla Çigunet, nach Westen photographiert. Tursu trägt Rucksack und ein Säckchen mit seiner Jause (Brot und Magerkäse), Neosad trägt mein Gewehr
H. Gall

Von der Verschambek Y. hinüber in den Talhintergrund des westlichen Kalebaches leitet ein Steig. Zum Joch hinauf sind es zwei Stunden Fußmarsch. Diese Gegend ist begeisternd schön, man muß sie mit der Kamera einfangen. An einer urtümlichen Blume, die der Flockenblume ähnlich ist, fleischige, weißfilzige Blätter und eine große, weißlichgelbe Korbblüte hat, kann man nicht achtlos vorbeigehen. Dieses Tertiärrelikt Aetheopappus pulcherrimus balansae ist nur in den Bergen der Lasen zu Hause (endemisch), ist kaum bekannt und in seiner einfachen Organisation bestens gegen Aus-

trocknung durch intensive Sonneneinstrahlung oder Wind, gleichzeitig auch gegen Kälte, geschützt.
Ein kleiner blauer Enzian (Gentiana dzimilensis – nach dem nahen Çimiltal benannt) und die Bergaster (Aster alpinus) fallen neben der hochansteigenden Glockenblume (Campanula tridentata), dem Geranium cinereum, var. Lazicum, dem Geranium ibericum, dem wilden Schnittlauch (Allium dzimilense) und anderen Enzian- und Hahnenfußarten auf.
Am Schuttfuß schattiger Wände kleben Eisreste. Unter ihnen liegen Stirnwälle junger Moränen, frisch und unbewachsen. Unterhalb des Joches sind zwei große Seen in Felsbecken gebettet, deren Auskolkung frühere Gletscher besorgt haben. Der obere der Seen, 2800 m, ca. 300 m lang, ist eigenartig milchig getrübt. Es ist Gletschermilch, die der mittagsheiße Augusttag unter den eisverdeckenden Blockströmen an den Bergflanken zum Fließen brachte. Interessant auch zu sehen, wie die Durchmischung vom bergseitigen Rande her erfolgt und wie steil sich der Zickzackweg zum Tatospaß – Kalepaß hinaufwindet. Im Osten lockte unser Kundfahrtziel.
Unterhalb des stufenartig abbrechenden Felsriegels wurde das Hauptzelt aufgestellt, Treiber mit Tragtier entlassen und zum Weitermarsch sorgfältig gerüstet. Weg- und steglos geht es steil über grasige Hänge. Heuhupfer jeder Größe und Färbung verleiten zu spielerischer Kurzweil. Die Blockhalden unter den schroffen Felsaufbauten verlangen Vorsicht und Trittsicherheit. Wir denken an die Wackelblöcke am Verschambek, aber auch an das Bärenerlebnis auf einem Blockgletscher, das meinen Freund Hermann, den wackeren Krieger und Schulmann, so mutlos, weil chancenlos, werden ließ.
Die Stille des engen Hochtales unterm Katschgarpaß wird von gurgelndem Wasser unterbrochen, das verborgen gluckst. Wir reden absichtlich laut und jodeln, denn wir wollen einer möglichen Begegnung mit Braunbären ausstellen. Die wendigen Tiere halten sich sommersüber gern in Nähe der Hochweiden auf, wo sie Weidevieh schlagen. Plötzlich auf Meister Petz zu stoßen wäre gefährlich, denn das Tier fühlte sich angegriffen und würde nicht mehr ausweichen, was es normalerweise bei dem reichen Nahrungsangebot tut. Bei unseren Biwaks schossen wir dann und wann mit Böllern und Leuchtraketen, um dem klettergewandten Bären die Gegend zu verleiden.
Die Brüder Leutelt brachten 1933 aus diesem zentralen Felsgebirge beachtliche Tourenerfolge heim. Ihre Berichte sind mit hervorragenden Kartenskizzen und Bildern ausgestattet.
Am Katschgarpaß, 3100 m, fanden wir eine unbekannte Art von Nacktschnecken und bei den drei Seen, das malerische Herzstück dieser türmereichen Gruppe, sogar einen passenden Platz fürs Nachtlager. Kleine grüne Flecken zieren eine großartige Rundbuckellandschaft. Die unscheinbare Alpenbraunelle flattert im Blockwerk. Vom großen See unten im Tal nähert sich eine Schafherde. Diesen großen moränenumfangenen Gletschersee nannte Leutelt „Papas göl". Löffler arbeitete 1965 hier als Dissertant und gibt dem See den Namen „Anadak". Den von Krenek entdeckten Gletscher I benennt er „Cinancor"-Gletscher, weil das Tal so hieße, in dessen Hintergrund er liegt. Auf der türkischen Generalstabskarte ist an der Einmündung eines Baches in das Salaçor dere ein Ort „Çinaçor" verzeichnet.
Die Wiener Alpinisten kamen von der Südseite an diese Berggruppe heran, sahen sich vor wilde Wände und nach Überwindung der Ostwand des Punktes 3490 überraschend vor einen firnumrandeten Gletscher gestellt. Dieser liegt, von Felstürmen schützend umrahmt, in versteckter NO-Auslage. Sein Ende, hinter einem Felsabbruch liegend, ca. 3050 m, zeigte sich uns 1972 firnfrei.
Hier markierten wir einen großen Stein mit C 72, und der angebrachte Pfeil weist gegen die Fließrichtung des Eises, auf dem kleine Gletschertische standen. Wir querten zu den Türmen aus schräggestellten Gesteinsbänken hinauf und erspähten durch eine Steilrinne im darunterliegenden Kar einen beachtlichen Eisrest mit Moränen im Vorfeld. Die Traversierung in Richtung Katschgarpaß endete an einer luftigen Scharte, 3350 m.
Hier setzt der kurze Nebengrat an, der den zum Teil bandartig geformten, breiten Gletscher im Norden flankiert. Seinem Wandfuß sind zwei Seitenmoränen angelagert. Sie zeugen von früherer Eismächtigkeit, denn die obere Wallkante liegt ca. 60 Meter höher als das Zungenende, und die untere, jüngere, überragt es um ca. 25 m. Beide leiten über die Steilstufe hinunter. Der frischen Erscheinungsform nach sind beide Wälle neuzeitlichen Alters. Im Ver-

gleich mit alpinen Verhältnissen würde ich diese als 1850er- bzw. 1920er-Stand bezeichnen. Gegenüber den mir zur Verfügung stehenden Gletscheraufnahmen meiner Vorgänger, hat der „Krenek-I"-Gletscher an Masse deutlich verloren und vor allem ist sein Nährgebiet kleiner geworden und eingesunken. Seine Lage ist begünstigt durch Exponiertheit zu den niederschlagbringenden Winden aus West bis Nord, wodurch eine Schneeanhäufung im Lee (Windschatten), somit innerhalb des weiten Kares, in dem der Gletscher liegt, erfolgt.

Von den Spitzen der Nordumrahmung des Kessels mit den drei Seen lassen sich die Flanken des östlichen Kaletales gut einsehen. Firnflecken und kräftige Blockgletscher hängen darinnen, und der Einschnitt, wo der einst verkehrswichtige Übergang vom Kale- ins Hunuttal (Mesdrepaß nach Leutelt) verläuft, bezeichnet den Talschluß. Der Blick, meerseitig gewendet, bleibt am isoliert stehenden Varos dag, 3456 Meter, hängen, den wir wenige Tage später von der gastlichen Kale Y. über die Bash Y. unschwer besteigen konnten, wobei sich das Panorama in Wolkengebräu versteckte, was wir richtigerweise als Schlechtwetterbeginn erkannten und die Konsequenzen zogen.

Die östliche Katschgargruppe grenzt an die Berge um das Hunut dere. Auch da ragen markante und mächtige Berggestalten auf. Sie wurden von uns nicht besucht. Der Name Hunut (Onut) bezieht sich auf eine Ortschaft im Çoruhtal. Sie ist alt, ähnlich wie der Name Tatos, ab dessen gleichnamigem Paß die „Katschgargruppe", laut Leutelt, bis zum Kale-Hunut-Paß reicht. Die tolle Szenerie dieser Berge zeichnet die zum Kawronmassiv überleitenden Ketten nicht aus. Die Hunut daglari sind sanfter.

Die Bezeichnung „Katschgar"-Gruppe geht auf Hinweise der Almbevölkerung von Kale zurück und liegt meinem freundlichen Gewährsmann Dr. Leutelt heute noch die weiche Aussprache dieses Wortes im Ohr. Es wäre möglich, daß dieser Ausdruck nicht türkischen Ursprungs ist und den Begriff für einen herausragenden Bergstock mit Schnee (Gletscher) beinhaltet. Meine türkischen Freunde jedenfalls können dafür keine Übersetzung anbieten außer: kaç kar = wieviel Schnee. Das Kaletal ist auf der türkischen Generalstabskarte nicht nicht eingetragen; die Gegend ist verzeichnet und falsch dargestellt.

Die wilde Art früherer Almgenerationen hat sich gelegt. Man verfolgt vorgebliche Diebe nicht mehr, indem man ihnen die Achillessehne trennt und sie liegen läßt. Auch die beinharte Art des Dolchkampfes ist nicht mehr in Übung. Diese brutalen Methoden dürften mit Stammeskämpfen oder Almdiebstählen (Vieh!) über den Hauptkamm hinweg ursächlich in Zusammenhang gestanden haben. Wo es heikel zugeht, zeigen sich heute Gendarmen, Gerichtsbeamte oder Förster. Unsere Vorgänger zogen noch „durchs wilde Lasistan" und wußten auch von Blutrache zu berichten.

Zum „Kavron dag", der von Süden gesehen der Kuppel einer Moschee gleicht, von Norden aus massig und wuchtig in Erscheinung tritt, fühlt sich seit neuem das Volk der Bergsteiger hingezogen. Bislang war er nicht sonderlich berühmt, war auch von Norden nicht leicht erreichbar. Die Felsbarriere, vom südwärtigen Seitenkamm des „Kawron" gebildet, oft auch als Vorgipfel, ca. 3700 m, bezeichnet, wurde von Krenek & Co. überklettert. Hier waren sie, angesichts eines respektablen Gletschers, freudig überrascht. Als sie dann am Hauptgipfel feststellten, daß sie noch bedeutend höher stehen als am vermeintlich höchsten Berg des Landes, am Verschambek, war die Freude perfekt.

Mir erzählte Sperlich, ein waghalsiger Kletterer dieser Partie, von den glücklichen Tagen jener Durchquerung, und Krenek bestätigte mir diese Auffassung, wenn er sagte, dieses Bergland am Pontus gehöre zu seinen schönsten Erlebnissen.

Ja, hätten diese Gipfelstürmer nicht so lange zum Kaukasus und zum ersehnten Ararat, der ihnen unnahbar war, weil ein Einreiseverbot ins Vilayet Erzurum bestand, hinübergesehen und sich mehr der Betrachtung der Nordseite zugewendet, dann wären sie nicht zur Meinung gelangt, es könne im Ostpontus kaum noch weitere Gletscher geben. Direkt unter ihnen umfaßten – und tun dies heute noch – zwei wohlausgebildete Gletscher den Fuß der Nordabstürze. Der größte von den vier Kaçkar-Gletschern an der N-Seite mißt an die 1,5 Kilometer Länge, besitzt einen eindrucksvollen Gletscherbruch, und seine Zunge steckt tief in einem auffallend großen Schuttfeld. Bei der Durchquerung machten uns Bergschrund und Steinschlag arg zu schaffen. Wollte man seitlich auf die Vorgipfel ausweichen, so kann die Randkluft ein Hindernis darstellen.

Eine Bergsteigergilde der Universität Aston

in Birmingham machte 1969 mit einer „Expedition to the Pontic Alps" den Kavron und die Kaçkargruppe „unsicher".
Engländer waren schon 1963 und 1968 im Kaçkargebiet, und Polen 1967. Das internationale Interesse an den Bergen der Türkei ist groß. Es wird sich abgeschwächt auch dem höchsten Massiv am Pontus zuwenden. Diesen Alpinisten mögen vorliegende Zeilen im besonderen zugedacht sein.
Die neue türkische Bezeichnung für den höchsten Gipfel lautet Büyük Kaçkar = Großer Katschkar, 3937 m. Im Gebrauch parallel läuft der alte Name „Kavron", wobei sich -av- fast wie -au- anhört. Kavron heißen auch die zwei Almen am gleichnamigen Bach. Auf der Karte steht „Kavran" zu lesen.
An der Küstenstraße steht eine Tafel mit dem überraschenden Hinweis: Touristische Information: Ardeşen-Kaçkar dag sporlari ve turizm külübü.
Dieser Ardeşener Kaçkar-dag-Klub geht auf das Jahr 1970 zurück. Damals hatten sich 15 bergsportbegeisterte junge Leute um Dr. Yilmaz ERGÜN als Vorstand geschart. Mögen sie in der Begeisterung zu ihrer Bergheimat nicht erlahmen!
Ayder Iliça ist über den Bezirksort Çamli Hemsin nach 41 Kilometern erreicht. Der Weg verlangt Augenmaß und Verständnis für den Motor. Er führt durch üppig grüne Schluchten und Wälder. Die Forststraße ab Iliça führt nicht bis zu den Kawronalmen, doch ist der Holzlagerplatz in 1550 m Höhe halbwegs passabel erreichbar. Eine grobe Stichstraße wurde ins Balakçor bzw. Çirmakçor neu angelegt. Hier führen die Anstiege zum Bulutdag und zum mächtigen Diglab dag.
Iliça = Therme, Bad, ist vom Ursprung her eine Niederalm, und der zunehmende Badekurbetrieb (warme, kohlensäurehältige Quellen) macht es zu einem belebten Erholungsdorf. Vielleicht wird es einmal auch als Bergsteigerdorf bekannt. Die zentrale Ausgangslage ist gegeben, an verlockenden Bergzielen fehlt es nicht. Trotz aller Modernisierung stehen noch immer die halboffenen hölzernen Verkaufsbuden. Ein Bäcker ließ sich bei seiner Arbeit zuschauen und dankte für den Einkauf eines Brotlaibes und knusprigen Weißbrotes in Zeilenform.
Neben alten Heustadeln stehen gemauerte Neubauten und neben alten Holzhäusern stehen Ferienhäuser im Bungalowstil. Es herrscht geschäftiges Treiben. Die einen kaufen noch schnell ein, die anderen warten mit viel Gepäck beisammenhockend auf die Möglichkeit einer Weiterfahrt oder auf ein Pferd.
Farbenprächtig nehmen sich Frauen und Mädchen mit ihren bunten Schultertüchern und blau-rot gestreiften Röcken aus. Die Jugend bevorzugt grelle Farben. Vom verschämten Gebrauch des üblichen Kopftuches (Schleier!) ist man hier schon fast abgekommen. Wie sich doch die Zeiten so schnell ändern! 1965 noch sprangen die Frauen hinter Bäume, Hütten, Steinblöcke oder wandten sich flink um, das Gesicht mit Tuch und Händen verbergend, wenn fremde Männer mit dem Auto oder zu Fuß des Weges kamen.
Gleichgeblieben ist das friedliche Nichtstun der Männer bein Çay oder Kave. Dabei läuft die Unterhaltung vor allem über Politik. Selten, daß ein Kartenspiel gespielt wird. Der Fremdling tut gut daran, sich auf Fragen über politische Köpfe, Parteien und Regierungen nichtswissend, zumindest vorsichtig zu äußern. Die politischen Gegensätze im Lande scheinen sich nicht zu mildern.
Vom Holzlagerplatz zur Oberen Kavron Y. sind etwa zwei Stunden Fußmarsch anzusetzen. Nach Mezovit, wo die Stiere weiden, ist man weitere zwei bis drei Stunden unterwegs, je nachdem, wie weit man an den aufwuchtenden Kaçkar heran will. Den Steig dorthin verlor ich „Ortskundiger" trotz Höhenmessers in einfallendem Nebel und Regen. Ermüdende Irrwege und ein irreguläres Nachtlager waren die Folge. Zum Glück war der folgende Morgen sonnig.
Im Gipfelbuch am Großen Katschkar haben sich 1956 Toni Egger (gest.), Lienz, 1966 Wolfgang Axt, St. Johann i. P., eingetragen, und der bekannte Bergführer Steinauer (gest.), München, legte eine Winterbegehung über den NO-Grat vor.
Natürlich finden sich darin auch türkische Eintragungen (Erzerum, Ankara, Istanbul).
Einen Einheimischen sah ich über den Mittleren Kaçkargletscher herunterkommen. Er trug Gummihalbschuhe, keinen Stock, aber einen Strauß Alpenmohn. Er hatte mir tags zuvor seine Besteigung angekündigt, doch wollte ich daran nicht glauben.
Ein andermal begegneten wir am unschwierigen Südabfall des Büyük Kaçkar, unweit eines noch

halb zugefrorenen Sees, 3300 m, einer Gruppe junger Türken. Sie waren vom Hodiçortal herauf zum Gipfel unterwegs. Ihre Verpflegung (Brot, Gurken, Butter, Käse) hatten sie in Tragnetzen über die Schultern gehängt, und in einem der Netze waren Brennholz und eine Teekanne. Das Schuhwerk bestand aus den üblichen verlatschten Halbschuhen aus Lastik. Einer trug einen langen Stock, der mir eher zum Fischen als zum Klettern geeignet schien.

Zur Begrüßung wurde aus Pistolen geschossen, wie es Landessitte ist, und wir bedankten uns mit einem lauten Böller, dessen Widerhall seinen Eindruck nicht verfehlte und zu jodelartigen Zurufen Anlaß gab. Eigentlich sind Waffen streng verboten, doch jeder Mann, der was gelten will, muß eine Pistole haben. Ein Schwede auf der Kavron Y. umriß mir diese ihm eigenartige Situation treffend: „Lasistan sei das Texas der Türkei."

Von Süden aus dem mittleren Çoruhtal leitet eine schmale Straße über Yusufeli nach Sarigöl. Ruinen ragen auf steilen Felsen, und unter der interessanten Kammsiedlung Balcili (grusinisch Balchibar geheißen) vorbei führt unser Weg nach Altiparmak (Barhal), nicht ins Kobaktal. Die Schluchtstrecke vor dem in elf Weiler zerstreuten Dorf Altiparmak mußten wir 1965 noch mühsam und mit Tragtieren überwinden, wofür zwei Stunden nötig waren. Heute kann sie in wenigen Minuten und bequem mit dem Auto durchfahren werden. Damals zählte der Ort 2315 Einwohner, heute 2514. Höhen- und Landflucht stellen keine aktuellen Probleme dar, wenngleich auch die altersher geübte Saisonwanderung zu verstärkter Abwanderung in die Städte verleitet.

In der künstlich bewässerten Gartenlandschaft von Barhal verstecken sich die sonnverbrannten Holzhäuser mit ihren offenen und luftigen Veranden. Kleine Holzbauten wiesen sich als Kornmühlen aus, in denen alle Teile holzgefertigt sind und der Wasserstrahl auf ein horizontal liegendes, turbinenartig gekammertes Rad gelenkt wird, welches mit einer senkrechtstehenden Achse starr verbunden ist. Diese reicht in die darüberliegende Mahlkammer, wo Mühlstein und Bauer ihre Arbeit tun.

Auf den Almen (Yaylas) im Hochgebirge der Lasen gibt es noch kein Generationenproblem. Im häuslichen Kreise herrscht die Frau und das Alter wird geachtet. Gerade auf den Almen werden Bande der Großfamilie deutlich, denn bei den zahlreichen Besuchern und „Sommerfrischlern" handelt es sich meistens um Verwandte aus den Städten. – Man muß Vertrauen besitzen, um so ein Damenphoto machen zu dürfen! Im Hintergrund der Varos Dag, 3436 m. *Foto: H. Gall*

Einmalig und gewaltig ist der Eindruck, den eine herausragende, dreischiffige Kilise = Kirche vermittelt. Der graue Steinbau stammt aus altgeorgischer Zeit und wurde von König Alexander von Georgien 931 errichtet. Die ungefähren Maße betragen 32 Meter in der Länge, 21 Meter in der Breite und beim Mittelschiff 24 Meter an Firsthöhe. Die kleinen Fensteröffnungen in Kreuzform sind mit Steinen eingefaßt, leider teilweise zugemauert worden, doch weist die schöne Fassade guterhaltene Schriften in Rot und christliche Embleme (Löwe, Adler, Engel, Muschel) in Stein gehauen auf. Aus dem Inneren führt ein Fluchtweg heraus. Die Kirche wird heute als Moschee benützt. Sie ist ein seltenes und wertvolles christliches Kulturdenkmal und verdiente staatlichen Schutz.
An dieser ehrwürdigen, mit bearbeiteten Steinplatten eingedeckten Kilise vorbei trotteten wir hinter Tragtieren hinauf in das hufeisenförmige, sägezahnartige Gipfelrund von Altiparmak = Sechs Finger. Damals vor zehn Jahren standen noch nicht die Schule und die Forststation unten am Bach und wehte dort auch nicht die Fahne des roten Halbmondes, eine Krankenstation ankündigend.
Der alte Muhtar (Bürgermeister, der auch geistliche Aufgaben erfüllt) umarmte uns diesmal in Freundschaft und empfahl uns Allah, als wir uns verabschiedeten. In den „Gungermaz" und nach Kewak = Hevek, erzählte er seinen Männern im Çay hane, würden wir gehen. Diese unbekannten Berge südlich von Mikelis heißen in der türkischen Karte „Güngörmez". Sie winken manchmal für Augenblicke in das tiefe Längstal herunter, das von Barhal in Süd- bis Westrichtung in den Talhintergrund und zum Fuß des B. Kaçkar zieht. Zemavan heißt jetzt Demirdöven und ist nach sieben Kilometern erreicht. Mikelis, 1550 m, wo der Straßenbau in der Schluchtstrecke langsam vorwärtskommt, liegt etwa auf halbem Weg nach Hevek, 21 Kilometer. Dieses in Weiler aufgeteilte Dorf betitelt die türkische Karte folgerichtig mit Hevegikiskin Kö., doch am offiziellen Wegweiser steht Yaylalar = Almdörfer. Hier weitet sich das Tal, eine Folge der Eiszeit, und die kurznadelige orientalische Fichte macht der Trockenheit unempfindlicheren Weißkiefer Platz. Oberhalb des Dorfes, in Nordauslage, reicht der Wald bis 2150 Meter. Weizen wird angebaut, Gerste gedeiht noch in 2350 Meter Höhe.
Weit zurückgeblieben sind Maulbeerbaum, Wein, Nußbaum und Mais. Bilder aus Südtirol und Wallis drängen sich uns auf. Überall am Bach entlang werden Forellen gefischt, obwohl überall zu lesen ist: Fischen verboten! Wenn wenigstens dabei nicht Netze und bei Nacht Lampen verwendet würden!
Grau und trocken liegen die Südhänge der Hauptkette. Der Steig zum Übergang zwischen Bulut dag und dem höheren Diglab dag liegt in praller Sonne. Er wird der Steilheit wegen mit Pferden selten begangen. Als gängiger Ersatz wird der Übergang innerhalb der Dibe Yayla hinüber ins Çirmakçor genommen. Ausgangspunkt ist Meretet, das eine schwache Stunde hinter Hevek liegt. Dort windet sich an alten Ackerterrassen vorüber ein Jochübergang nach Süden in ehemals armenisches Land.
In diesem schönen Sommerdorf Meretet erlebten wir ein nächtliches Gewitter. Wir hatten Mühe, das Zelt zu halten, und ich trug vorsorglich die metallenen Expeditionskisten und die Pickel weit weg durch Regen- und Graupelschauer.
Der Weitermarsch zum Fuß des höchsten Berges führt an der Haristav Yayla vorbei. Im Süden von dem Bergzug der Davutspitzen begleitet, ist das Ziel nach zwei Stunden und eine Seehöhe von 2700 Meter erreicht. Das schöne Tal von Bârhal (Parkhal) ist zu Ende.
Die jahrhundertealte Abgeschiedenheit dieses Siedlungsraumes kommt vor allem in der Sprache (Dialekt) zum Ausdruck, und mich überraschte es nicht, daß 1876 der sprachgewandte Georgier Kazbeg die Parkhalleute nicht verstand, als er in russischem Auftrag „Drei Monate in Türkisch-Grusien" reiste.
Durch eine Schlucht, nach dem Teufel benannt, gelangen wir unter den Hauptgipfel des B. Kaçkar zum bereits erwähnten höchsten See des Landes und an den Şeytan-Gletscher = Krenek II Gl. Diese Schlucht überwindet an die 500 Höhenmeter und stellt einen interessanten Lebensraum dar. Wasseramseln und Mauerläufer lüften hier ihre Flügel, Spinnen und Heuschrecken usw. wären einer Untersuchung wert. Die Kühle des sprudelnden Wassers erleichtert das Steigen, ein Steinschlaghelm wäre kein Luxus.
Am Gipfel des Büyük Kaçkar fragen wir uns, wieso es möglich sein konnte, daß dieser herrliche Berg und seine Gletscher so lange der Bergsteigerei und der Wissenschaft verborgen geblieben sind, wo doch 1917 Zdaniewicz be-

reits von Hängegletschern und Hochseen sowie von Spuren alter Gletscher am Nordabhang des höchsten Berges im Pontischen Gebirge berichtet. Dieser Forschungsbeitrag scheint in den Wirren des ausgehenden Ersten Weltkriegs etwas in den Hintergrund gedrückt worden zu sein.

Verdienstvoll sind die Arbeiten zu nennen, die S. Erinç hier in den Jahren des ausgehenden Zweiten Weltkriegs durchführte und europäischen Forschern zugänglich machte.

Die wilden Trabanten des Großen Katschkar bieten Klettertouren aller Schwierigkeitsgrade. Zu eigenen Namen haben sie es nicht gebracht, außer solchen, die ihnen in Anlehnung an alpine Vorbilder „verpaßt" worden sind.

So hat man als Bergsteiger und als Geograph seine liebe Not! „Kavron" ist ein alter, eingebürgerter Eigenname, „Katschkar", mit dem Zusatz büyük = groß, hoch, versehen, wird heute propagiert. In früheren Kartenwerken stand „Parkal" über dieser Gegend.

Der Exkursion Brecht-Bergen, die noch 1956 von Atina (Pazar) aus ihre Erschließungsarbeit anging (noch keine Straße ins Büyük dere!), wurde auf der Abusur Yayla, heute Agveçor Y. genannt, die Berggruppe im Osten als „Imerkur" vorgestellt. Erinç gibt den Namen „Kemerkur", 3600 m, an.

Das Paralleltal im Norden von Agveçor heißt Kaçkar dere und es liegt dort auch eine Alm gleichen Namens (auf der türkischen Karte steht – ein Schreibfehler? – Kaşkar Y.). Im Talhintergrund sind die Kaçkartepeleri mit 3605 m eingezeichnet.

Den wuchtigen Bergstock im Südosten nannten die Eingeborenen „Katschgar", und in der Kiepert-Karte von Kleinasien ist er als böyük Katschkar eingetragen. Auf die Frage nach dem Kawron dag wußte man zu bedeuten, daß es dorthin sehr weit sei.

Vom südlichen Paralleltal des Agveçor dere, wo die namengebende Balakçor Y. liegt, nimmt sich dieser Gipfel wie eine trutzige Felsbastion aus. Von Nordosten beeindruckt sein 250 Meter hoher Felsabsturz, wo ein kleiner Gletscher und See liegen. Die türkische Karte setzt hier den wenig bekannten Namen „Diglab dag" und die Höhe mit 3511 Meter ein.

Wir haben vom nahen Bulut dag, 3510 m, über das nach Balakçor abbrechende Joch zu ihm hinübergesehen. Ein firnfleckiges, ansteigendes Schuttfeld läßt den Gipfelaufbau zahm erscheinen, dennoch aber deutlich herausragen. Die türkische Höhenangabe kann nicht stimmen!

Ein alter Einheimischer, dem Umgebung und Wandel der Zeit (Sprache!) bekannt sind, wußte den Namen dieses Berges mit „küçük Kaçkar" – Kavron d. şimdi büyük Kaçkar: lautete seine Begründung – anzugeben. Der Name „Imerkur" war ihm geläufig, und sein zutreffender Richtungshinweis wurde mit „Barhal dagi" untermalt.

Auf einer Skizze, die vom Ministerium für Fremdenverkehr und Information zur Unterstützung unserer Kundfahrt 1965 freundlich zur Verfügung gestellt wurde, sind der Küçük Kaçkar oder „Kaçkar Tepe" mit 3650 m und der „Altiparmak" mit 3605 m festgehalten; dem „Marsis"-Stock gibt man 3640 m. Das Dilemma mit den Namen ist verwirrend, obwohl die Felsstöcke durch Scharten und Kare gegliedert und auch überschaubar sind. Hier ragen noch unbestiegene Gipfel, luftige Grate, und schwere Wände warten auf ihre Bezwinger. Am Nordabfall türmen sich Demirkazik und Demir kapi und ostwärts schließen sich die Zacken des Altiparmak an die Babaahmetoglu zirveleri an. Sie sind der Stolz unserer Freunde in Ardesen, denn an wenigen klaren Sommertagen leuchten sie dolomitengleich über grüne Vorberge hinunter an die Küste.

Die Südabdachung dieses Bergzuges birgt Neuland. Mich überraschten hier zwei kleine Gletscher, die sich in großen Felsnischen der Kaçkar-tepeleri förmlich verstecken. Sie erreicht man über die Biçingala Yayla, von wo man auch den Diglab dag angehen könnte und man über eine hohe Scharte ins Agveçor dere gelangt. Auf dem Marsch dorthin stürzte unser Tragpferd ab und ein Wolkenstau an der Nordseite machte eine Orientierung fast unmöglich.

In der Natur steht die Biçingala Y. an der Stelle, wo fälschlich Keşoglu Y. eingetragen ist. Über diese stundenweit entfernte, hochgelegene Alm leitet ebenfalls ein Steig in die Lasei (zur Kaçkar Y. = ein Tagesmarsch). Der Jochübergang zwischen Altiparmakspitzen und Marsisstock schafft die Verbindung mit dem im Lasichen liegenden grusinischen Almen von Barhal und Doniketti.

Nach neuester Rekognoszierung ist richtigzustellen, daß wir Kundfahrtenteilnehmer von 1965 nicht auf dem Gipfel des Kaçkartepe, 3650 Meter, der türkischen Karte gestanden sind, auch nicht W. Axt, der aber den „Imerkur",

3605 m, über den Südgrat erkletterte und über den Nordgrat abstieg.
Damals schenkte ich lange und oftmals meine Aufmerksamkeit mit Fernglas und Teleobjektiv einer grandiosen Berggruppe jenseits und im Süden des Barhal su. In ihrer markanten Nordflanke waren mir große Kare mit Moränengirlanden und Firnfeldern aufgefallen. Mein Gedanke an Restgletscher erwies sich zehn Jahre später als richtig. Wir zogen 1975 in den „Güngörmez", 3531 m, und wichen solcherart dem Schlechtwetter am seeseitigen Hauptkamm aus. Zur Orientierung dienten die Aufnahmen von 1965, die Erkundung war reich an Erlebnissen und erfolgreich. Wir folgten dem steil ansteigenden Seitental, das bei Mikelis von Südosten kommt und zu dem die kulissenartig hintereinander aufragenden Felsstöcke ihre Gletscherbecken und Moränenfelder entsenden. Trotz gebotener Eile kamen wir beim Muhtar nicht vorbei, ohne seine Gäste zu sein. Leider konnte er uns kein Pferd verschaffen, denn die Tragtiere sind um diese Zeit auf dem hochgelegenen Sommerdorf (Getreideernte!) oder auf der Alm (Modut Yayla).
Die Güngörmezgruppe ist charakterisiert durch scharfgratige Gipfel, aktive Gletscher, deren Zungen Blockschuttwälle tragen, und ermüdende Schuttfelder. Den kleinen Gletschern, die im Schatten des Hauptgipfels liegen, sind modellartig Moränen und von ihnen abgedämmte Seen vorgelagert. Der türkische Geologe Yalçinlar besuchte nach dem Zweiten Weltkrieg diese Bergkette und weiß von vergangener, auch eiszeitlicher, Vergletscherung auf der Nord- als auch auf der Südseite zu berichten, und nennt Granite, Granodiorite, Quarzite und (rötliche) Andesite als Felsbildner. Die interessanten Eiskörper scheinen ihm entgangen zu sein. Sie liegen zurückgezogen in Karen mit steiler Rückwand in ungefähr 3200 Meter Höhe. Verlandete Seeböden und Rundbuckel im Vorfeld sind Zeugen vergangener Größe.
In Güngörmez kommt auch der Blumenfreund auf seine Rechnung. Verschiedenste Glockenblumen, einblütig und mehrblütig, hohe und niedere, Orchideen, Alchemillen, zweierlei Astern, rosa und lila, Läusekräuter und Steinbrecharten blühen neben der für den Ostpontus typischen Sandstrohblume (Helichrysum graveolens?), die trockene Höhe bevorzugt. Dieser goldgelbe, stark riechende Korbblütler wird von den Einheimischen geschätzt und interessanterweise im ehemals Grusinischen „Las" genannt.
Ein junger Mann, leichtfüßig und ohne Gepäck, strebte dem Joch zu, denn er mußte nach Hüngemek hinüber. Er hatte herüben gearbeitet und war auf dem Weg nach Hause. Der Weg nach Peterek (Güngörmez) sei etwas weiter, sagte er.
Die glaziale Überformung reicht am Nordabfall tief bis Mikeles hinunter, wo kleine Äcker in 1600 Meter auf Moränenboden liegen und bei 1800 Meter Rundbuckel mit Gletscherschrammen herausragen. Die Erklärung dafür liegt in der Steilheit dieses Seitentales und den großen geschützten Firnsammelbecken des Güngörmezzuges.
Die Anlage von Ackerterrassen und Wasserzuleitungen in den trockenen Hochlagen und die luftigen Sommerdörfer mit den steinunterbauten Holzhäusern ringen uns Bewunderung ab. Eine Kulturlandschaft einmaliger Art tut sich hier auf, die vom engen Kerbtal aus nicht erahnt werden könnte. Die talaus leicht fallende Höhenlage der Siedlungen läßt auf Reste eines alten Talbodens schließen. Dörfer auf der anderen Talseite liegen desgleichen auf Riedeln und in derselben Höhe. Wald reicht bis über 2400 Meter, auch Getreide reift hier noch.
Wir genießen die Einmaligkeit eines Panoramas vom Hauptkamm ab B.-Kaçkar-Massiv über den beherrschenden Diglab dag, 3650 m, = Küçük Kaçkar, den Imerkur, die Zackenreihe des Altiparmak, über die beiden Marsisstöcke bis zum Savval Tepe, 3348 m, und Agarabasi, 3230 m, beim Delikvanpaß. Güngörmez, so Gott will, sehen wir uns wieder!

Die Zeit drängt, der August ist um, auf den Almen rüstet man zum Almabtrieb, wobei das kleine Bergvieh geschmückt wird wie bei uns. Föhnwolken zieren des Himmels Blau und die Hitze des Barhaltales ist in den schattigen Schluchten des reißenden Çoruh bald vergessen. Feigen stehen am Straßenrand, Tamarisken in den Flußschottern. Wir müssen unbedingt noch der großartigen armenischen Kirchenruine von Ishan einen Besuch abstatten, nachdem wir bereits Dört Kilise dere = Vier-Kirchen-Tal uns haben entgehen lassen.
Im Çoruh-Durchbruch entstehen Staumauern. Die Tage der schönen Holzbrücke über tosender Schlucht bei Esenya sind gezählt. Schwerste Baumaschinen sind im Einsatz, der Verkehr

hat sich darauf einzustellen und Staub liegt dick im Auto und auf den Lippen.

„Karçal", auch „Karçkal" (Kartschkal) genannt, heißt unser Ziel. Er liegt im Herzen des alten Achara. Adscharien und Mingrelien gehörten zum nördlichen Bereich des geschichtlichen Kolchis. Rickmer Rickmers bereiste um die Jahrhundertwende von Batum kommend dieses schöne Bergland, das zu seiner Zeit noch russisches Territorium (1878–1921) war. Dann lag über Jahrzehnte hinweg das dubiose Prädikat „militärisches Sperrgebiet" auf Land und Leuten.

Wir wollen von der unbekannten Ostseite eindringen und folgen dem ob seiner Wildheit legendär gewordenen Imerkhevi = Berta-Fluß, bis zur tollen Schlucht des Karçkal dere, die ein luftiger Forstweg überwindet. In den Hochlagen, die den von West bis Nord kommenden Niederschlag bringenden Winden offenstehen, reicht der Wald bis gut 2400 Meter hinauf. Stahlseile von St. Egyder und ein Jenbacher Diesel lassen uns an die Heimat denken.

Der zinnenreiche Karçkal erstreckt sich von SW nach NO und umschließt mit dem Sinkotkamm die Almweiden von Çigunet hufeisenförmig. Im Hintergrund des kleinen Madentales sonnt sich die Çavliet Yayla am sonnigen Gehänge des Tavkallo (-av- hört sich fast wie -au- an!). Von der Schwarzmeerseite her über ein hohes Joch werden die Almen bestoßen, und die Tiere sind zwei Tagesmärsche unterwegs.

Der Gletscher, den unser deutscher Alpinist R. R. vor 80 Jahren am Ostfuß seines „Plateau" noch gesehen hat, wandelte sich zu einem steilen Firnfeld. Einem Meerauge ähnlich geblieben ist der kleine Moränensee. Von diesem Kar herunter floß einst ein kräftiger Gletscher, denn an seiner mächtigen Seitenmoräne hat sich die Çigunet Yayla ausgebreitet. Sie liegt in etwa einer Höhe von 2000 Meter, das Ende dieses nacheiszeitlichen Stadiums verliert sich bei ca. 1900 Meter in steil vom Bach angerissenen Schuttflanken.

Unsere Touren waren ausgezeichnet durch bestechende Sicht auf den eisgepanzerten Kaukasus und das Schwarze Meer. Im Osten bei Şavşat fällt die rippige Leiste des Kordevan-Zuges, einst als Arsiani mta bezeichnet, auf. Die Fernsicht ins ehemals armenische Bergland verliert sich im Dunst.

Unter der Nordostwand des dominierenden Stockes der „üç cardeş" = Drei Brüder, entdekken wir einen kaum ausgeaperten Gletscher, spaltendurchsetzt. Frische Wintermoränen leiten zu seinem Stand von 1920 über und zeugen von Jahren starken winterlichen Schneeauftrages. Wir stehen hier in einem Hochtalkessel, der wie ein Fangsack wirkt, und die Gunstlage dieses aktiven Gletschers in einer Höhenlage von nur 2800 bis 3000 Meter unterstützt.

Im Hintergrund der Çigunet Y. überwindet der Steig zum Joch in scharfem Zickzack die steile Schorterhalde. Schneereste liegen hier nicht nur auf der Nordseite des Einschnittes, was auffällt und schließlich als Reste von Wächten erkannt wurden. Dieses Phänomen der starken Wächtenbildung und Schneeanwehung im Windschatten von Jöchern und Graten ist für den Ostpontus kennzeichnend und oft die Ursache von Lawinen, die in Bergdörfer einbrechen und neuerdings Forststraßen beeinträchtigen. Nach Osten zu vergrößert sich auch die Niederschlagsmenge (z.B. Batum 2500 mm im Jahr!).

Im Jahrbuch 1970 des Alpenvereins ist die Kundfahrt zum Karçkal festgehalten. L. Weiß und W. Anselm führten eine Gratüberschreitung vom zitierten Almjoch bis zum Pic Central laut Rickmer Rickmers durch, wo ein trigonometrisches Zeichen aufgestellt ist. Der Höhenmesser zeigte auf der südlichen Spitze der „Drei Brüder" 3290 Meter an. Es ist diese die höchste Erhebung.

Die neueste Angabe für den höchsten Gipfel des Karçal lautet 3438 Meter. H. Naschberger begleitete mich auf die Batumspitze über den Sinkotkamm und schließlich auf der Überquerung des Karçalmassivs hinüber zum langen Rücken des Çindiet, dessen Nebelseite durch saftiges Grün hervorsticht. Die großen Hirtenhunde bellen wieder einmal, und ihr Laufen wird zu einem seitlichen Gehen, denn der geschwungene Eispickel und Wurfbewegungen wahren uns den gewünschten Respektabstand. Bevor wir in den großen Wald von Otingo; so heißt jetzt das urtümliche „Warmbad Tschörmük", eintauchen, blicken wir noch einmal zu den Wänden, Zacken und Spitzen zurück, die den breiten Felssockel des Karçal zu einem Kletterparadies erheben. Steile Steinrinnen und schmale Schlauchkare gliedern seine Nordwestflanke und reichen in friedliches Almgelände herein.

In meiner Pfadfinderfreude ertappe ich mich,

den unbekannten Kartschkal dem Bergsteiger anzupreisen, ihm von dem Tanz der Männer bei Dudelsackbegleitung, von delikatem Saschlik, von den aussichtsreichen Gipfeln, die über wilden Karen aufragen, zu erzählen.

Weit draußen im Baginitsqali brütet die Hitze, und es reifen Mais, Tabak, Wein und Obst. Wir begegnen keinem christlichen Georgier oder Armenier mehr, wohl aber Zeugen ihrer Frömmigkeit und Baukunst.

Auf den Sandbänken des Çoruhflusses zwischen Borşka und Artvin hat starker Wind kleine Sanddünen gebildet; eine nicht alltägliche Erscheinung. Sie läßt sich mit der Windkanalwirkung des großen Cañons erklären. Geier sitzen auf Steinen. Oliven, Hainbuchen und Eichen beleben die Strecke. Flache Holzplätten sind ans Flußufer gezogen. Für Siedlungen ist kein Platz. Steile Pfade führen an den Talflanken nach oben, wo einst die Straße führte und die Dörfer liegen.

Wir bestaunen das burgbewehrte Felsennest Ardanuç und sind aus sterilen Schluchten und einer sagenhaften Karstlandschaft heraufgefahren, um in den von den Türken so angepriesenen Yalnizçam = Nurtannenwald zu gelangen und den felsdurchsetzten Bergzug des Kordevan, 3050 m, zu sehen.

Kleine Bauernhöfe stehen idyllisch im Wiesengrün. Die Erker und Veranden sind kunstvoll gezimmert. Schindelgedeckt sind auch die Hausmühlen, und ihre Wasserzuleitungen bestehen aus durchbohrten oder ausgehackten Baumstämmen. Getreide wird auf Holzschlitten (Holzkufen!) von Kühen unterm Joch eingefahren. Das Bergheu kommt im Winter auf noch kleineren Schlitten, von Manneskraft gelenkt, zu Tal. Tziga wurden diese genannt.

Der römische Geschichtsschreiber Strabo berichtete von dieser Gegend, daß Schneeschuhe aus kurzen, gebogenen Nußholzbrettern verwendet wurden. Die in meiner Jugend noch gebräuchlichen „besseren Faßdauben" waren auch mit Stricken an die Füße zu binden.

Der Nadelwald besteht, je nach Exposition der Hänge, aus Fichte, Tanne oder aus Weißföhren und reicht bis fast an 2400 Meter Höhe hinan. Kolkraben spielen im Aufwind, Adler streichen über die steilen Matten des „Kürdevan". Über die weite Paßlandschaft (2700 m) geht reger Verkehr, und die Schafschur ist in vollem Gange. Das Landschaftsbild hat sich plötzlich geändert. Almhütten in Form von Steinmauern mit Fellen oder Tüchern überspannt, lösen die hölzernen Bauten ab. Dungfladen (tesek) sind an Steine geklatscht, weitum kein Baum, kein Strauch. Blonde, auch schwarzhaarige Kinder hüten langhaarige Ziegen. Frauen sitzen hoch zu Roß, tragen Stirnschmuck und benehmen sich sehr frei. Wir sind in ein erst in der Neuzeit von Kurden besiedeltes Gebiet gekommen. Drunten an der Kura sammeln sich die Störche; Pferde und Steinhäuser mit Flachdächern stehen in der Landschaft und gelblich-weiße Malven, Disteln und gelbe Schafgarben blühen.

Nach dem Zusammenbruch des Zarenreiches (1917) konnten sich die nationalen Staaten Georgien und Armenien bis 1921 halten. Sie waren durch die Kura getrennt.

An Stelle der Karawanen ist die transkaukasische Eisenbahn getreten. Die türkische Anschlußstrecke von Erzerum nach Ardahan wird an der sowjetischen Grenze bedeutungslos.

Kämen moderne Argonauten heute nach Kolchis, sie fänden ihr Gold in den Mangan- und Kupferhütten, Teefabriken und Erdölraffinerien. Für die kolchische Fülle der Natur, die anregende Verschiedenartigkeit seiner Landschaft und die einmalige Schönheit der Berge hätten sie kein Interesse. Dies bleibt glückhaft dem Bergsteiger in Kolchis vorbehalten.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Helmuth Gall
Möbelhaus Gall
A-6330 Kufstein

Erlebnis Herdubreid

Auf Bergfahrt in Island

HERWIG HANDLER

Während hinter uns die Staubwolke immer riesiger wird, ziehen vor uns unzählige Spuren durch den Sand, verschwinden, tauchen wieder auf. Vor uns liegt eine Sandfläche ohne jede Gliederung, eben wie ein Tisch. Nur in der Ferne nimmt die Ebene Formen an und wird durch die faszinierende Gestalt des Herdubreid gekrönt. Seit einer Woche sind wir, Heidrun, Karl-Heinz und ich, in Island, auf der Insel aus Feuer und Eis, die mit dem nördlichsten Teil den Polarkreis streift.

Schon zu Hause haben wir uns in den Berg Herdubreid verliebt, und nun sind wir unterwegs zu ihm. Mächtig steht er vor uns; zwar nur 1682 m hoch, aber doch ein Herrscher über weite Teile dieser so eigenartigen, faszinierenden, heroischen Landschaft. Mitten durch eine leblose Wüste aus Sand und Lava zieht die Piste zu einem Fluß. Noch sind wir im Sandteil unterwegs, und unser VW-Käfer schnurrt brav dahin, nur manchmal spüren wir, wie die Räder im feinen Sand untertauchen und „er" zu schwimmen beginnt.

Des Lenkers Füße betätigen dann gefühlvoll das Kupplungs- und Gaspedal. 1000 km Islandpiste hat uns Autofahren gelehrt.

Nach einiger Zeit wechseln Sand und blanker Lavaboden einander ab. Grobe Geröllhalden tauchen auf, und unser Dahingleiten auf Sand wird nun zu einem Springen von Stein zu Stein. Trotzdem machen wir gute Fortschritte. 20 km, 30 km, 40 km – keine ernsten Hindernisse. Doch dann! Vor uns im flachen Tal ein Silberstreif – Wasser. Der ärgste Feind für den Automobilisten in Island; im Landesinneren führt nirgends ein sicherer Steg ans andere Ufer. Wie so viele Male tauchen wir hinein ins Wasser. Ein Schwall schießt über die Windschutzscheibe herauf – bange Sekunden. Man spürt wie die Räder den Boden verlieren – weg vom Gas – das Auto sinkt zu Boden – dann ganz leicht aufs Gaspedal – die Räder greifen. Eine Ewigkeit dauert es immer, bis unser Käfer rauchend und dampfend ans andere Ufer klettert.

Herdubreid (1682 m), links davon der Saxfell (1833 m) *H. Handler*

Ein wildes Labyrinth aus Lavamassen ist das letzte Hindernis, in dem wir scheinbar nicht weiterkommen, vor der Oase unter dem Herdubreid. Saftiges Grün, murmelnde Bächlein nach 60 km ohne Vegetation, doch wenige Schritte weiter wieder die trostlose und doch so prachtvolle Lava.

23 Uhr – flach verschwindet die Sonne am Horizont. Der Gipfel des Herdubreid glüht in herrlichem Rot. Wir erleben ein Islandwunder – wolkenloses Wetter – einer der wenigen Tage, die in Island als Festtage begangen werden.

Eine Stunde ziehen wir schon bergwärts, und wir haben das Gefühl, am Platz zu treten. Lava – Lava – Lava. Aufgeborstene Blasen, erstarrte zähflüssige Ströme, dazwischen Sand aus der Erosion. Nur langsam hebt sich diese erstarrte Masse zum Fuß des Berges.

Seine Nordseite hat uns in den Bann gezogen. Wie bei einem Faltenrock liegen Grat und Rinne aneinandergereiht. Aus den vorgelagerten Geröllhalden ziehen diese steilen Rinnen hinauf zu den senkrechten Abbrüchen der Hochfläche, die mit einem Gipfel, wie ein Zuckerhut, gekrönt wird. Im Schutze einer überhängenden Wand legen wir die Steigeisen an. Zack – Zack im wunderbaren Rhythmus greifen die Eisen in den harten Firn. Das Seil läuft durch die Hände. Höher und höher geht es. Die Ebene sinkt zurück, und die zuerst fast erdrückende Kulisse aus senkrechten Wänden weicht zurück. Der Blick wird frei, und unsere Augen ziehen über die größte Lavawüste der Welt. Ein schaurig schöner Anblick. Wir schließen die Augen und lassen die Lava noch einmal glühen und fließen.

Ein Griff ins Eis bringt uns zurück in die Gegenwart. Vor uns liegt die Firnwand, die oben durch einen Felsgürtel abgeschlossen wird. Was wird er uns bringen? Rasch kommen wir höher, und dann sehen wir das Ungetüm. Lose Blöcke senkrecht übereinandergeschichtet. Nach rechts ein nicht ganz senkrechter Grat erscheint uns möglich. Es folgt ein Höherschleichen. Nur nicht husten, nur keinen falschen Griff. Alles ist in Bewegung. Ein Standplatz im Felsmoder. Noch eine halbe Seillänge. Wie ein armer Wurm krabble ich zur Hochfläche – froh, diesem unheimlichen Bruch entronnen zu sein.

Vor uns zieht nun eine gleichförmige Schneefläche hinauf zur Gipfelpyramide. Gemächlich ziehen wir höher. Der Gipfel gehört nun uns. Niemand treibt uns zur Eile. Fast wolkenlos spannt sich der Himmel über uns, und die Nacht brauchen wir nicht zu fürchten, die gibt es hier ja nicht.

Vor uns liegt nun das Land. Man muß hier heroben gewesen sein, um es schauen und erfassen zu können. Glasklare Luft ermöglicht den Blick bis hinaus zum Horizont. Im Norden und Osten bis zu den Fjorden des Atlantiks, im Süden das Inlandeis Vatnajökull – der große Wall zur Südküste mit der höchsten Erhebung Örxfajökull, 2119 m, und im Westen der Langjökull und Hofsjökull. Die halbe Insel liegt uns zu Füßen. Langsam kommen wir zur Ruhe, und der Blick bleibt an einzelnen Berggestalten und Ebenen hängen. Wuchtig der Snxfell als östlicher Eckpfeiler des Vatnajökull mit herrlichen Flanken, die sich für wunderbare Skiabfahrten anbieten. Die wild zerrissene Landschaft von Kverkfjöll, wo kochendes Wasser aus der Gletscherlandschaft fließt. Die große Ebene im Norden, ein erstarrtes Meer aus Lava. Der Askja mit dem riesigen Kratersee und den frischen dunklen Lavaströmen vom Ausbruch im Jahre 1961.

Wir schauen zum Zelt hinaus, und wieder glüht der Berg. 24 Stunden liegen dazwischen. In dieser Zeit waren wir am schönsten Berg Islands, auf einem wunderbaren Weg, bei schönstem Wetter, das es überhaupt gibt. Wir sind eben Glückskinder.

Eine Woche lang schenkt uns dann Island ausschließlich noch schöne Erlebnisse. Wir durften die Schönheit dieser unberührten Landschaft schauen, wir konnten die Naturgewalten hautnah spüren. Wir kämpften mit Bächen und Flüssen. Wir zogen frierend in Sturm und Regen zu so manchem erloschenen Zeugen riesiger Ausbrüche und suhlten uns in den heißen Quellen, wo am Rande der Schnee zur Abkühlung liegt.

So eindrucksvoll dies auch alles war, über allem steht das Erlebnis Herdubreid, ein Erlebnis, das man nicht ertrotzen kann, ein Erlebnis, das einem geschenkt werden muß.

Anschrift des Verfassers:
Herwig Handler
Gattmannsdorf
3200 Obergrafendorf

Willst du mit nach Feuerland?

In der südlichsten Gebirgswelt Amerikas

FRANZ BRAUMANN

Diese Strophe eines alten Liedes fällt mir wieder ein, als die Boeing 707 der „Aerolineas Argentinas" in Buenos Aires zum 2500-Kilometer-Flug nach Comodore Rivadavia im patagonischen Süden des argentinischen Riesenreiches startet. Über der Weltstadt am gelbbraunen La Plata brütet ein heißer Spätsommertag, die Wetterkarte in der Morgennummer von „La Prensa" aber zeigt über Patagonien ein aus der Antarktis heraufrückendes Sturmtief mit eingetragenen Windstärken drei und vier. Nach dem Zwischenhalt in Bahia Blanca fliegen wir in grauweißen Dunst hinein, aber die schwach rüttelnde Boeing steigt bald auf 7000 Meter Höhe in einen blaßblauen Sonnenhimmel hinein; unter uns liegt die Erde unsichtbar unter grauem Wolkenwallen. Freunde in Buenos Aires haben mir abgeraten, das Sturmland im fernen Süden, das unter ewigen Regenschleiern liegen soll, zu besuchen. Sollten sie damit recht gehabt haben?

Als wir in Comodore Rivadavia, der argentinischen „Ölstadt" am Atlantik, landen, liegt die Hauptzone des Sturmtiefs bereits im Norden. Die gelbbraune, steil zum Ozean abbrechende Pampa ist wüstenhaft geworden. Als ich das Flugzeug verlasse, weht trotz der blassen Sonne ein kühler Lufthauch als erster Gruß von der Antarktis herauf. Noch nie habe ich den Atlantik so tiefblau gesehen. Doch die vegetationslose Steilküste erinnert an Wüstenlandschaften am Roten Meer.

Hier muß ich in eine zweimotorige Fokker-Propellermaschine umsteigen, denn mein erstes Ziel, die kaum 1000 Einwohner zählende Siedlung Calafate am Ostfuß der Patagonischen Kordilleren, besitzt nur eine flachgewalzte Erdlandepiste. Solche Nebenlinien werden nur vom Zivilflugdienst der argentinischen Luftwaffe beflogen. In dem komfortlosen, schmalen Rumpf fühle ich mich wieder in die Jugendzeit der Luftfahrt zurückversetzt.

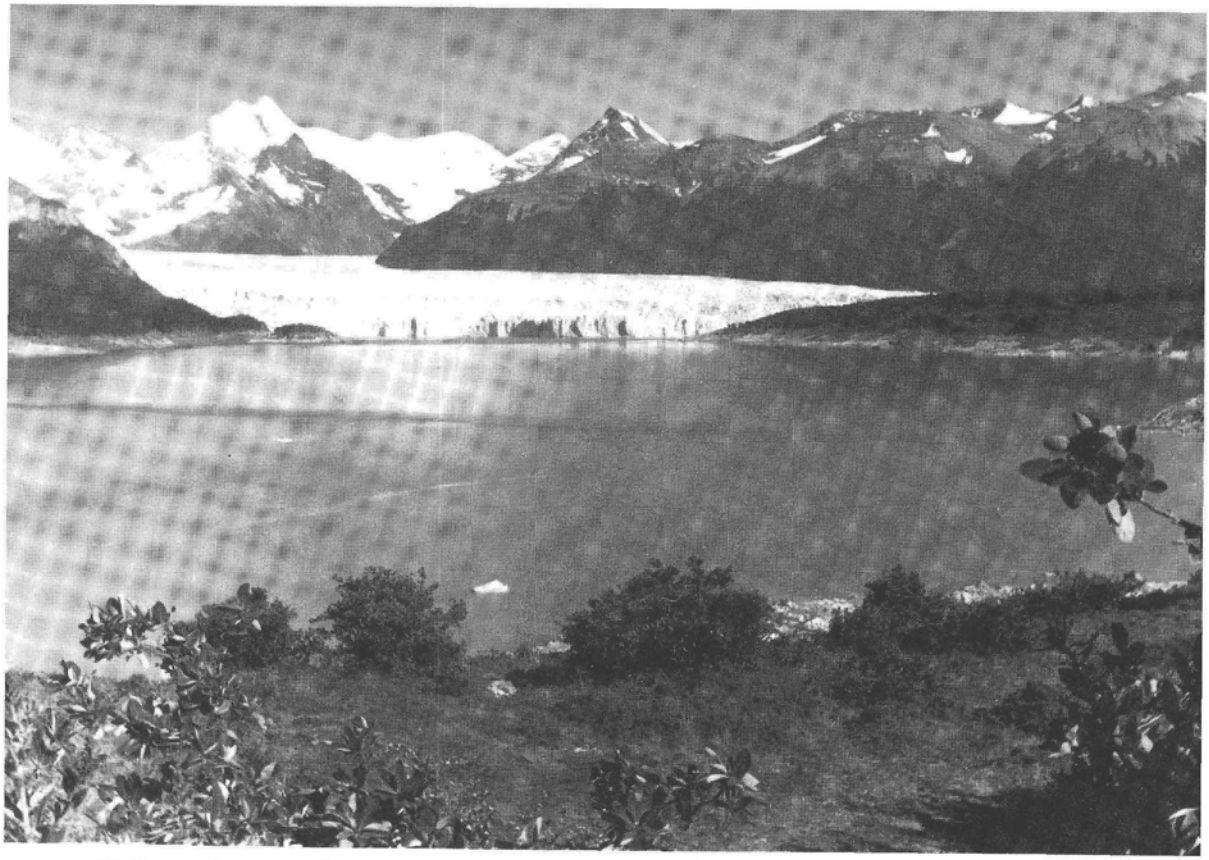
Nach 500 Kilometern Flug über völlig siedlungsleere, flache Pampa mit tief eingekerbten Runzeln trockener Flußläufe tauchen niedrig über dem Horizont die weißen Zackenkämme der Anden herauf. Meine erwartungsvolle Spannung nimmt zu, als aus dem braunen Land ein im Endlosen verschwimmender Silberstreif heraufschimmert, der riesige Pampa- und zugleich Gebirgssee Lago Argentino, in dessen Fjorde riesige Gletscherströme – eines meiner Reiseziele – „kalben".

Der militärische Copilot erlaubt mir, das bereits herangleitende Landeziel Calafate von der Flugkanzel aus zu filmen – so großzügig ist man im abgelegensten Argentinien noch dem ausländischen Fluggast gegenüber! Die Andenkette, weiß übergletschert, ist jetzt riesenhaft heraufgewachsen. Als wir in Calafate am flachen Ostufer des Sees landen, hat sich die Welt um uns verändert. Es gibt wieder Bäume, Pappelreihen, die sich im kühlen Südwind, dem Pampero, tief gegen Norden hin wiegen. Sonnenuntergang zwischen tiefliegenden Wolken in einem unerhörten Farbenspiel von Gelb, Orange und Rot, hohe, singende Pampagräser, völlige Menschenleere – so empfängt mich Patagonien.

Jenseits der Hügelwelle hat in Calafate der A.C.A. (Automobil-Club Argentino) ein Motel mit Restaurant und zehn Bungalows einfachster Bauart als Ausgangsort für Gebirgstouren in dem Nationalpark „Los Glaciares" – die argentinische Gletscherregion – errichtet. Während auf den Graten und Schneefeldern des Cervantesgebirges der letzte Abendschein verglimmt, wiegt mich der gleichmäßig singende Pampero in meinem kühlen Bungalow in den Schlaf.

Früh am Morgen verlasse ich mit einem gemieteten Auto die Siedlung und fahre auf staubqualmender Straße 50 Kilometer am großen See entlang westwärts bis zum Wächterhaus Punta Bandera des Naturschutzgebietes. Auch die Lancha, das einzige den See befahrende Motorboot der Schutzbehörde, erwartet mich dort. Dort sehe ich zum ersten Mal in einen tiefen Fjord den zwischen dichten Laubwäldern bis an den See herabfließenden Eisstrom eines Gletschers. Der Motor springt an, und während ich mich an das starke Schaukeln im kräftigen Fallwind zu gewöhnen versuche, gleitet die Lancha mit den wenigen Besuchern des Naturschutzparks auf die tiefblauen Wellen mit weißen Schaumrüschen hinaus.

Ein paar Daten über den Lago Argentino: Er mißt 120 Kilometer Länge und füllt fünf schmale Täler zwischen steilen Gebirgshängen aus. An jedem Talende schiebt sich ein Gletscher bis in das Wasser des auf kaum 200 Meter Meereshöhe gelegenen Sees hinein. Seine Was-



Die Eismauer des Moreno-Gletschers schiebt sich quer über den an dieser Stelle nur einen Kilometer breiten Lago Argentino
F. Braumann

serfläche ist 1560 Quadratkilometer groß. Sein ungenutzter Fischreichtum ist außerordentlich hoch.

Nach einer Stunde Fahrt lenkt die Lancha in die Mayo-Bucht hinein. Wände aus schwarzem Basaltfels schießen aus dem weißschäumenden See bis 1000 Meter Höhe empor. In viele hundert Meter hohen Staubkaskaden stürzen uns Wasserfälle entgegen. Auf der Höhe über den steilen Bergschultern lappt ein ungeheurer Schild aus Eis! Er ist ein Teil des größten Gletschergebietes außerhalb der Arktis und Antarktis, des 500 Kilometer langen und 200 Kilometer breiten „Patagonischen Eisschildes" der südamerikanischen Anden.

Der nun zum Sturm angewachsene Bergwind läßt uns in dem hohen Wellengang nicht unmittelbar an den Gletscherrand herankommen, auch der nicht früh genug erkennbaren „Eisberge" wegen, die sich immer wieder vom Gletscher lösen und uns entgegentreiben. Wir biegen in die fast windstille Bahia de Torro, die Stierbucht, ein. Die Lancha knirscht über feinsten Basaltsand und wird am Stamm einer umgestürzten Rieseneiche festgemacht. Der Schiffskoch bereitet uns auf dem warmen, sonnigen Urwaldrand über einem Feuer ein kräftiges Picknick aus mächtigen Rindersteaks. Vor der Bucht draußen der schwarzblau vorüberschäumende See, ein stäubender Wasserfall durch den Urwald in unserem Rücken – Eisschimmer von der Höhe – Sonne – grenzenlose Einsamkeit . . .

Erst am folgenden Tag kann ich die farbenleuchtende Wunderwelt des Gletschers Perito Moreno betreten. Diesmal ist dazu keine stundenlange Seefahrt notwendig. Im Auto umrunden wir die Berge der Punta Bandera 40 Kilometer im Süden an einem Tal entlang, das nur alle drei Jahre sich mit Wasser füllt, wenn der Mo-

reno-Gletscher eine nur einen Kilometer breite Schmalstelle mit seinem ständig vorrückenden Eiswall abschließt. Im nächsten Sommer schmilzt der Wall wieder durch, und der 20 Kilometer lange Nebensee fließt in den Lago Argentino ab.

Um die letzte Straßenkehre schimmert es weiß zwischen den Nothofagus-Buchen – der Gletscher! Wir kurven höher empor und können ihn nun bis zu seinem ungeheuren, 30 Kilometer weit zurück und 2000 Meter hoch hinaufreichenden Nährgebiet überblicken. Jetzt im Spätsommer ist seine Oberfläche ein einziges unbegehbares Zackenmeer – trotz meiner Bergschuhe, die ich aus Europa mitgeschleppt habe. Der Eisstrom streicht kilometerbreit an den dunkelgrünen Laubwäldern entlang bis an den See herab, über die Enge herüber bis an unser Bergufer.

Ich kann es kaum mehr erwarten, bis ich das Auto verlasse und zwischen üppigen Laubbäumen, hohen Sträuchern, an denen die roten, fingerlangen Blütenkelche der Copihue leuchten, hinab zu dem Gletscherrand klettere und springe. Von glattgeschliffenem, mit lilafarbenen Flechten überzogenem Fels erreiche ich das Eis mit seinen überhängenden, ausgelappten Zungen. Ich krieche in einen Hohlraum zwischen Fels und Eis. Über mir leuchtet der durchscheinende Gletscher im Sonnenlicht in einem unwahrscheinlichen Farbenspektrum. 20 Meter höher, vom Ufer herab, fächelt die Blütenpracht des Copihuestrauchs, der rote „Feuerbusch", und im Gesträuch dahinter reifen die blauen, säuerlichen Calafatebeeren.

Ich steige auf einen Eisvorsprung und kann die mehr als 60 Meter hohe Eiswand des aus dem See aufsteigenden Gletscherrandes überblicken. In diesem Augenblick löst sich ein hoher Eispfeiler, sinkt tief in den Wassergrund hinab, steigt von neuem hoch und schlägt krachend um, daß eine hohe Wasserwoge an dem Felsufer emporjagt. Eine neue Kluft öffnet sich dröhnend wie ein Kanonenschuß, und ich weiche zurück, bevor sich auch unter mir das Eis spaltet.

Mein Fahrer bietet mir eine Handvoll Calafatebeeren an. „Bei uns gilt eine alte Erfahrung!" lächelt er. „Wer vom Calafatestrauch ißt, kehrt immer wieder nach Patagonien zurück!"

Ich habe von den Beeren des Zauberstrauches gegessen . . .

Auf den Gletschern von Feuerland

Mein nächsten Ziel liegt noch 1000 Kilometer südlicher als die Gebirge um den Lago Argentino und den Lago Viedma, deren zackigster Gipfel der Monte Fitz Roy ist, einer der schönsten Berge der Welt.

Die kühne Nadel des 3375 Meter hohen Gipfels ragt einsam auf der Grenze Chiles über die tief unter ihm liegenden zerrissenen Gletscherbrüche hinaus und besteht aus härtesten kristallinen Gneiswänden.

Als die Fokker, unser vertrauter Flugvogel der „Fuerza Argentina", der argentinischen Luftwaffe, sich von der steinigen Startpiste in Calafate in die Luft hebt und nach Osten über die braune Pampa hinauswendet, sinkt die Zackenlinie der „Cordillera de los Andes" wieder tiefer und tiefer an den Horizont hinab. Nach einer Stunde Flug ist Zwischenlandung in Rio Gallegos am Atlantik. Wir kurven niedrig über den Ozean hin auf die Landepiste ein. Das Wasser trägt weiße Schaumstreifen. Wir rasen jetzt zehn Meter hoch über der Landepiste, tiefer, tiefer! Als mit einem Ruck die Gummiräder auf der Piste aufsetzen, hüpft das Rad an meiner Seite noch einmal einen Meter empor – meinen Rükken überläuft eine Gänschaut – aber dann gelingt doch die Landung im Pampasturm mit Windstärke sechs.

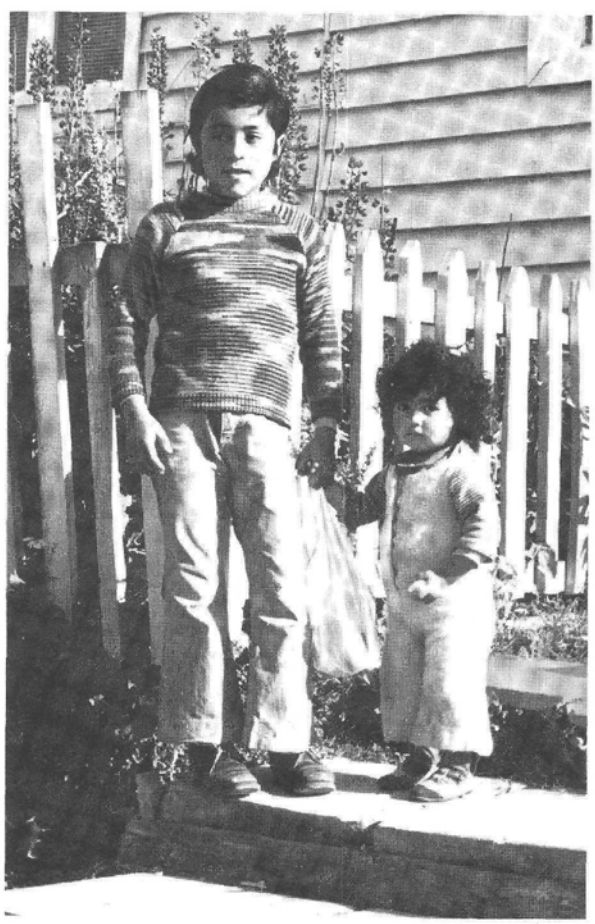
Nach einer Stunde fliegt unsere Fokker wieder südwärts, der Insel Feuerland zu, in einen unerhörten Farbenrausch hinein. Durch roten Nebel leuchtet die untergehende Sonne. Wir überfliegen die Magellanstraße; ihr Wasser glitzert weiß im Gegenlicht. Nach Minuten taucht die Küste von Feuerland auf. Die Wasserpriele des schlammigen Ebbestrandes leuchten wie goldene Fäden herauf. Landein liegt dann Feuerland tiefbraun und gestaltlos unter uns. Im Sturm jagen unter uns tiefgraue Wolkenfetzen aus der Antarktis herauf. Unsere Fokker wird durchgeschüttelt, als rollten wir auf einer steinigen Geröllstraße.

„Feuerland" trägt auch in der Gegenwart seinen Namen wieder zurecht. 1521 hatte Magellan auf der ersten Durchfahrt vom Atlantik zum Stillen Ozean die unbekannte Insel nach den Feuern an der Küste entlang getauft, mit denen die Indianer die Ankunft eines riesigen Segelschiffes weitersignalisierten. Heute aber steigen aus vielen Ölbohrstellen die Flammen des hier unverwendbaren Erdgases von der eindunkelnden Erde empor.

Ich starre im letzten Tagesschein in die Tiefe. Anfangs baumlose Schafweiden, später ansteigende Berge voll Wald, zuletzt zackige, tiefschwarze Basaltgebirge, ein bis an den Horizont hindämmernder Riesensee – und schon nach gesunkener Sonne ein neuer Gebirgsaufschwung mit blauschimmernden Eisfeldern. Dahinter erscheint durch ein Loch in den Wolkenwogen schäumendes Meer – der Beagle-Kanal. Mit sehr schräggeneigten Tragflächen kurvt die Fokker durch die grauen Sturmwolken hinab – wir landen in Ushuaya, der südlichsten Stadt der Welt!

Eben war ein Regenguß auf die schwarzglänzende Landepiste niedergeprasselt. Als ich ins Freie trete, ist die Luft plötzlich schneenahe kalt geworden. Jenseits einer Meeresbucht blitzen die Lichter von Ushuaya herüber. Im Hotel „Albatros" des A.C.A. vergesse ich fast, daß ich am „Ende der Welt", 3000 Kilometer südlich von Buenos Aires, angekommen bin. Mein stürmischester Flug liegt hinter mir. Wie werden mich die Berge Feuerlands empfangen?

Doch nach einer brausenden Regennacht steigt die Sonne in einen fast wolkenlosen Himmel herauf! Die Gebirge im Halbkreis leuchten im frischen Weiß ihrer Gletscher, die Bergwände aus Basalt erscheinen tiefschwarz. Dieses Wettergeschenk des als ständig regengrau verschrienen Feuerlandes nutze ich sofort zu einem Aufstieg auf die Berge des Mont Martial mit seinen tief herablappenden Gletschern. Es gibt einen Alpenverein „Tierra del Fuego" mit dem Sitz in Ushuaya. Als ich dort Auskünfte einhole, erfahre ich zu meinem Erstaunen, daß sein Mitbegründer und erster Präsident ein Österreicher gewesen war. Der „Ushuaya Club Andino" schlug durch den sumpfigen und verfilz-



Zwei junge Feuerländer aus Ushuaia. Vor zwei Menschenaltern lebten ihre Vorfahren, die Ona- und Yagan-Indianer, noch nomadisierend in Strauchhütten. *F. Braumann*

ten Lauburwald am Fuße der Gebirge viele Kilometer Pfade und legte lange Prügelwege, wo sonst der Fuß knietief im modrigen Waldsumpf eingesunken und sonst erst gar nicht an die aufsteigenden Felsen herangekommen wäre. Die nette Sekretärin reicht mir eine Wanderkarte und sagte dazu: „Sera un lugar muy lindo para visitar, un punto desde donda se podra salir hacia la montana." („Sie werden ein schönes Gebirge besuchen, und nur hier von diesem Punkt aus können Sie auf den Berg steigen.") Ich wandere fast zwei Stunden unter dem nur durch den Prügelpfad geöffneten Urwald in ein schmales Tal aufwärts. Ein munterer Wildbach springt mir von Stufe zu Stufe entgegen. Nach einer Stunde schon werden die Bäume niedriger – wie Legföhrengestrüpp, nur daß dieses aus Laubbäumen – Nothofagus und Robles – besteht. Ehe ich es versehe, trete ich auf eine Bergtundra mit unwahrscheinlich farbigen Moospolstern hinaus. Der Pfad und seine Markierung ist hier zu Ende – aber nun liegt das Gebirge offen vor mir. Ich wähle über herrliche, weiche Moosmatten meinen Aufstieg. Höher oben sind die Basalttrümmer eines mächtigen Kars mit lappigen Flechten gelb, rot, schwarz überzogen. Dann hören auch die letzten Pflanzenzeichen arktischen Klimas auf – über mir hängt, zum Greifen nahe, der „Glaciar Martial" von 1340 Meter Höhe herein.

Ich finde leichten Einstieg auf ihn – meine Bergschuhe schleppte ich also nicht vergeblich mit! Der Ausblick reicht bis auf die Gletscher der „Cordillera Darwin", die schon jenseits der Grenze auf dem chilenischen Teil von Feuerland liegen. Ein schmaler Tiefblick öffnet sich auf Ushuaya und auf die Inseln jenseits des Beagle-Kanals. Dort draußen lauern schon wieder Nebelschwaden. Ich weiche auf Fels aus, als der Gletscher steiler wird – höher, noch höher, bis ich jenseits auch nach Norden sehe! Der Monte Martial wird über feuchte Felsbänder und daher nicht ganz ungefährlich erreicht. Endlich geht mein Blick auch nach Norden in das Innere Feuerlands.

Gipfel, zackig, schwarz, mit Eisfeldern in den Kesseln! Wo die tieferen Talsenken auftauchen, Wald, baumloser Sumpf, kleine Seen. Noch weiter draußen bis an den Horizont Bergland, völlig und absolut menschenleer. Hier allein zu wandern ist lebensgefährlich. Die Gefahren sind undurchdringliches Gestrüpp und Sumpf. Einst war dies alles Indianerland – heute ist die Wildnis tot.

Ein Deutscher, der 1886 in Breslau geborene Martin Gusinde, erforschte als Professor an der Universität Santiago 1916 bis 1926 die letzten in unzugängliche Täler abgedrängten Volksreste der Feuerlandindianer. Er lebte jahrelang mit ihnen in ihren Strauchhütten und Zelten und wurde durch eine „Jugendweihe" in den Stamm der Yamana-Indianer aufgenommen.

Damals vor 50 Jahren schrieb Gusinde: „. . . Nicht mehr als einige Jahrzehnte wird es dauern, und die letzten Träger einer urtümlichen Daseinsweise werden versunken sein. Dann wirft kein Lagerfeuer mehr seinen Schein auf die knorrigen Feuerlandbuchen. Wo sind dann die stattlichen Selk'nam und die kräftigen Ona-Indianer, die die Weiten der großen Insel zu Fuß durchquerten? Wo die Yamana, die in Rindenbooten von Insel zu Insel fuhren? Sie alle sind dann vernichtet von der nimmersatten Habgier der Weißen, die als Goldsucher, Jäger und Schafzüchter Feuerland in ihren Besitz genommen haben. Sie jagten die Indianer, die eigentlichen Herren Feuerlands, wie Wild, und besiegelten den Untergang dieses Naturvolks für immer . . ."

Während ich jetzt über dies nachdenke, überfällt mich das ungeheure Schweigen dieser Einsamkeit wie ein unheimlicher Koller. Es ist, als stünde ich am Rande des noch ertragbaren Menschseins. Ich kehre schnell um, treffe unterhalb des Gletschers wieder auf Menschen, freundliche Begleiter.

Die nächsten Tage durchstreife ich die Berge. An klaren Bächen lebt der Biber in Scharen. Mannsdicke Stämme liegen umgestürzt vom Biberbiß. Hinter Biberdämmen, die das Wasser aufstauten, stehen ganze Wälder ertrunken und abgestorben. Von Laubbäumen hängen armlange Flechten herab und wehen im ständigen Wind wie uralte Greisenbärte. Die Boeing trägt mich wieder 3000 Kilometer nordwärts über die Endlosigkeiten Patagoniens nach Buenos Aires und über den Ozean nach Hause. Und heute liegt auch für mich Feuerland mit seinen düsteren und leuchtenden Himmeln, mit seiner indianischen Tragik wieder unendlich fern am „Ende der Welt".

Anschrift des Verfassers:
Prof. Franz Braumann
5203 Köstendorf 89 Salzburg

Kundfahrten-Dokumentation

DEGGENDORFER GRÖNLAND-EXPEDITION 1975

anläßlich des 75jährigen Bestehens der DAV-Sektion Deggendorf

Teilnehmer: Georg Leitl, Graflinger Straße 81, D-8360 Deggendorf (Leiter), Manfred Eiberweiser, Heinrich Fischer, Poidl Hausinger, Franz Kammerer, Sepp Maier, Josef Reitberger, Max Weber.
Zeit: 29. 6. bis 31. 7. 1975
Anreise: Flug München – Kopenhagen – Søndre Strømfjord, Helikopter bis Umanak, mit Walfangboot weiter nach Nugatsiaq (180 km, 2 Tage, letzter Stützpunkt) und im Karrat Isfjord 50 km ostwärts bis zum Basislager am Johannes-Brae.
Lage des Arbeitsgebietes: Westgrönland, 52. Grad Länge, 71.–72. Grad Breite, Halbinsel Akuliaruseq
Besteigungen vom 5. bis 23. 7. 1975: 12 Erstbegehungen, 2 vermutliche Erstbegehungen, 1 Zweitbegehung, 2 Drittbegehungen; Höhe der erstiegenen Gipfel zwischen 1740 und 2200 m (mit Höhenmessern ermittelt), namenlose Gipfel wurden mit deutschen Namen benannt. Auf einem 1820 m hohen Berg (Kreuzspitze) wurde ein Kreuz aus Leichtmetall aufgestellt, das mit dem Fernglas vom Karrat Isfjord zu sehen ist.
Ein ausführlicher Bericht mit wertvollen Tips für künftige Expeditionen kann im Auslandsfahrten-Archiv des DAV eingesehen werden.

LINDAUER GRÖNLANDFAHRT 1975

Teilnehmer: Dr. Heinz Hagg, Eschacher Straße Nr. 7, D-8961 Buchenberg (Leiter), Stefan Braunmiller, Scott Cunningham, Margarethe Doleschel, Willi Eggler, Rolf Haas, Brigitte Harder-Kleinheinz, Gustav, Klaus und Susanne Harder, Thomas Hummler, Wolfgang Ruhland, Otto Schäfler, Werner Scharl, Volker Stelzer, Dieter Trapmann.
Zeit: 3. 8. bis 2. 9. 1975
Anreise: Flug München – Kopenhagen – Søndre Strømfjord, Helikopter (13 Teilnehmer) bzw. Schiff (3 Teilnehmer) nach Umanak, mit Walfangboot zum Zielgebiet.
Arbeitsgebiet: Insel Upernivik, Westgrönland; Hauptlager 130 m über N. N. auf idealem Gelände.
Besteigungen: In meist wechselnden Seilschafts-Kombinationen wurden Touren fast im ganzen Gebiet der Insel Upernivik und auf der gegenüberliegenden Halbinsel Quioque durchgeführt. 26 Gipfel wurden bestiegen; 2 Gipfel davon waren Erstbesteigungen (u. a. „Dom" auf Quioque von 4 Mann über die äußerst schwierige Westwand); bei den anderen 24 Besteigungen handelte es sich um 2. oder 3. Besteigungen, allerdings meist auf neuen Routen (wie aus den Aufstiegsnotizen der Schotten, Spanier, Italiener in den Vorjahren zu ersehen war).
Aufenthalt auf der Insel: 19 Tage; Wetter: 17 Tage optimal, 2 Tage schlecht (Regen, Neuschnee).
Rückreise mit Walfangbooten nach Umanak, mit Linienschiff zurück nach Søndre Strømfjord (3 Tage), Rückflug über Kopenhagen.

ALLGÄUER HINDUKUSCH-EXPEDITION 1975

DAV-Sektionen Immenstadt und Kaufbeuren

Teilnehmer: Friedrich Weber, Arnauerstraße 27, D-8952 Marktoberdorf (Leiter), Manfred Büchele, Elisabet Reisach, Werner Spiegel, Ali Shariati.
Dauer: 23. 7. bis 27. 9. 1975
Anreise: mit Kleinbus auf dem Landweg über die Türkei; von Kunduz mit gemietetem Lkw bis Qazi Deh (ca. 420 km, 3 Tage); Anmarsch von Qazi Deh über Ab-e-safed (= reißender Bach, schwierig zu durchqueren) zum Basislager (4500 m, 1½ Tage).
Arbeitsgebiet: Vom Noshaq-Basislager sind zu erreichen (mit mehreren Zwischenlagern): Noshaq, Gumbaz-e-Safed, Asp-e-sijah, Asp-e-safed, Korpusht-e-Yakhi, letzterer ohne Zwischenlager. Das Basislager liegt an der rechten Seite des Qazi-Deh-Gletschers südlich unterhalb des Gumbaz-e-Safed relativ steinschlagsicher. Das Noshaq-Gebiet wird sehr häufig besucht und ist bis auf sehr schwere Routen ziemlich vollständig erschlossen. Zu den Noshaq-Zwischenlagern (zum 1. Lager) führt ein Pfad. Das Gebiet ist auch häufig Ziel privater kommerzieller Expeditionen.
Bestiegene Berge: Korpusht-e-Yakhi, 5695 m, bereits häufig bestiegen; Noshaq bis 2 Stunden

unter Lager 2 bei Bergungsaktion für verletzten Franzosen; Hochlager errichtet am Gumbaz-e-Safed, ca. 5500 m. Gumbaz-Südflanke unschwierig, aber sehr steinschlaggefährdet, von da können alle Gumbaz-Gipfel überschritten werden. Insgesamt nur 6 Tage schönes Wetter, vorher schlechtes Wetter, dann 3 Tage durchgehend Schneefall, deswegen Abbruch der Fahrt. Wichtige Hinweise für künftige Expeditionen über Anreise, Transportmittel, Erfahrungen mit Behörden usw. liegen im Archiv für Auslandsfahrten des DAV vor.

1. DAV-TREKKING RUND UM DEN MANASLU

Im Rahmen dieses Trekkings gelang am 11. 5. 1975 die Erstbesteigung des (von der Gruppe so genannten) *Larkya-Peaks* (barometrische Messung 6650 m, Vergleich mit der Höhe des Larkya-Passes), mit zwei Hochlagern (5280 Meter und 5700 m). Ausgang von der Ostseite des Larkya-Passes. Es handelt sich um einen reinen Eisberg (sehr markant), den höchsten nördlich des Larkya-Passes (einige Versicherungen im Gletscherbruch zwischen Lager 1 und 2 für die Träger).
Am Gipfel waren: Ingo Granderath, Horstmar Kellberg, Eberhard Perwitschky, Dr. Jochen Singer, Pit Schubert (Leiter), Franz Ulrich.
Anmarsch von Trisul in 13 Tagen bis Sarma, nicht auf dem üblichen Weg ins Buri-Gandaki, sondern über die Höhenrücken (Barang). Rückmarsch durch das Marsyandi-Khola in 7½ Tagen nach Pokhara.

GARHWAL-HIMALAYAFAHRT 1975 DER BERG- UND SKISCHULE DES DAV ZUM RUPKUND

Teilnehmer: Dr. Karl-Dieter Fuchsberger, Salzstraße 2, D-8960 Kempten (Allgäu), Heinz Clemens, Dr. Peter und Liselotte Gehringer, Gotthart Geiger, Hilde Meyer, Josef Salomon, Jutta Storp.
Zeit: 5. 7. bis 26. 7. 1975 (Monsun)
Anreise/Anmarsch: Delhi – Rishikesh – Gwaldom mit Omnibus. Von Gwaldom Anmarsch über Deval – Lohajang – Didane – Alibugyal – Patar Nachauni nach Baggubasha (Hauptlager, 4200 m).
Besteigung: Hochlager am Rupkund, einem 4760 m hoch gelegenen See. Erstersteigung des Chandnikot, 5055 m, am 17. 7. 1975 durch Dr. K.-D. Fuchsberger und G. Geiger.

ERSTE SKIBESTEIGUNG DES TRISUL/ GARHWAL-HIMAL, INDIEN

Am 17. 5. 1975 gelang den beiden Mitgliedern der DAV-Sektion Berggeist, München, Martin Biock und Lothar Büttner, die erste Skibesteigung des 7125 m hohen Trisul. Drei Tage später erstieg eine Gruppe der Berg- und Skischule des DAV unter Führung von Erich Reismüller ebenfalls diesen Gipfel mit Skiern.
Die Zweimannexpedition Biock/Büttner erreichte diesen Siebentausender mit geringsten materiellen und finanziellen Mitteln: Bereits beim Anmarsch von Lata aus wurden nur wenige Träger eingesetzt, Anmarschdauer deshalb 33 Tage. Der Gipfelanstieg ab Basislager erfolgte in 6 Tagen mit zwei Zwischenlagern ohne Hochträger.

EXPLORATION PAMIR 1975 (Österreichisches Forschungsunternehmen in den Wakhan-Pamir/Afghanistan)

Teilnehmer: Dipl.-Ing. Roger S. de Grancy, Kopernikusgasse 21, 8010 Graz (Leiter), Dipl.-Ing. R. Kostka, Dipl.-Ing. H. Badura, cand. phil. M. Buchroithner, Dr. med. H. Eger, Dr. phil. K. Gratzl, cand. phil. H. Huss, Dipl.-Ing. W. Kuschel, Dipl.-Ing. Dr. J. Ernst, Dr. med. G. Mayer, Ing. G. Moser, Dipl.-Ing M. Posch, Dr. phil. W. Raunig, Dr. phil. G. Patzelt, Dipl.-Biologe Moh. K. Nauroz.
Zeit: 22. 6. bis 30. 9. 1975
Anreise: Graz – Teheran – Kabul (3 VW-Busse, 6 Mann) bzw. Flug Frankfurt – Moskau – Kabul (9 Mann), Kabul – Qala-e-Pandja (5-t-Lkw); Anmarsch über Qala-e-Ust, Baba Tangi, Kret, Issik nach Ptukh (3300 m).
Lage des Arbeitsgebietes: Der „Wakhan-Pamir" (offiziell „Selsela-Koh-e-Wakhan", von den Einheimischen „Pamir-Kalan" = Großer Pamir genannt) ist ein reich vergletschertes Gebirge mit 8 Gipfeln über 6000 m. Der Zugang zu den eigentlichen Anstiegen ist relativ leicht.
Besteigungen: P. 6174 (Koh-e-Marco Polo),

2. August 1975, 1. Ersteigung des Chogolisa-SW-Gipfels (7654 m) *F. Pressl*

2. Besteigung durch Kuschel, Kostka und Eger am 9. 8. 1975 über den SW-Grat aus dem Issik-Tal;
P. 6110 (unbenannt), 2. Besteigung am 3. 8. 1975 durch Patzelt, Posch, Badura und Buchroithner aus einem Sattel zwischen Issik und Ali Su;
P. 6101 (unbenannt), 1. Besteigung durch Buchroithner im Alleingang am 12. 8. 1975 über einen SO-Anstieg aus dem Issik-Tal;
P. 5881 (Koh-e-Ptukh), 1. Besteigung durch Moser und Ernst am 5. 8. 1975 durch N-Flanke (Eis), 2. Besteigung de Grancy und Abdullah am 7. 8. über S-Grat.
Es wurde ein umfangreiches wissenschaftliches Programm erfüllt, für welches das Unternehmen geplant und durchgeführt wurde. Bergbesteigungen waren nur im Zuge der Geländearbeiten vorgesehen. Über die Expedition erscheint voraussichtlich im Herbst 1977 ein Buch, das anhand von Skizzen, Plänen, Fotos und Kartenbeilagen (1:50.000) eingehenden Aufschluß geben wird:

OBERÖSTERREICHISCHE KARAKORUM-HIMALAYA-EXPEDITION 1975

Teilnehmer: Eduard Koblmüller, Gruberstraße Nr. 47, 4020 Linz (Leiter), Fred Pressl, Gustav Ammerer, Alois Furtner, Fritz Priesner, Christoph Pollet, Hilmar Sturm.

Zeit: 31. 5. bis 5. 9. 1975
Anreise: Österreich – Pakistan (Lkw, 14 Tage, 3 Teilnehmer), Flug München – Rawalpindi (4 Teilnehmer), Flug Rawalpindi – Skardu, mit Jeep Skardu – Khapalu. Anmarsch von Khapalu (2600 m) – Karmading (3000 m) – Kondus Gl. (3400–4000 m) – Kaberi Gl./Basislager (4200 m).
Arbeitsgebiet: Chogolisa-Hauptgipfel von Süden über Kaberi-Gl.
Besteigungen: Chogolisa-Hauptgipfel (= SW-Gipfel, 7654 m), 1. Besteigung über Kabri-Gl. – Südwand – Westgrat am 2. 8. 1975 (Ammerer, Preßl) und 4. 8. 1975 (Furtner, Sturm).

TIROLER AKADEMISCHE HIMALAYA-EXPEDITION 1975

Teilnehmer: Dr. Gerd Gantner, Dr.-Stumpf-Straße 60, 6020 Innsbruck (Leiter), Dr. Jörg Schmidl, Mag. Winfried Jaschke, Barni Hofmann (gest.), Dr. Sebastian Hölzl, Dr. Gerd Brunner, Mag. Ernst Schwarzenlander, Franz Tegischer (gest.), Verne v. Janzen.
Zeit: 2. 3. bis 9. 6. 1975
Anreise: Flug Frankfurt – Kathmandu, mit Lkw Kathmandu – Pokhara, Anmarsch über Suikhet – Kari – Gandrung – Chomrung – Kuldi – Hinko, Basislager 4200 m.
Lage des Arbeitsgebietes: SW-Grat der Annapurna I (8091 m)
Besteigungen: Nach der Errichtung von 3 Höhenlagern und der Erschließung des SW-Grates bis auf ca. 6200 m wurde die Expedition auf Grund des in einer Lawine tödlich verunglückten Franz Tegischer abgebrochen.

ÖSTERREICHISCHE KARAKORUM-HIMALAYA-EXPEDITION 1975

Teilnehmer: Hanns Schell, Rettenbacher Straße Nr. 38, 8044 Graz (Leiter), Liselotte Schell, Dipl.-Ing. Herbert Zefferer, Robert Schauer, Dr. Helmut Prevedel.
Zeit: Anfang Juni bis Ende August 1975
Arbeitsgebiet: Hidden Peak (8068 m), Karakorum
Besteigungen: Am 11. 8. 1975 wurde der 8068 m hohe Hidden Peak im Karakorum von Hanns Schell, Herbert Zefferer und Robert Schauer erstiegen. Sie waren somit die ersten Steirer auf einem Achttausender, gleichzeitig gelang ihnen die dritte Besteigung dieses Berges, nachdem einige Tage vorher der Hidden Peak von Reinhold Messner und Peter Habeler zweiterstiegen wurde. Der 7300 m hohe Urdok I wurde auch von Liselotte Schell – ersterstiegen.

STEIRISCHE KARAKORUM-HIMALAYA-EXPEDITION 1975

Teilnehmer: Ferdinand Deutschmann (Leiter, gest.), Stanislaus Andrlik, Schönbrunngasse 31, 8010 Graz, Valentin Caspaar, Siegfried Gimpel, Georg Hasenhüttl, Christine Neuhold, Gerti Hütter, Brigitte Kling.
Zeit: 5. 6. bis 1. 11. 1975
Anreise: Mit Lkw nach Skardu, Anmarsch über Dassu – Gomboro – Chongo – Askole – Korofon – Dumordo – Bardumal – Liligo – Urdokas – Baltoro-Gl. – Concordia-Pl. – Godwin-Austin-Gl. – Basislager, 4800 m.
Arbeitsgebiet: Skyang Kangri (7544 m)
Besteigungen: Der Skyang-Kangri-SO-Grat wurde bis ca. 7510 m (3. Lager) erstiegen (sehr schwierig, Eisverhältnisse auf 7000 m sehr schlecht). Ein Schlechtwettereinbruch machte alle Angriffe unmöglich. Erst am Ende der Expedition (13. 9.) versuchte Ferdinand Deutschmann allein einen Blitzangriff bei guten Verhältnissen und ist seither vermißt.

ÖSTERREICHISCHE HINDUKUSCH-FAHRT 1975

Teilnehmer: Peter Baumgartner, Corvinusgasse Nr. 4/1/5, 1238 Wien (Leiter), Lilo Baumgartner, Dr. Rudi Brandstötter, Karl Mahrer, Dr. Franz Oesterreicher.
Zeit: 21. 6. bis 5. 9. 1975
Anreise: Mit VW-Bus nach Rawalpindi, Flug nach Gilgit, mit Jeep bis Yasin. Anmarsch über Darkot (2700 m) ins Basislager (4700 m).
Besteigungen: Am 1. 8. konnten Dr. Rudi Brandstötter, Karl Mahrer und Dr. Franz Oesterreicher den Garmush-Hauptgipfel (6244 Meter) über die Westrippe (III–IV) mit einem Zwischenlager auf 5400 m erreichen.

INTERNATIONALE HINDUKUSCH-WAKHAN-EXPEDITION 1975

Teilnehmer: Robert Peroni, Bahnhofstraße 3, I-39100 Bozen (Leiter), Roland Simon, Michael Teichmann, Rainer Schindhelm, Thomas Jäger, Hannes Stadelmann.
Zeit: 20. 7. bis 5. 10. 1975
Anreise: Mit eigenem Mercedes-Bus bis Kabul, Anmarsch ab Qazi Deh über Abi Mandaras (3300 m) zum Basislager (4400 m).
Arbeitsgebiet: Mandaras-Kessel
Besteigungen: Wegen der ausgesprochen schlechten Wetterbedingungen gelangen keine Besteigungen.

KANTSCH-EXPEDITION 1975 DES DEUTSCHEN UND DES ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

Teilnehmer: Siegfried Aeberli, A-6416 Obsteig (Leiter), Michael Dacher, Erich Lackner, Sepp

Mayerl, Günter Sturm, Peter Vogler, Helmut Wagner, Rolf Walter, Dr. Roman Zink, Fritz Zintl.

Zeit: 3. 3. bis 7. 6. 1975

Anreise: München – Kathmandu (Flugzeug), Kathmandu – Dharan Bazar (Lkw); Anmarsch über Dhankuta – Tapleyung – Yamphodim – Tseram – Ramser – Yalunggletscher – Basislager (5500 m).

Arbeitsgebiet: Yalung Kang-Südflanke

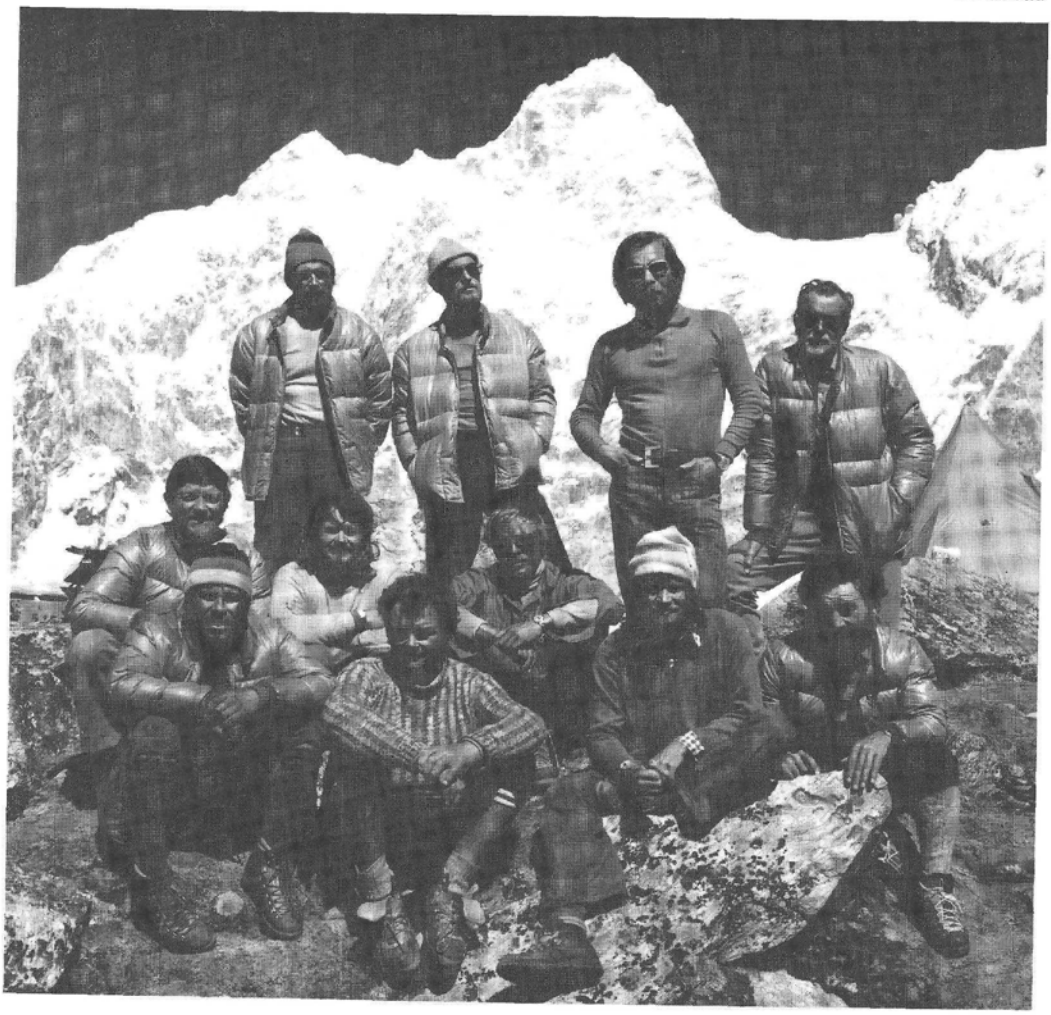
Besteigungen: Yalung Kang – Kangchendzönga-W-Gipfel, 8438 m, 1. Begehung der Südflanke (Lager I 6200 m, Lager II 6650 m, Lager III 7200 m, Lager IV 7800 m)

Gipfelmannschaften: 9. 5. 1975 Dacher, Lackner, Walter; 12. 5. 1975 Baur, Vogler, Wagner; 13. 5. 1975 Mayerl, Sturm, Zintl

Während der Besteigungen erfolgten Untersuchungen über die Sauerstofftransportfunktion des Blutes und die Tagesrhythmik in extremer Höhe bei maximaler psychischer und physischer Belastung.

Das ist die erfolgreiche deutsch-österreichische Kantsch-Expedition 1975. Ganz oben von links nach rechts: Aeberli, Wagner, Sturm, Zintl. Ganz vorne, links: Lackner, Walter, Baur (mit Mütze), Dacher. Mittlere Gruppe von links: Mayerl, Vogler, Doktor Zink.

Archivbild



Kantsch-Expedition 1975

Gemeinsame Expedition des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins

SIEGFRIED AEBERLI

1873 erfolgte der Zusammenschluß des Österreichischen mit dem Deutschen Alpenverein. Im Jubiläumsjahr 1973 fanden verschiedene gemeinsame Veranstaltungen statt. Auch eine gemeinsame Expedition von Mitgliedern beider Alpenvereine wurde ins Auge gefaßt. Das Ziel sollte in seiner Bedeutung und Größe dem Anlaß entsprechen. Als Sachwalter für Expeditionen wurde ich beauftragt, die notwendigen Schritte zu unternehmen.

Mein Ansuchen um eine Genehmigung für den Gaurisankar war erfolglos. 1972 gab die nepalische Regierung neben anderen Gipfeln auch den Yalung Kang, den Kangchendzönga-Westgipfel, 8438 m, für Expeditionen frei. Obwohl ich sofort ansuchte, erhielt ich die Genehmigung erst für 1975. In den Jahren 1973 und 1974 waren zwei japanische Expeditionen am Zuge. Die 1973er Expedition hatte Erfolg. Zwei Bergsteiger, Takao Matsuda und Jutaka Ageta, erreichten am 14. Mai 1973 über den W-Grat den Gipfel. Leider verunglückte Takao Matsuda beim Abstieg nach einem Biwak in 8200 m Höhe. Er stürzte vermutlich über die Südwestflanke ab. Der Ruf des Kangchendzönga, ein gefährlicher Berg zu sein, wurde durch dieses Unglück noch gefestigt. Da der Yalung Kang über den W-Grat nun bereits erstiegen war, planten wir, den Berg über die S-Flanke zu ersteigen. Nebenbei hofften wir, die Genehmigung für den S-Gipfel noch zu bekommen.

Der Mannschaft sollten vom OeAV der Leiter und zwei Seilschaften, vom DAV der Arzt und ebenfalls zwei Seilschaften angehören. Nach Möglichkeit sollte auch ein Kameramann die Expedition begleiten. Mein Kontaktmann im Deutschen Alpenverein, Günter Sturm, Leiter der Berg- und Skischule im DAV, stellte den deutschen Teil der Mannschaft zusammen, ich traf die Auswahl der österreichischen Teilnehmer. Beide Verwaltungsausschüsse ließen uns dabei freie Hand.

Die deutschen Teilnehmer waren Günter Sturm, Sektion Eichstätt und Alpenklub Berggeist, Expeditionsleiterstellvertreter; Dr. Roman Zink, Sektion München, Expeditionsarzt; Gerhard Baur, Sektion Berggeist, Kameramann; Michel Dacher aus Peiting; Peter Vogler aus Durach sowie Fritz Zintl von der Sektion Oberland. Aus Österreich waren Erich Lackner, Akademische Sektion Wien; Sepp Mayerl, Sektion Lienz; Rolf Walter, Sektion Waidhofen/Ybbs; Helmut Wagner, Sektion Hohe Munde Telfs, und der Berichterstatter als Expeditionsleiter, Sektion Innsbruck.

Zur Vorbereitung der Expedition waren verschiedene Treffen der Teilnehmer erforderlich, die anfangs in Kufstein als zentral gelegenem Ort stattfanden. Bei den ersten gemeinsamen Gesprächen ging es vor allem um die Klärung von Ausrüstungsfragen, die Art des Transportes nach Nepal, die Aufbringung der notwendigen Geldmittel, ob Grußkarten, Arbeitsaufteilung u. a. Die Teilnehmer übernahmen dabei bereitwillig Spezialaufgaben und führten diese gewissenhaft durch. Später verlagerte sich der Schwerpunkt der Vorbereitungsarbeit nach München, wo sich der Großteil des Materials bei Saleva ansammelte. Saleva-Geschäftsführer Hermann Huber erwies sich als Retter aus vielen Nöten.

Eine große Hilfe bei der Vorbereitung war uns Norman Dyhrenfurth, der aufschlußreiche Unterlagen von seinen Expeditionen zur Verfügung stellte und mit seiner großen Erfahrung und seinem umfassenden Wissen wertvolle Hinweise geben konnte. Durch seine weltweiten persönlichen Bekanntschaften verschaffte er uns auch verschiedene wichtige Informationen. Ich danke ihm für alle seine Mühe. Mein Wunsch wäre es gewesen, Dyhrenfurth als Kameramann bei der Expedition zu haben. Leider waren die erforderlichen Geldmittel nicht aufzubringen.

Am 3. März reiste ich nach Kathmandu voraus, um die notwendigen Behördengänge zu erledigen. Bis Delhi war ich in Begleitung von K. H. Gutmair (Air-India-Verkaufsleiter, München), der es übernommen hatte, unser umfangreiches Gepäck von München nach Kathmandu zu organisieren. Die Tage mit Gutmair waren für mich ein Erlebnis, und zudem verdanke ich ihm einen märchenhaften Flug mit der Air India von Frankfurt nach Delhi. Drei Tage später traf die gesamte Expeditionsmannschaft unter Sturms Führung in Kathmandu ein. Auch die Sherpas, die ich bereits von

Europa aus gesichert hatte, waren schon hier. Unter Sirdar Urkien halfen sie beim Umpacken und Herrichten der Lasten sowie beim Einkaufen der Grundnahrungsmittel. Mingma, unser Koch, besorgte die Küchenausrüstung.

Am 14. März fuhren wir in einem vollgestopften Kleinbus auf dem Tribhuvan-Rajpath über die Vorberge hinunter ins Terai und in östlicher Richtung hinüber nach Dharan Bazar im Südosten von Nepal. Nach 15stündiger Fahrt trafen wir am Zielort ein. Die Sherpas, die tags zuvor mit dem Gepäck Kathmandu in zwei Lastautos verlassen hatten, waren bereits hier. Es währte allerdings eine ganze Weile, bis wir sie in der Dunkelheit fanden. Auf einem Feld schliefen wir dann inmitten unseres Gepäcks unter freiem Himmel. Am nächsten Tag wurden die Lasten bereitgestellt, die letzten Einkäufe getätigt und die Sherpas eingekleidet. Nachmittags stellten sich die ersten Talträger ein. Gleich nach meiner Ankunft in Kathmandu hatte ich zwei Sherpas, Ang Phurba und Ang Dawa, vorausgeschickt, um 350 Talträger anzuwerben. Am 16. März wurden die Lasten ausgegeben, und zwar 331 Lasten Verpflegung, Ausrüstung, Wissenschaft und 18 Lasten persönliche Ausrüstung. Die Sherpas hatten genügend Talträger organisiert.

Fast vier Wochen später, am 11. April, war die gesamte Mannschaft im Basislager. Ein abwechslungsreicher Anmarsch bergauf, bergab, tagelang auf Höhenrücken dahin oder steilen Talhängen entlang, über Pässe, durch Schluchten und dichte Wälder, über Moränen und Gletscher, lag hinter uns. Von den Höhenrücken aus sahen wir im Norden den Himalaya-Hauptkamm, Chamlang, Lhotse-Everest, Makalu u. a. Zeitweise wanderten wir wie durch eine Parklandschaft mit weiß- oder rotblühenden Rhododendren, Magnolien, Baum- und Erdorchideen, Seidelbast und anderen blühenden Sträuchern. Schwierigkeiten hatten wir mit Trägern, je höher wir hinaufkamen, umsomehr. Es war nicht leicht, immer eine genügend große Anzahl aufzutreiben. Die Lokalträger begleiteten uns jeweils nur einige Tagmärsche weit und kehrten dann zu ihren Ortschaften zurück. Öfters mußten wir Lasten unter Aufsicht von Sherpas zurücklassen, bis sich neue Träger fanden. Manche Strecken waren nur im Pendelverkehr zu bewältigen. Die letzten Tage führten über den mit Steinen bedeckten flachen Teil des Yalunggletschers. Jannu, Ratong und Kabru beherrschten anfangs das Bild, doch allmählich zeigte sich der Kangchendzönga in seiner Mächtigkeit. Von einem riesigen Eisbalkon, über den sich Süd-, Haupt- und Westgipfel erheben, zieht der Yalunggletscher als gewaltiger Eisstrom herab, gegliedert durch eine Flachstufe in einen oberen und unteren Eisfall. An letzteren schließt sich der 18 km lange mit Geröll und Gesteinsblöcken übersäte flache Teil des Yalunggletschers an.

Der erste Versuch, den Berg von der Yalungseite, also der Südwestseite, zu besteigen, erfolgte 1905. Er mißlang und kostete fünf Menschenleben. Ein weiteres Menschenleben forderte der Berg auf dieser Seite im Jahre 1929. Ein junger Amerikaner wollte den Gipfel im Alleingang erreichen. Seither ist er vermißt. In den Jahren 1929, 1930, 1931 bestürmten Expeditionen unter Paul Bauer und G. O. Dyhrenfurth den Kangchendzönga von Osten und Norden. Ohne Erfolg. Zwanzig Jahre später, 1953, 1954 und 1955, kamen die Engländer. Sie setzten ihre Hoffnungen wieder auf die Yalungseite. Der Großexpedition 1955 unter Charles Evans war nach einem harten und zähen Ringen endlich der Erfolg beschieden. Am 25. und 26. Mai erreichten je zwei Teilnehmer den Hauptgipfel.

Unser Basislager in 5500 m Höhe war genau am selben Platz, an dem die Engländer 1955 ihr Basislager II hatten, auf einem Felsrücken einige 100 Meter über dem Yalunggletscher, direkt unter dem Yalung Kang. Die Versorgung erfolgte durch Khumbu-Träger, die wir für die ganze Zeit verpflichtet hatten. Von zwei Zwischenlagern auf dem unteren Yalunggletscher trafen im Pendelverkehr täglich 16 bis 20 Lasten im Basislager ein.

Ein Vortrupp, bestehend aus Dacher, Lackner, Walter und Zintl, der seit 8. April im Basislager war, hatte den Weg zu Lager I, 6200 m, bereits erkundet und mit fixen Seilen für die Träger gangbar gemacht. Lager I stand auf einer Eisrippe, die den unteren Eisfall westlich begrenzt. Über diese Rippe konnten wir, so wie die Engländer, den schwer begehbaren unteren Eisfall umgehen. Der Weiterweg ab Lager I wurde von den Männern, die den oberen Eisfall aus der Nähe betrachten konnten, optimistisch beurteilt. Wir hofften, sollte das Wetter einigermaßen mittun, auf einen raschen Fortschritt. Wir hatten Glück. Nur an wenigen Tagen wurde unser Vormarsch durch un-

Aufstiegsroute der OeAV-DAV-Kantsch-Expedition 1975 zum Yalung Kang *S. Mayerl*

günstiges Wetter behindert. Wir arbeiteten in drei Dreiergruppen, die sich an der Spitze immer wieder ablösten. Lager I wurde am 13. April bezogen. Vom Lager I mußte man vorerst zum obersten Teil des unteren Eisfalles absteigen, dann mit Hilfe von Leitern eine Spaltenzone überwinden, um auf den flachen Teil zwischen unterem und oberem Eisfall zu gelangen. Lager II, 6700 m, wurde in halber Höhe des oberen Eisfalles am 17. April errichtet. Um vom Lager II auf den Eisbalkon zu kommen, mußte eine senkrechte Eisstufe in über 7000 m Höhe mit einer Strickleiter und einer Aluleiter versehen werden. Das kostete viel Arbeit und Kraft. Am 27. April wurde bei einem Erkundungsvorstoß der große Eisbalkon erreicht, am 30. April das Lager III auf dem Eisbalkon in 7200 m Höhe aufgestellt. Nun galt es, den Platz für Lager IV ausfindig zu machen. Wir hatten bereits konkrete Vorstellungen über diesen und das weitere Vorgehen. Sturm und Zintl bezogen am 2. Mai Lager III. Sie hatten die undankbare Aufgabe, Lager IV am Ausgang der auffallenden Rinne, die sich von unserem Gipfel auf die große Terrasse herabzieht, zu errichten und so den ersten Gipfelvorstoß vorzubereiten. Am Nachmittag und in der Nacht schneite es. Bis zum nächsten Tag gab es im Lager III 40 cm Neuschnee. Zintl war gesundheitlich nicht auf der Höhe. Sturm und vier mit Material schwer bepackte Sherpas wühlten bis in die Nähe des für Lager IV vorgesehenen Platzes hinauf und hinterlegten das Material. Um die Sauerstoffausrüstung zu erproben, verwendete Sturm dabei Sauerstoff zum Gehen.

Am 4. Mai war erstmals seit Wochen die gesamte Mannschaft im Basislager. Gemeinsam wurde nochmals der Gipfelplan besprochen. Jeder Bergsteiger sollte die Möglichkeit für einen Gipfelversuch erhalten.

Am folgenden Tag setzte der Sauerstofftransport zwischen den einzelnen Hochlagern ein. Dacher, Lackner und Walter verließen als erste Gruppe das Basislager mit der Absicht, vom Lager IV zum Gipfel vorzustoßen. Zur Absicherung folgten Dr. Zink, unser Sirdar Urkien und ich mit einem Tag Rückstand.

Drei Tage später, am 9. Mai, nach einer kalten, klaren Nacht, queren Dacher, Lackner und Walter vom Lager IV in 7800 m Höhe in die steile Rinne hinein, die durch die Südflanke des Yalung Kang zum Gipfel führt. Anfangs ist die Spurarbeit anstrengend und gefährlich. Weiter oben wird die Rinne felsig und gegen den Gipfelgrat zu auch steiler. Triebschnee bedeckt die Felsen. Um 12 Uhr stehen die Freunde auf dem Gipfel. Sie haben es geschafft.

Der Arzt und ich steigen vom Lager III zum Lager IV auf. Wir wissen nicht, wie es der Gipfelmannschaft ergeht. Falls notwendig, sollte Hilfe möglichst nahe sein. Bereits unterhalb von Lager IV kommen uns Dacher, Lackner und Walter in bester Verfassung entgegen. Wir sind glücklich.

Die Gipfelleute verbringen die Nacht in Lager III. Zink und ich setzen den Weg zum Lager IV fort. Das kleine Zelt steht auf der Mitte eines Bergschrundes. Unmittelbar neben dem Zelt setzt die Gipfelrinne an. Wir schauen den langen Yalunggletscher hinaus. Über den 6745 m hohen Talung Saddle schweift unser Blick nach Sikkim hinein. Die Siebentausender Jannu, Kabru und Talung Peak liegen unter uns. Vom Tale kriecht die Nacht herauf. Morgen wollen wir es wenigstens versuchen . . .

Im Lager II befindet sich die zweite Gipfelmannschaft, und Urkien leitet von hier aus den Sauerstofftransport. Lager I ist von der letzten Gruppe besetzt. Dazu muß aber noch einmal gesagt werden, daß die Reihenfolge keine Wertigkeit ausdrückt, sondern sich ganz einfach so ergeben hat.

Am 12. Mai stehen Baur, Vogler und Wagner auf dem Gipfel, am 13. Mai Mayerl, Sturm, Zintl.

Alle Bergsteiger haben das Ziel erreicht. Zusammenfassend kann man sagen, unser großer Erfolg war nur möglich durch die kameradschaftliche Zusammenarbeit aller Expeditionsteilnehmer, durch die gute Kondition jedes einzelnen, durch die große Erfahrung, die wir mitbrachten, durch den restlosen Einsatz unserer Sherpas und nicht zuletzt durch das Glück, das wir hatten. Wir sind als Freunde ausgezogen, wir sind als engere Freunde zurückgekehrt.

Anschrift des Verfassers:
Siegfried Aeberli
6416 Obsteig Tirol

OeAV-Feldforschungen im afghanischen Pamir

Vorläufiger Bericht über die „Exploration Pamir 75", Österreichisches Forschungsunternehmen 1975 im Wakhan-Pamir/Afghanistan der OeAV-Akademischen Sektion Graz

ROGER S. DE GRANCY

Teilnehmer:

Dipl.-Ing. Roger S. de Grancy (Architektur), Graz, Leiter;
Dipl.-Ing. Robert Kostka (Geodäsie), Graz, stellv. Leiter;
Dr. med. Helmut Eger (Arzt), Reutte;
Dr. med. Gerhard Mayer (Arzt), Graz;
Dipl.-Ing. Heinz Badura (Geodäsie), Schladming;
cand. phil. Manfred Buchroithner (Geologie), Linz;
Dipl.-Ing. Dr. techn. Jürgen Ernst (Geodäsie), Innsbruck;
Dr. phil. Karl Gratzl (Ethnologie), Graz;
cand. phil. Herbert Huss (Biologie), Wartberg, Steiermark;
Dipl.-Ing. Walter Kuschel (Geodäsie/Architektur), Graz;
Ing. Gerhard Moser (Kartographie), Hall in Tirol;
Dipl.-Biologe Moh. Kabir Nauroz (Biologie/Dolmetscher), Bonn-Kabul;
Dr. phil. Gernot Patzelt (Glaziologie), Innsbruck;
cand. ing. Martin Posch (Geodäsie), Innsbruck;
Dr. phil. Walter Raunig (Ethnologie), Zürich.
Weiters gehörten unserem Unternehmen folgende Mitarbeiter an, denen die Teilnahme an der Expedition aus beruflichen bzw. gesundheitlichen Gründen bedauerlicherweise verwehrt blieb:
Prof. Dipl.-Ing. Fritz Ebster (Kartographie), Innsbruck;
Gedeon Kofler (Kaufmann), Innsbruck;
Prim. Dr. med. Willi Bernard (Arzt), Lienz;
Dr. rer. nat. Clas M. Naumann (Biologie), München.

Die Revolution im Sommer 1973 – aus der das Königreich Afghanistan als Republik hervorgehen sollte – schien vorerst alle unsere Pläne und Vorbereitungen zunichte zu machen.

Das Ergebnis unserer Arbeiten im afghanischen Wakhan-Hindukusch aus dem Jahre 1970[1] hatte jedoch offensichtlich Verständnis bewirkt. Wir durften noch einmal aufbrechen, um einem verlockenden Plan zu folgen. So zogen wir durch den ganzen Wakhan, immer entlang dem Hauptkamm des Hohen Hindukusch – zum *Pamir-e-kalan*, dem „Großen Pamir" der dort lebenden Tadschiken und Kirgisen, nahe den Quellen des Amu-Darya.

Vorbemerkungen:

Der Pamir-e-kalan und der *Pamir-e-khurd* („Kleiner Pamir"), die wir in der Folge behelfsmäßig als *Afghanischer Pamir* bezeichnen wollen, können als die südöstlichsten der vielen „Ketten" des Pamir-Hochlandes betrachtet werden. Die Zugehörigkeit zu Afghanistan wurde in derselben russisch-britischen Grenzvereinbarung zu Ende des vorigen Jahrhunderts geregelt, die auch den ganzen, südlich des Amu-Darya liegenden Talabschnitt des Wakhan – von Ishkashim bis Qala-e-Pandja – diesem Lande zusprach.
Die damalige gemeinsame Grenzkommission zog – *„making a frontier"* – zu den Quellen des Oxus, die seit Wood[2] beim Kol-e-Zor Kol (Lake Victoria) zu finden sind. Man folgte also dem nördlichen Quellfluß des Amu-Darya, dem *Darya-e-Pamir*, und glücklicherweise nicht dem südlichen, dem *Wakhan-Darya*. Denn das Gebirge zwischen diesen beiden Flüssen trug bereits vorausschauend den Namen „Kette Nikolaus II." Heute wird dieses Bergland in dem offiziellen afghanischen Kartenwerk 1:100.000 als *Selsela-Koh-e-Wakhan* (etwa: Kette der Wakhan-Berge) bezeichnet; eine nicht sehr entsprechende Namengebung, weil sie nicht dem Sprachgebrauch der Einheimischen entnommen ist. Denn diese bezeichnen jene Berge ausdrücklich als *Pamir-e-kalan* und *Pamir-e-khurd*.[3]
Welches Juwel zentralasiatischer Hochgebirgslandschaft hier dem Lande Afghanistan zugeordnet wurde – und somit Bergsteigern und Forschern aus der politisch westlichen Welt, wenn auch nur selten, so doch zugänglich blieb – sollte erst im Jahre 1971 in vollem Umfang offensichtlich werden. Es ist jener Teil des Pamir-Hochlandes, den Marco Polo mit eigenen Augen auf seinem Weg nach China gesehen und auch den Namen dieser Landschaft dem geographischen Wissen des damaligen Abendlandes einverleibt hat.[4]

Es waren Italiener, die sich entscheidend um eine nähere Kenntnis der Hochregionen des Pamir-e-kalan bemühten. Im Sommer des Jahres 1971 führte C. A. Pinelli (Rom) eine kleine Gruppe in das *Issik-Tal*, benannte und bestieg zum ersten Mal die drei höchsten Erhebungen dieser Berge; den *Koh-e-Pamir* (6286 m), den *Koh-e-Hilal* (6281 m) und den *Koh-e-Marco Polo* (6174 m)[5]. Die Bilder, die sein Kamerad F. Cravino veröffentlichte, zeigen eine einprägsam schöne und interessante Hochgebirgslandschaft[6].

Aber auch wir durften einem Vorbild nachgehen. Es sind die Forschungsexpeditionen der Jahre 1913 und 1928, die der DuOeAV in den Pamir entsandte. Beide unter der Leitung von W. Rickmer Rickmers zeitigten bändefüllende Ergebnisse; unter anderem gelang der geodätisch geführte Nachweis, im Fedschenkogletscher das längste dieser Naturphänomene auf Erden gefunden zu haben. Dieser mächtige Gletscher fließt im Seltau-Pamir (UdSSR), nur etwas mehr als 200 Kilometer von unserem Arbeitslager entfernt.

Die im Jahre 1928 praktizierte kooperative Form verschiedener Forschungen anläßlich *einer* Unternehmung hat auch noch heute – trotz Aerophotogrammetrie und Satellitengeodäsie – Daseinsberechtigung, wenn es gilt, von vornherein ins Detail zu gehen. Die Zweifel verstummten angesichts einer mit pochendem Herzen und schweißnasser Stirn gefundenen kleinen blauen Primel inmitten einer urtümlichen, strengen Gletscherlandschaft. Sie verstummten, wenn in die exakte Beschreibung auch die Schönheit und die Vielfalt der Umgebung und die dort lebenden Menschen einbezogen werden sollte, wie wir dies vorhatten. So mußten wir uns recht oft unter Atemnot und mit müden Knien zur Anwendung menschlichen Forschergeistes auf zwei Beinen bekennen, auch wenn dies bequemer, schneller und großräumiger – was zumindest die Vermessungsarbeiten anbelangt – vom menschlichen Forschergeist auf einer Flug- oder Satellitenbahn bewerkstelligt werden könnte.

Arbeitsprogramm:

Wie im Jahre 1970[7] in den Hindukusch-Tälern am Beginn des Wakhan-Korridors wurde auch in diesem Jahr ein dreigeteiltes Arbeitsprogramm zur Anwendung gebracht, welches hier in Kürze skizziert werden darf. Dieses Programm wurde anhand eines groben, von G. Moser gefertigten Arbeitsreliefs zur Grundlage weiterer Planungen wie Ausrüstung, Verpflegung, Instrumente und für eine möglichst genaue Kostenschätzung des Unternehmens. Arbeitsprogramm und Kalkulation wurden sodann dem Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich, dem Österreichischen Alpenverein, dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung sowie den Ländern Tirol und Steiermark vorgelegt. Mit deren großteils uneingeschränkten Zusagen erhielt unser Programm den Charakter eines Auftrages. Die Arbeiten sollten in sämtlichen Tälern der Kulmination des Pamir-e-kalan angesetzt und den Menschen am Fuße dieser Berge gewidmet werden. Sie sollten folgenden Zielsetzungen nachgehen:

Arbeitsgruppe I: Geodäsie – Kartographie

Kostka, Ernst, Posch, Badura, Moser, Kuschel.
Kartographische und terrestrisch-photogrammetrische Aufnahme in drei Aufnahmegruppen der Täler Issik, Ptukh, Ali Su-West, Ali Su-Ost, Purwakhshan, Wardi, Bay Tibat-West, Bay Tibat-Ost, Tila Bay und im Wakhan. Triangulierung, Höhenmessung, Aufnahme von Ortsbildern für die Arbeitsgruppe III, Aufnahmen für die Arbeitsgruppe II usw.

Arbeitsgruppe II: Geologie – Glaziologie – Biologie

Patzelt, Buchroithner, Huss, Nauroz.
Glaziologische, glazialmorphologische und quartärstratigraphische Arbeiten, geologische Beschreibung nach Möglichkeit aller bereisten Talschaften, botanische und zoologische Aufnahme eines ausgesuchten Tales. Messung von Profilen, Anlegen von Gesteins-, Insekten- und Herbarsammlungen. Mitwirkung an den Arbeiten der Arbeitsgruppe III.

Arbeitsgruppe III: Ethnologie – medizinische Betreuung – Talorganisation

Raunig, Kuschel, Gratzl, Eger, Mayer, Nauroz, de Grancy.
Studium der materiellen Kultur der einheimischen tadschikischen *Wakhi*-Bevölkerung, Aufnahme von Fachfilmen, Musik und Sprache, Anlegen einer ethnologischen Sammlung, Aufnahme von Gebäuden und Siedlungsstrukturen, Felsbildaufnahmen, medizinische Betreuung der

Mannschaft und der Bevölkerung, letztere im Sinne der ethnologischen Aufnahmen, Trägeranwerbung und -bezahlung usw.

Durchführung:

Das Unternehmen verließ Österreich mit drei VW-Bussen, etwa drei Tonnen Gepäck und sechs Teilnehmern am 22. Juni 1975 und erreichte Kabul ziemlich problemlos am 3. Juli über die hinlänglich bekannte Route durch Jugoslawien, Bulgarien, die Türkei und den Iran. Am 10. Juli folgten die übrigen neun Teilnehmer mit dem Flugzeug über Moskau nach.

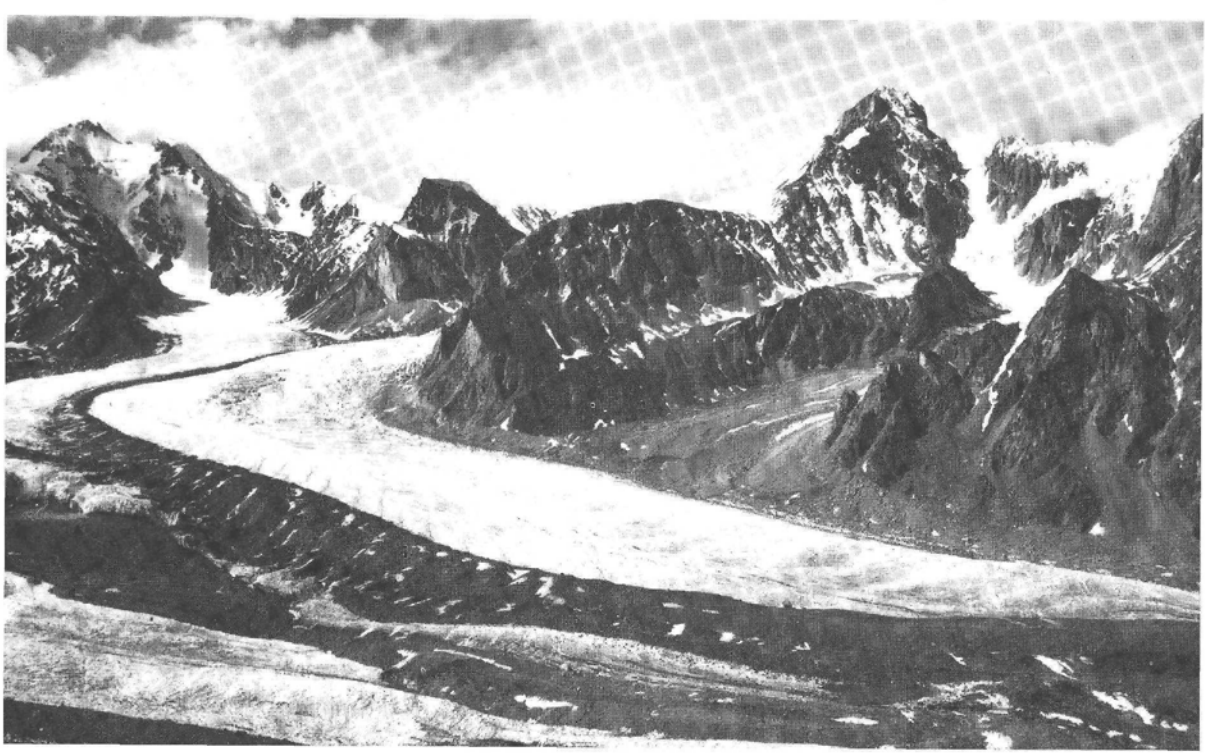
Auf Grund der Erfahrungen aus dem Jahre 1970 wurde der Weitertransport des Gepäcks und der Mannschaft nicht mit den eigenen Fahrzeugen, sondern mit einem in Kabul angeworbenen Lkw samt Fahrer geplant. Diese Maßnahme erwies sich als richtig, zumal sich die Wegstrecke ab Khanabad über Faizabad und Ishkashim nach *Qala-e-Pandja* – dem Ende der befahrbaren Straße – als in noch schlechterem Zustand als vor fünf Jahren herausstellte. Die Anfahrt über einsturzgefährdete Brücken, tiefe Wasserfurten, Flugsandpassagen und Straßeneinrisse war ein Abenteuer für sich und das Schicksal der Expedition lag weitgehend in den Händen unseres afghanischen Fahrers Ahmadullah, der sich dieser Aufgabe mit Geduld und Zähigkeit entledigte.

Von Qala-e-Pandja aus konnte die Talbass *Ptukh* in etwa 80 Kilometer Entfernung nur mehr zu Fuß und mit Tragtieren in einem dreieinhalbtägigen Marsch erreicht werden, wo wir am 27. Juli endlich einlangten.

Von Ptukh (3300 m) aus teilte sich die Mannschaft in vorerst zwei große Gruppen, die mit der erforderlichen Anzahl von Trägern in das weiträumige *Issik-Tal* und in das kleinere *Ptukh-Tal* aufbrachen. Vom Issik-Tal aus wurde erstmals ein Übergang in das *Ali Su-West-Tal* durchgeführt und von dort auch das *Ali Su-Ost-Tal* für eine Aufnahme begangen. Ein ähnlicher, erstmaliger Übergang gelang auch aus dem Ptukh-Tal in das *Tila Bay-Tal*, welches für eine Aufnahme jedoch nicht mehr in Frage kommen sollte.

Im Zuge dieser Bewegungen wurde mit großen Anstrengungen vornehmlich dem geodätisch-kartographischen Programm nachgegangen, das Aufnahmestandpunkte in Höhen bis zu 6000 Meter erforderte. All diese Unter-

Meßbildausschnitt: Issik-Tal mit den beiden höchsten Erhebungen des Pamir-e-Kalan, Koh-e-Hilal (6281 m), links, und Koh-e-Pamir (6286 m), rechts *Exploration 75 – Kostka*



nehmungen waren bis Mitte August von günstigem Wetter begleitet, das jedoch nach diesem Zeitpunkt überraschenderweise langanhaltend und ziemlich programmgefährdend sich zum Schlechteren wendete. Am 14. August fand sich die gesamte Mannschaft wieder in der Talbasis Ptukh ein. Hier mußten wir uns von fünf unserer Kameraden verabschieden, deren abgelaufener Urlaub die Heimreise erforderte.
Um weitere Täler aufzunehmen, wurde jetzt die gesamte Talbasis der Expedition von Ptukh nach Westen bis *Rawcun* (3200 m) verlegt. Von hier ging ein Teil der verbliebenen Mannschaft in das *Purwakhshan-Tal.* Die Arbeiten in diesem Tal fielen jedoch bald ergiebigen Schneefällen zum Opfer. Ein weiterer Teil der Mannschaft wanderte von Rawcun aus entlang dem südlichen Ufer des Wakhan-Darya nach Osten, um die im Norden liegenden Talausgänge und die dort liegenden Ansiedlungen aufzunehmen. Aber auch diese Arbeiten hatten unter dem ungünstigen Wetter zu leiden.
Schließlich lief die Zeit für das gesamte Unternehmen ab, da die Ankunft unseres LKW-Fahrers aus Kabul vereinbart war. Am 1. September verließen wir Rawcun, erreichten Kabul am 8. und Österreich am 30. September 1975.
An dieser Stelle bitten wir um Verständnis für die starke Raffung dieses Berichtes. Bei der vorgegebenen Kürze ist es nicht möglich, mehr an Reiseeindrücken zu schildern. Dies soll jedoch in einer später beschriebenen Form geschehen.
Trotz der vielen Widrigkeiten konnte eine Vielzahl, bestimmt der Großteil, aller geplanten Arbeiten durchgeführt werden. Vielleicht können einige Zahlen über diesen Umfang Aufschluß geben:
So konnten unsere drei Geodätenteams mit ihren Theodoliten und Phototheodoliten etwa 90 photogrammetrische Standpunkte und 750 Meßbilder aufnehmen. Diese Aufnahmen wurden in Höhen zwischen 3200 und fast 6000 Meter durchgeführt. Die Aufnahmefläche beträgt etwa 500 Quadratkilometer.
Die geologische Aufnahme wurde über ein beinahe gleich großes Gebiet geführt. Diese Arbeit erbrachte 62 Gesteinsproben aus vier festgestellten geologischen Einheiten.
Der Biologe ging seiner Arbeit in Höhen bis zu 5000 Meter nach und brachte eine zirka 600 Pflanzenbelege und etwa ebenso viele Insektenexemplare zählende Sammlung nach Österreich.
Der Glaziologe mußte vorwiegend bei den geodätischen Arbeiten aushelfen, konnte trotz dieser zusätzlichen Belastungen noch zahlreiche Untersuchungen an Gletschern, Geschwindigkeits- und Abschmelzmessungen durchführen.
Das völkerkundliche Programm endete mit der Aufnahme von drei Fachfilmen, einer über 400 Objekte zählenden ethnographischen Sammlung, Tonbandaufnahmen, dokumentarischen Fotos und der Aufnahme von 20 Gebäuden und Ruinen.
Als wohl überraschendstes Ergebnis unseres Unternehmens dürfen die Entdeckungen von Felsbildern in über 4500 Meter Höhe gelten, die allesamt fotografisch dokumentiert wurden. Hauptsächlich handelt es sich um die Darstellung von Jagdszenen mit Pfeil und Bogen, zu Fuß oder zu Pferd, auf heute noch lebende Großsäuger, wie Steinböcke und Wildschafe.
Dem alpinistisch interessierten Leser kann berichtet werden, daß neben all diesen Arbeiten die Besteigung des Koh-e-Marco Polo (6174 m), des P. 6040, des P. 6110 sowie die Erstbesteigungen des P. 6101 und des P. 5881, der höchsten Erhebung des Ptukh-Tales, gelang.

Auswertung:

Die große moralische Anforderung eines solchen Unternehmens liegt in dem Umstand, daß sich die Expeditionsteilnehmer nach einer jahrelangen gemeinsamen Vorbereitung und dem engen Zusammenleben während der Expedition noch weitere Jahre den gemeinsamen Auswertungen widmen müssen.
So ergeben die vielen photogrammetrischen Aufnahmen heute die Möglichkeit, elf verschiedene thematische Karten und Pläne zu erarbeiten und herauszubringen. Darunter u. a. topographische und geologische Karten, Gletscher- und Siedlungspläne, ja sogar Schichtenpläne von auf Gesteinsblöcken gefundenen Felsbildern.
Die Anwendung einer geodätischen Polaraufnahme wird die optimale Wiedergabe eines ausgesuchten Hauses in der Ortschaft Ptukh möglich machen.
Aus einem mitgebrachten Torfprofil und aus den Mauern von (historisch noch nicht datierten) Ruinen genommenen organischen Substanzen können über Radiokarbondatierungen Rückschlüsse auf die heute noch sehr unklare Besiedlungsgeschichte dieses Raumes möglich werden.

Die nach Österreich gebrachten Ethnographica werden sinnvollerweise Völkerkundemuseen zur weiteren Bearbeitung und Aufbewahrung zur Verfügung gestellt werden und sollen den Einblick in die materielle Kultur der Pamir-Tadschiken erweitern.

Ähnlich wird mit den mitgebrachten Sammlungen an Pflanzenbelegen und Insekten verfahren werden. Dasselbe gilt für die Gesteinssammlungen.

Über all diese Teilbereiche wird von den jeweiligen Mitarbeitern und Teilnehmern in Fachpublikationen berichtet werden. Besonders in dem AFGHANISTAN JOURNAL, einer viermal jährlich in Graz erscheinenden Zeitschrift, die sich insbesondere mit wissenschaftlichen Arbeiten in und über Afghanistan beschäftigt.

Um jedoch ein Gesamtbild des Unternehmens, über dessen Erfahrungen und Ergebnisse, zu erhalten, sind die Teilnehmer bereits daran, ein Buch zu verfassen, das den offiziellen Bericht darstellen wird. Denn nur ein solches Gemeinschaftswerk kann vor Augen führen, wie lohnend es ist, wenn ein Völkerkundler beispielsweise bei der Erfassung der Nutzpflanzen der Einheimischen sich der gleichzeitigen Mitarbeit eines Botanikers und eines Geologen versichern kann; oder wenn Botaniker, Geologe und Meteorologe gemeinsam einen pflanzlichen Lebensbereich beschreiben; oder wenn Geodäten neben ihrer Geländearbeit Messungen für die Glaziologen, den Geologen und den Botaniker durchführen und ihre Möglichkeiten auch Hausaufnahmen zur Verfügung stellen. Hier wird auch in Bild und Wort beschrieben werden können, wie ein „Rasttag" auf dem Gipfel eines Sechstausenders gut tut.

Dem Buch werden die wichtigsten der von der Expedition erarbeiteten Karten – wohl die sichtbarsten Ergebnisse des Unternehmens – beigelegt werden und so das derzeit relativ beste und genaueste Abbild dieses Kleinods zentralasiatischer Hochgebirgslandschaft, des *Afghanischen Pamir*, seiner Berge und Gletscher, seiner Menschenansiedlungen und seiner Lebensbedingungen vermitteln können.

Anschrift des Verfassers:
Reg.-Baurat Dipl.-Ing. Roger S. de Grancy
Kopernikusgasse 21
8010 Graz

Quellenhinweise:
entsprechend der Ziffern im Text

1 Gratzl, K.: „HINDUKUSCH" – Österreichische Forschungsexpedition in den Wakhan 1970, 2. Auflage, Graz 1973.
2 Wood, J.: „A Journey to the Source of the River Oxus", London 1872, Nachdruck 1971.
3 Naumann, C.: „Pamir und Wakhan" in AFGH. JOURNAL, Jg. 1, Heft 4, Akad. Druck- u. Verlagsanstalt Graz 1974.
4 Marco Polo, „The Travels of . . ., Evermyn's Library, London-New York 1967.
5 Pinelli, C. A.: „Esploratori e Alpinisti Italiani" in IL VELTRO, Rivista della Civiltà Italiana, Soc. Dante Alighieri, Jg. XVI, Bd. 5–6, pp. 541 bis 548.
6 Cravino, F.: „Alla Conquista del Piccolo Pamir" in ENI, Heft 9, pp. 1–12, Rom 1971.
7 Grancy, R. S. de: „Phototheodoliten am Koh-e-Keshnikhan". Vorl. Bericht über die „Exploration 70" im JB des AV, Innsbruck 1971, Bd. 96, pp. 165–172.

Nuptse-Expedition der königlich-britischen und der königlich-nepalesischen Armee 1975

MAJOR JON FLEMING

Nachdem der britische Armee-Bergsteigerverein (AMA) Anfang 1970 die Annapurna erfolgreich bestiegen hatte, beschlossen wir im Herbst desselben Jahres eine Expedition auf den Mount Everest zu unternehmen, der bei einer Höhe von 8848 m der höchste Berg der Erde ist. In der zweiten Hälfte 1972 hörten wir von den nepalesischen Behörden, daß man uns die Vor-Monsun-Saison (Frühjahr) 1976 für unseren Versuch zugeteilt hatte. Wir hatten also drei Jahre Zeit, um uns auf dieses Unternehmen vorzubereiten. Im Jahre 1973 führte ich eine Expedition nach dem indischen Himalaya, bei der wir mindestens elf Gipfel in Höhen von 6300 m bestiegen haben. Im Jahre 1974 trainierte die für die Everest-Expedition ausgesuchte Mannschaft einen Monat lang in den europäischen Alpen. 1975 machten wir eine große Expedition zum Nuptse, der bei einer Höhe von 7755 m, der niedrigste von den drei Hauptgipfeln des Everest-Massivs ist. Er ist nur einmal früher bestiegen worden, und zwar von einer britischen Bergsteigergruppe im Jahre 1961. Der Aufstieg ging damals über den Mittelgrat der Südflanke, und wir wollten derselben Route folgen. Ich führte eine Gruppe von 24 Mann, die dem AMA angehörten und aus allen Heeresabteilungen und Dienstgraden stammten; je ein Mitglied von unseren Schwester-Bergsteigervereinen der königlichen Marine (Royal Navy) und der königlichen Luftwaffe (Royal Airforce); drei Angehörige des Gurkhaverbandes der britischen Armee und drei Angehörige der königlich-nepalesischen Armee. Es war also ein gemeinsames Unternehmen der britischen und der nepalesischen Armee. Wir wurden von einer Gurkha-Verwaltungsgruppe von sieben Mann unterstützt, sowie von drei Hochgebirgssherpas. Hundertfünfzig Gepäckträger trugen die Vorräte, Lebensmittel und Brennstoffe, im Staffellauf bis zum Basislager.

Mitte März 1975, kurz nach der Krönung seiner Majestät, König Birenda von Nepal, versammelte sich die ganze Mannschaft in der überraschend sauberen Stadt Kathmandu. Die Vorhut war schon unterwegs nach den Bergen, und ein Teil der Riesenmenge an Vorräten, Lebensmitteln und Brennstoffen, war schon zum kleinen Fluglandeplatz von Lukla geflogen worden. Von dort aus sollte es von Gepäckträgern und Yaks in sechs Tagen zu unserem Akklimatisierungslager in Dingboche, 4305 m hoch, getragen werden. Wir begannen unseren Anmarsch am 15. März und fuhren bis Lamosangu, einem kleinen Dorf, 750 m hoch und 80 km östlich von Kathmandu. Die nächsten 13 Tage boten uns die herrlichsten Landschaftsansichten, die wir je im Leben gesehen hatten. Wir wurden alle auf eine brutalharte, aber nicht immer unangenehme Art und Weise, recht zäh. Die Vogelkenner unter uns verbrachten viele herrliche Stunden in der Beobachtung aller Arten von exotischen Vögeln, die schimmernd blau, scharlachrot und leuchtend gelb durch die Bäume flitzten. Die Botaniker waren von der Pflanzenwelt ganz begeistert und bewunderten die prächtigen roten Blüten des Rhododendrons, das Zartrosa des süßduftenden Seidelbasts, die großen gelblichweißen Blumen der Magnolienbäume, die in diesen Wäldern wild wachsen. Jeder Paß war etwas höher als der vorhergehende, sodaß wir uns langsam und gründlich akklimatisieren konnten. Wir wurden jeden Morgen um dreiviertel sechs von einem lächelnden Träger mit der Begrüßung „chia (Tee), Sahib", geweckt. Die Frühstücksversorger waren immer zuerst auf, um in der Nähe Wasser zur Bereitung des Frühstücks zu finden. Wir anderen brachen das Lager ab und waren um 6.15 Uhr wieder unterwegs. Es war zu dieser Stunde noch schön kühl, aber gegen 9 Uhr merkte man schon die steigende Hitze und auch unsere knurrenden Mägen. Wie ein Wunder erschienen immer die Frühstücksversorger gerade zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle und setzten uns eine riesige Mahlzeit vor, die wir einnahmen unter den Augen der uns neugierig beobachtenden Dorfbewohner, einige ganz offen, andere aus der Verborgenheit ihrer Holzhäuser. Gestärkt setzten wir unseren Weg fort bis Mitte des Nachmittags, und machten dann für die Nacht Halt. Das Lager wurde sehr schnell aufgeschlagen und eine große Mahlzeit aus Heeresrationen bereitet, gestreckt mit einheimischen Gemüsen, Reis und Curry.

Nachher rauchten wir friedlich eine gute Pfeife, tranken gallonenweise Tee und um 20.30

Uhr lagen wir tiefschlafend in unseren Betten. Eine gesunde und kräftigende Vorbereitung zur Expedition. In Namche Bazaar, Hauptstadt des Sherpalandes, in welchem das Everest-Massiv sich erhebt, holten wir unsere Post ab und zeigten auf der Polizei unsere Zulassungspapiere vor. Wir arrangierten auch unsere Funkverbindung, die behördlich vorgeschrieben, über die Polizeistelle zum Außenministerium (MFA) in Kathmandu laufen muß, und von dort weitergeleitet wird. Wir erreichten Dingboche am Karfreitag, stärker, gesünder und reich an Erfahrung. Wir hatten vor, auf dieser Höhe eine Woche zu bleiben, bevor wir zu dem Basislager auf dem Nuptse-Gletscher, 5118 m hoch, weitermarschierten. Wir brachten unsere Lagervorräte, die nun alle nachgekommen waren, in Ordnung, bestiegen eine kleine Bergspitze, 6090 m hoch, und entdeckten die Umgebung. Auf diese Weise gewöhnten wir uns an das Klima, die Lage und die Höhe. Außerdem retteten wir den Arzt der italienischen Expedition auf der Südflanke vom Lhotse von deren Basislager, 5400 m hoch, wo er an einem Lungenödem erkrankt war. Wir haben auch zwei Sherpas von der japanischen Frauenexpedition auf dem Everest medizinische Hilfe geleistet, die sich wegen einer japanischen Dame geschlagen hatten.

Ende März war unser Basislager fertig. Wir schlugen es auf der Westseite des Nuptse-Gletschers auf, in der Nähe eines großen Sees, der noch mit einer 15 cm dicken Eisdecke zugefroren war, sodaß wir ein Loch ins Eis schneiden mußten, um Wasser zu bekommen. Der Riesenberg an Vorräten sowie die kleinen, orangefarbenen Zweimannzelte wurden von den emporragenden Spitzen, die uns an allen Seiten umringten, ganz überschattet. Der Weg zum Lager I folgte für 3 km über Seitenmoränen. Dann trat er auf die chaotische, zum Beinebrechen glatte, mit Felsblöcken überstreute Zunge des Nuptse-Gletschers über, unter der unermeßlich weiten und steilen Südflanke des Berges. Wir schlugen das Lager auf einem kleinen Seitengletscher auf, eng am Mittelgrat, der nun das schwierigste Problem des ganzen Aufstieges darstellen dürfte. Um auf diesen Grat zu kommen, mußten wir einen sehr steilen Schneehang besteigen, der später zu einem Eisfeld wurde. Auf diesem Hang wurden Seile befestigt, um den Gepäckträgern den Weg leichter zu machen, sodaß sie in Sicherheit mit ihren schweren Lasten von Lebensmitteln, Brennstoffen und Ausrüstung klettern konnten. Wir benützten hier Jumar-Steigbügel, die am Seil entlanggleiten, beim geringsten Druck nach unten aber von einer Art Sperrklinke festgehalten werden. Dadurch wird das ständige Rückwärtsgleiten des Jumars und des Kletterers verhindert. Lager II wurde bei 5700 m aufgeschlagen, unmittelbar unter einem riesigen Felsblock, welchen wir die Bischofsmütze nannten. Es war eine kleine, ebene Plattform, gerade groß genug für drei Zelte. Als die technischen Schwierigkeiten der Route sich vermehrten, kamen wir viel langsamer vorwärts. Schwierig war es auch, genügend flache Stellen für unser Zeltlager zu finden. Bis 14. April aber war Lager III von den vier führenden Bergsteigern in Höhe von 5940 m angelegt. Es war ein windiger Vorsprung, kaum groß genug für die zwei Zelte, die wir dort aufgeschlagen hatten. Auf drei Seiten stürzte der Berg Tausende von Metern bis unten auf die Gletscher ab. Auf der vierten Seite stieg steil der Grat hinaus. Das war kein Platz für einen Schlafwandler: Der Grat stellte nun ein fantastisches Bild dar; er war voller Zacken und durchsetzt von zusammengestürzten Eistürmen (seracs). Die richtige Route zu finden wurde immer schwieriger. Manchmal waren wir auf dem Bergkamm und manchmal 20 m unter dem Kamm – einige Male mußten wir sogar durch Eistunnel gehen, um von einer Seite auf die andere zu kommen. Keiner von uns hatte je Ähnliches erlebt. Wir mußten unsere Steigeisen die ganze Zeit anbehalten. An einigen Tagen war es sehr heiß, an anderen heulte trotz Sonnenschein ein ständiger Westwind, der das Tragen von warmer, winddichter Kleidung unbedingt notwendig machte. Fast jeden Mittag stiegen die Wolken vom Tal bis zu uns hinauf, und wir kletterten dann in dichtem Nebel und manchmal in wirbelndem Schnee. Trotzdem hatten wir bis zum 27. April die ganze Länge des Grates erkämpft und schlugen Lager IV bei 6300 m auf, wo der Grat in die riesige Südflanke des Nuptse anstößt.

Die Route nach Lager V ging über eine steile Schnee- und Eisflanke, dann einen steilen und schwierigen Quergang entlang bis zu einer offenen Spalte, in der wir die Zelte bei einer Höhe von 6705 m aufschlugen. Der letzte Teil dieses Abschnittes wurde durch Steinschlag von oben so sehr bedroht, daß wir dieses Lager aus Sicherheitsgründen später umsiedeln mußten. Wir konnten drei Zelte im Lager V aufschlagen,

und weil sie sich in einer Spalte befanden, hofften wir, daß wir vor Lawinen und Steinschlag ziemlich sicher sein würden. Das letzte Hindernis lag nun vor uns – das Felsband. Dieses lag 300 m höher, von unten gesehen war kein Zustieg sichtbar. Von Lager V aus aber konnten wir einen durchsteigbaren Weg sehen und diesen haben wir auch genommen. Er war steil und technisch schwierig. Der Felsen war an verschiedenen Stellen ganz vereist. An einigen kritischen Stellen fanden wir hier noch das fixe rote Seil der Expedition von 1961. Wir schlugen das Lager VI, 7005 m hoch, am 5. Mai auf dem Felsband auf. Wir mußten es in der Bergseite eingraben. Es lag am Anfang der 3 km langen Traverse nach Lager VII. Am 7. Mai machten die vier führenden Bergsteiger, einschließlich des führenden Gipfelpaares, Major Owens und Hauptmann Summerton, den Weg nach Lager VII. Die Route lief einem langen, ausgesetzten, fast horizontalen Quergang entlang. Es war ein ausgezeichnetes Beispiel guten Routenerkundens und sehr aufregend zu sehen, wie die vier winzigen Punkte den weißen Hintergrund entlangkrochen, wie Fliegen einer weißen Wand. Um 18 Uhr am selben Tag hatten sie Lager VII in einer Höhe von 7050 m aufgestellt und belegt. Dies sollte das letzte Lager vor dem Gipfel sein, es lag an der Mündung zur letzten Rinne des Berges. Alles ist tadellos verlaufen, und nun standen wir an der Schwelle des Erfolges, mit genügend Vorräten, Proviant und Brennstoff in den errichteten Lagern, um mindestens vier Versuche eines Sturmes zum Gipfel durchhalten zu können. Das Wetter versprach gut zu bleiben.

Um 7.15 Uhr am 9. Mai verließen Owens und Summerton Lager VII, um einen ersten Versuch zu machen, den Gipfel zu erobern. Hauptmann Agnew und Subedar Krishna (königlich-nepalesische Armee) blieben zur Unterstützung im Lager zurück. Die zwei Bergsteiger kamen gut vorwärts, einer hinter dem anderen die Rinne hinauf. Die Umstände waren ganz anders als 1961. Damals mußten die Bergsteiger Eisstufen die ganze Rinne hinauf aushacken. Diesmal war die Rinne voll Schnee und daher kamen sie leichter und schneller vorwärts. In der Zwischenzeit beschäftigten sich alle, die weiter unten geblieben waren, mit der Versorgung der verschiedenen Lager.

Owens und Summerton müssen gegen 10 Uhr verunglückt sein. Im Standlager merkte man plötzlich, daß die Rinne leer war. Diejenigen, die zu dieser Zeit zwischen Lager III und Lager IV stiegen, haben Steinschlag zu ihrer linken Seite gesehen; sie haben auch einen Rucksack fallen sehen sowie eine orangefarbene Plastiktüte. Diese Unfallmeldung an mich konnten sie erst um 16.30 Uhr bei unserer täglichen Funkverbindung mitteilen. Selbst da hatten wir immer noch Hoffnung und lehnten das Schlimmste noch ab. Den ganzen Abend warteten wir umsonst auf eine Sichtung des fehlenden Paares. Schlechtwetter brach ein und es fing an zu schneien. Wir verbrachten alle eine schlaflose Nacht – zwei Bergsteiger könnten doch unmöglich auf diese Weise einfach verschwinden? Sie hatten doch den Tirich Mir im Jahre 1969 bestiegen, die Annapurna 1970 und den Indrasan 1973. Wir suchten nach Gründen, warum sie nicht zurückgekommen waren. Am nächsten Tag schickte ich Agnew und Krishna die Rinne hinauf, um sie zu suchen. Sie kamen ohne Ergebnis zurück, keine Nachricht, kein Lebenszeichen. Krishna war etwas behindert, weil er am Tag vorher von einem fallenden Felsstück am Kopf getroffen worden war. Wir haben Kathmandu gebeten, uns einen Hubschrauber zu schicken, und er kam auch früh am Morgen des 11. Mai an.

Mein Stellvertreter, Oberstleutnant Peacock, der im Basislager geblieben war, während ich weiter oben war, ging nach den Verunglückten suchen, geführt von denen, die zwei Tage vorher den Steinschlag gesehen hatten. Er fand die beiden am Bergfuß, in einem Schrund des Nuptse-Gletscherkopfes. Sie lagen so, daß es unmöglich war, sie zu bergen. Sie wurden bald von weiteren Schneefällen begraben. Von dieser Tragödie noch erschüttert, beschlossen wir, daß sie nicht umsonst gestorben sein sollten. Sie sind prachtvolle Menschen gewesen – erfahrene, sichere, gewissenhafte Bergsteiger. Von uns allen hatten sie die meiste Erfahrung. Sie hatten die schwierigsten Stellen überstanden; sie waren so nahe der Spitze und dem Gipfelerfolg. Wir wollten noch einen Versuch machen. Ich wechselte die Mannschaft im Lager VII und setzte vier frische Männer ein. Der neue Start wurde für den 12. Mai festgesetzt. Diesmal sollten Leutnant Brister, Jäger Pasang Tamang (Gurkha), Feldwebel Stokes und Unteroffizier Lane den Gipfel besteigen. Aber der 12. Mai dämmerte dunkel und stürmisch; viel Schnee war in der Nacht gefallen und die Zustände waren ungünstig. Wir verschoben auf den nächsten

Tag. Aber als der 13. dämmerte, war es noch schlimmer und schon um 7 Uhr fing es an zu schneien. An diesem Abend gab ich den Befehl, den Berg bis zum Basislager herab zu räumen. Es war meine Absicht, die ganze Mannschaft drei Tage lang im Basislager ausruhen zu lassen, um dann, wenn das Wetter aufklarte, den Aufstieg neu zu beginnen, indem wir alle zurückgelassenen Lager wieder benützen würden. Die Räumung fing am 14. Mai an. Es herrschten fürchterliche Wetterzustände – tiefer Pulverschnee, starker Wind und viel Schneeverwehung. Brister, Pasang, Stokes und Lane verließen Lager VII, um den Quergang zurück zu Lager VI zu machen. Als sie das Lager erreichten, merkten Stokes und Lane, daß nur ein Zelt noch stand. Sie sind daraufhin weiter nach Lager V vorgedrungen und haben das Zelt für Bristow und Pasang, die hinter ihnen waren, zurückgelassen. Aber diese zwei sind nie angekommen. Das Wetter verschlechterte sich gegen Mittag. Stokes und Lane haben die anderen zwei gegen 16.30 Uhr ganz kurz noch gesehen und ein kurzes Gespräch über ihren Fortschritt geführt. Seither sind sie nie wieder gesehen worden. Sie müssen von dem Quergang abgestürzt sein. Wir baten wieder um den Hubschrauber. Peacock ist noch einmal auf die Suche nach den Leichen gegangen. Er fand eine auf der Bergwand und die andere in einer Spalte gerade unter dem Felsband. Es war auch in diesem Fall aus Sicherheitsgründen nicht möglich, die Leichen zu bergen, selbst wenn es möglich gewesen wäre, dorthin zu Fuß zu kommen, was sehr zweifelhaft war. Diese Doppeltragödie gerade im Augenblick des Erfolges, zusammen mit der Wetterverschlechterung, hat uns gezwungen, den Aufstieg aufzugeben. Schockiert stiegen wir noch einmal bergan, um soviel wie möglich von unserer Ausrüstung zu retten. Wir bauten einen großen Steinmann zur Ehre unserer gefallenen Kameraden und hielten eine schlichte, tief rührende Trauerfeier. Am 20. Mai verließen wir das Basislager.

Trotz unserer tragischen Verluste, trotz der Tatsache, daß wir den Gipfel nicht erobert haben, glauben wir nicht, daß die Expedition ganz erfolglos war. Wir brauchen uns nicht zu schämen. Wir haben sehr viel praktische Erfahrung gehabt und vieles dazugelernt, was wir bei unserem nächsten Versuch zum Everest 1976 anwenden können. Wir haben unsere Sherpas, die Gepäckträger und die Behörden in Kathmandu kennengelernt. Wir erlebten den Zauber des Bergsteigens in den Höhen des Himalaya. Wir verstehen, weshalb Menschen immer wieder nach dort zurückgezogen werden. Auch wir werden zurückkehren; um den höchsten Berg der Erde zu besteigen, zum Gedenken an unsere vier toten Kameraden, trotz körperlicher Anstrengung, Durst, harter Arbeit, Atemlosigkeit, Kälte und Sturm. Wir werden zurückkommen, weil der Everest uns lockt. Es lockt auch das herrliche Panorama, die Kameradschaft und der Siegeswille. Wenn der Mensch aufhört zu wagen, ganz gleich aus welchen Gründen, hört er auf Mensch zu sein.

Der Britische Armee-Bergsteigerverein (The British Army Mountaineering Association – AMA) ist ein freiwilliger Sportverein mit ungefähr 400 Mitgliedern, die allen Abteilungen und Dienstgraden der britischen Armee entstammen.

Seine Tätigkeiten sind rein sportlich und ganz getrennt von militärischen Übungen für Gebirgstruppen. Die AMA-Expeditionen werden nicht von der britischen Armee finanziert, sondern hauptsächlich von den Vereinsmitgliedern selbst oder deren Familien. Natürlich werden die Kosten von Verpflegung, Ausrüstung und Transport durch Lieferungen aus militärischen Vorräten und durch militärische Dienstleistungen etwas reduziert, sowie durch finanzielle Zuwendungen zuständiger Organisationen, z. B. der Everest-Foundation.

Major Jon Fleming ist seit vielen Jahren Mitglied der U.K. Sektion des OeAV und hat viele britische Soldaten mit den Freuden des Bergsteigens in den Alpen bekanntgemacht. Im Jahre 1974 haben die für Nuptse und Everest ausgesuchten Bergsteigermannschaften in den Alpen trainiert, und im gleichen Jahr sind 16 nepalesische Gurkhas mit fast unaussprechbaren Namen – z. B. Khagendrabahadur Limbu – dem OeAV beigetreten. Drei der vier Männer, die auf so tragische Weise so kurz vor dem Erfolg am Nuptse verunglückt sind, waren OeAV-Mitglieder.

Anschrift des Verfassers:
Major Jon Fleming
The Austrian Alpine Club (Österr. Alpenverein)
United Kingdom Branch
Wings House, Brigde Road East
Welwyn Garden City, Herts. AL 71 JS
England

Bergsteigerkost

INES KOCH

Die schimmernden Eisdome des Himalaya zu erreichen, bedeutet Gottnähe für den Hindu. Denn seine „Heilige Schrift" sagt ihm seit Jahrtausenden: „Nicht nur die Sicht, schon der Gedanke an den Himalaya übersteigt an Verdienst alle Verehrung im heiligen Benares. Wie die Morgensonne den Tau, so löscht das Bild der Berge der Menschen Mängel" (nach G. Neureuther).

Aber auch für uns ist der Berg ein Heiligtum, dem wir uns mit Ehrfurcht, Angst und Zögern nähern. Wir setzen alle unsere Kräfte ein, um die Gefahren und Mühen zu meistern, die uns der Gipfelsieg abverlangt. Und droben endlich ist man dann demütig, stolz und frei, dem Himmel näher! Denn der Bergsteiger ist ein Idealist, der sich für sein ideelles Ziel einsetzt! Das ist wohl auch der Grund, weshalb das Bergsteigen solange gar nicht als „Sport" im gängigen Sinne angesehen und durchforscht wurde. Erst in der allerjüngsten Zeit zählt die moderne Sportmedizin das Bergsteigen zu ihren Disziplinen und reiht es ein als „Ausdauer-Sportart mit erheblichem Krafteinsatz". Zudem braucht der Bergsteiger noch „Willens-Spannkraft", da er ja seine Leistung langfristig geben muß.

So gelten natürlich auch für diesen ganz jungen „Sport" die neuen und neuesten Erfahrungen und Forschungsergebnisse der Sportmedizin. Man weiß heute sehr genau, daß die Beziehung zwischen sportlicher Leistungsfähigkeit und Ernährung direkt und vital ist: eine funktionsgerechte Kost ist entscheidend wichtig, denn sie ermöglicht ja die optimale Leistung. Beim Sportler zeigen sich daher auch Schäden durch eine falsche Ernährung sehr rasch und sehr dramatisch, oft sogar tragisch-eindringlich. Eine Verdauungsstörung, hervorgerufen durch einen Diätfehler, kann in ein paar Stunden eine Bestform, die durch monatelanges Training aufgebaut wurde, vernichten. Aus diesem Grund wird der folgende Bericht die Ernährung des Bergsteigers etwas genauer ausleuchten.

Nahrungsaufnahme ist Energieaufnahme, eingebracht von den energiereichen Nährstoffen, die dann, umgewandelt und umgebaut, dem Körper die Kräfte bringen, die er benötigt. Das bedeutet:

Der Mensch *muß* sich ernähren, denn der Mensch muß in jedem Lebensalter dadurch

1. seinen Energiebedarf decken, um leben und überleben zu können und seine Arbeiten zu leisten,
2. den täglichen Verschleiß seiner Körpersubstanz ersetzen,
3. das eigene Wachstum ermöglichen und gelegentlich
4. fremdes, neues Wachstum in der Schwangerschaft ausreichend sichern (von Natur aus begrenzt!).

Alle diese Forderungen kann nur ein optimal funktionierender Stoffwechsel klaglos erfüllen. Der Stoffwechsel ist ein Charakteristikum des Lebens: Stoffwechsel ist Leben, Leben ist Stoffwechsel! Wo kein Stoffwechsel ist, ist ja nur totes Material!

Gesamtumsatz des Stoffwechsels	=	Grundumsatz + Leistungszuwachs
Grundumsatz	=	Basisrate des Stoffwechsels für die Erhaltung des Lebens, für die Bereitschaft zur Leistung aller Körperzellen.
Leistungszuwachs	=	Zuwachsrate des Stoffwechsels durch die Leistung.

Wir brauchen dafür aber auch lebenswichtig zur Nahrung Sauerstoff, um mit ihm dann durch Oxydationen die lebensnotwendigen Energien zu bekommen. Anders formuliert heißt das: Oxydation ist Sauerstoffaufnahme, Sauerstoffaufnahme ist Verbrennung: daher arbeitet der Körper im Stoffwechsel mit Verbrennungen. Allerdings nicht mit „flammenden" Verbrennungen, sondern mit gestuften, von Fermenten gesteuerten Reaktionen, bei denen nur die Körperkern-Temperatur von etwa 37 Grad Celsius erreicht und gehalten werden soll. (Deshalb hat man auch nicht unlogisch die Kalorien als Maßeinheit genommen. Allerdings werden in absehbarer Zeit alle Werte auf Joule umgenormt: auf 1 Kilokalorie = 4,1868 Kilo-Joule: 1 kcal = 4,2 KJ.) Dieser Basisbedarf ist gut bekannt und am leichtesten nach der alten, durch zahllose Stoffwechseluntersuchungen gefundenen, „Gewichtsformel" zu berechnen: 1 kilocal pro kg Körpergewicht und Stunde.

Gipfelsieg am Yalung Kang, 8438 m (OeAV-DAV-Kantsch-Expedition 1975) *H. Wagner*

Diese Bestimmung ergibt für einen 70 kg schweren, jungen Mann als Basisrate des Stoffwechsels pro 24 Stunden den Mittelwert von 1680 kcal.
Abhängig ist dieser berühmt-berüchtigte Grundumsatz von Alter (je älter, desto weniger, „je älter, je kälter!"),

Geschlecht
Körpergröße — heute zusammengefaßt
Körpergewicht — zur Körperoberfläche
Hormonhaushalt

Für uns ist es gut zu wissen, daß die Masse der Muskulatur großen Einfluß auf den Grundumsatz hat, was ja leicht einzusehen ist: größere Muskeln haben größere Zellen, die einen größeren Bedarf haben! Bei hochtrainierten Schwerathleten sind meist schon die Grundumsatzwerte höher. Die Sportphysiologie reiht also das Bergsteigen unter die „Ausdauer-Sportarten mit erheblichem Krafteinsatz" ein (Donath).
Aber:
Kalorienwerte für den Verbrauch beim Bergsteigen sind in der Literatur nicht viele zu finden. Man muß sich deshalb auf Umwegen an diesen Kalorienbedarf des Leistungszuwachses heranpirschen:

Grundumsatz		1,0 kcal	
Gehen	3,00 km/h	2,5 kcal	pro kg Körpergewicht und pro Stunde
Gehen	4,50 km/h	2,8 kcal	
Gehen	6,00 km/h	3,7 kcal	
Steigen	2,40 km/h	4,0 kcal	
Steigen	7,20 km/h	16,2 kcal	
Kletterei	etwa	8,0 kcal	

Bei einer schweren, kombinierten Fels-Eis-Kletterei von 16 Stunden wurde ein Tagesumsatz von 10.000 kcal echt gemessen, etwa 8 kcal pro kg pro Stunde.
Im allgemeinen wird aber ein Tagesbedarf von etwa 5000 kcal sehr gut eingehalten, der Darm könnte auch wegen des Nahrungsvolumens und seiner Resorptionsfähigkeit mehr nicht richtig verwerten. Größerer Verbrauch muß daher zu Lasten der Reserve in den Speichern gehen. Zwei Faktoren begrenzen also die körperliche Leistungsfähigkeit:
1. Das Sauerstoff-Aufnahmevermögen pro Zeiteinheit: Begrenzung von Dauerleistungen über kurze Zeiten.
2. Das Energie- (oder Kalorien-) Aufnahmevermögen: Begrenzung der Dauerleistung über lange Zeit: denn auf die Dauer kann der Mensch ja nur soviel leisten, wieviel er an Kalorien konsumiert, und zwar
a) als Nahrung, in den Verdauungsschlauch (= Darm), zuerst hineinnimmt, dann
b) resorbiert, d. h. mikroskopisch zerkleinert, echt in den Körper, durch die Darmwand hindurch, aufnimmt und letztlich
c) im Stoffwechsel verwertet. Daher:
muß man, um den Bedarf optimal zu decken, dem Organismus eine quantitativ und qualitativ vollwertige Ernährung geben. Denn nur so kann der Organismus gesund und leistungsfähig erhalten werden. Unsere Nahrung, unsere Kost wird, wissenschaftlich gesehen, von recht wenigen lebenswichtigen Nährstoffen aufgebaut. Eine Tabelle zeigt uns die lebensnotwendigen Nährstoffe und ihren Einsatz im Stoffwechsel:
Lebenswichtige Nährstoffgruppen und ihre Verwertung:

Nährstoffe oder Nahrungsstoffe: ca. 150 als ⟶	● Betriebsstoff = Kalorienträger	●● Baustoff	●●● Schutzstoff Reglerstoff
1. Wasser		ja	ja
2. Eiweiß – Protein*	ja	ja	ja
3. Fett	ja	ja	ja
4. Kohlehydrate	ja	(ja)	
5. Vitamine: Ergänzungsnährstoffe	(ja)		ja
6. Mineralstoffe: Bioelemente Na, K, Ca, Mg, Cl, PO4, SO4		ja	ja
7. Spurenelemente: Mikronährstoffe Fe, Zn, Cu, Mn, J, Co, Mo, Se, Fl, Cr		ja	ja
8. Ballaststoffe			ja
9. Duftstoffe u. Geschmackstoffe			ja

* Eiweiß sollte besser als Protein bezeichnet werden, um eine Verwechslung mit Eiklar zu vermeiden!

● Betriebsstoffe = Kalorienträger sind die Energiespender: Sie sind die Lieferanten der Kalorien, also des Heizwertes für die „Verbrennungen" im Stoffwechsel.
1 Gramm Fett bringt 9,3 Kalorien
1 Gramm Kohlehydrate bringt 4,1 Kalorien
1 Gramm Eiweiß-Protein bringt 4,1 Kalorien.
Wegen des hohen Preises ist Eiweiß (Protein) im allgemeinen zu kostbar, um nur zur Energieverwertung verheizt zu werden.

●● Baustoffe: Sie sind als „Baumaterial" notwendig, um jede einzelne Körperzelle aufbauen zu können und ihre charakteristische, unverwechselbare Form erhalten zu können: Der Körper ist eben ein Zellenstaat. Der wichtigste, nicht ersetzbare Baustoff ist das Eiweiß (Protein); aber auch andere Nährstoffe haben Baufunktion.
Gelegentlich verwischen sich die Grenzen zwischen den Gruppen, die Einteilung ist nicht starr!

●●● Reglerstoffe = Wirkstoffe: So wie ein guter Polizist den Verkehr richtig, flüssig und elegant regeln kann, greifen die Reglerstoffe in alle wichtigen Lebensvorgänge ein. Sie sind unentbehrlich!
Um Sinn und Zweck einer wirklich vollwertigen Ernährung gerade für den Hochleistungssportler, und der Bergsteiger ist ja ein solcher, verständlich zu machen und ihre lebenswichtige Bedeutung zu demonstrieren, soll die Funktion jeder einzelnen Nährstoffgruppe ganz knapp skizziert werden.

Zu 1. Das Wasser:
Wasser ist als Reglerstoff und Baustoff lebenswichtig. Zur Erinnerung: Der Mensch kann nur 3 Minuten Sauerstoffmangel ohne bleibende Schäden am Gehirn ertragen. Der Mensch kann nur etwa drei Tage ohne Flüssigkeitszufuhr überleben, aber der Mensch kann etwa dreißig Tage, unter Umständen *bis zweimal dreißig Tage, ohne feste Nahrung leben, wenn die Flüssigkeitszufuhr gesichert ist! Der Mensch kann hungern, aber nicht dursten!*
„Durst ist schlimmer als Heimweh", sagte Ringelnatz! Warum?
Die Funktionen des Körperwassers, das einen ständigen, sehr raschen Umsatz zeigt, sind vielfältig. Wasser ist als Reglerstoff ein
a) Lösungsmittel: alle Umsetzungen spielen sich in wäßrigen Lösungen ab. „Der Mensch brennt im fließenden Wasser!"
b) Transportmittel: für Salze zur Aufrechterhaltung der Isotonie: (Gleichgewicht des Lösungsdruckes).
c) Temperaturregler: durch die Schweißproduktion!
Wasser ist als Baustoff ein:
a) Quellungsmittel der Körperkolloide in allen Körperzellen. Es bestimmt dadurch den Spannungszustand (Turgor) der Gewebe. Durch das „Austrocknen" im Alter bekommt ja die Haut ihre Falten: Die Spannung fehlt!
b) Funktionsbestandteil des Blutplasma für seine Transportfunktion und für die Wärmeregulation.
c) Funktionsbestandteil der Gewebssäfte.
d) Funktionsbestandteil der Lymphflüssigkeit.
e) „Glykogenschlepper" für die Muskulatur, denn es bindet den „Muskelzucker" chemisch.
Der Wassergehalt des menschlichen Körpers beträgt daher, bedingt durch die vielen Aufgaben, beim Erwachsenen etwa 66 % des Gewichtes. Das sind umgerechnet 45 Liter beim 70-Kilo-Standardmenschen! Das Neugeborene hat noch mehr Prozente! Aber die Gewebe haben natürlich keine stehenden Gewässer! Der Erwachsene braucht nun 2⅓ bis 3 Liter und mehr für 24 Stunden. Davon wird ungefähr die Hälfte als Flüssigkeit, wie Tee, Kaffee, Säfte, Milch, Wasser und Suppe getrunken, der zweite Teil, versteckt in der festen Nahrung, mit dieser aufgenommen: denn sogar das Brot enthält gute 35 % H_2O, der Paradeiser 95 %. Die dritte Portion ist das Oxydationswasser, das im Körper selbst gebildet wird. Das wären die Wasser-Einnahmen.
Denen stehen als Formen der Wasser-Ausgaben gegenüber:
Harn: wechselnde Menge durch das Trinken,
Schweiß: bes. wechselnde Menge durch Leistung und Temperatur,
Ausatmungsluft: bes. wechselnde Menge durch Höhenluft oder Trockenheit,
Stuhl: (wechselnd erst bei Erkrankungen).
Körperliche Arbeit und Hitze können durch die Schweißproduktion den Tagesbedarf bis auf 5 und 10 Liter steigern (Fußballspieler in Mexiko hatten 3 Liter Schweißverlust pro Spiel!).
Bereits jetzt sei wegen der enormen Wichtigkeit erwähnt:
1 Liter Schweiß reißt 2 bis 3 Gramm Kochsalz mit. Hingegen verlieren Wüstenbewohner und Hitze-Arbeiter durch Anpassung weniger.

Beim Gesunden ist nun der Durst der physiologische Regler der Wasseraufnahme, wie die Niere die physiologische Reglerin der Wasserabgabe ist.
Schon ein Fehlbestand von 1 bis 2 % macht sich sofort als Durst oder Schmerz bemerkbar. Man sollte noch wissen, daß Kleinkinder und Kranke oft keinen Durst zeigen und trotzdem dringend Wasser brauchen! Man kann eine ähnliche Situation auch bei „Ausdauersportlern", besonders in den Langzeit-Ausdauer-Disziplinen beobachten. In diesen Fällen muß „das Trinken verordnet" werden, damit der Körper nicht sein kostbares Wasser heimlich verliert. Wasserverlust von
1–2 % des Normalbestandes: Durst, Schmerz: Defizit: ca. 1,5 Liter
6 % des Körpergewichtes: mittlere Dehydratation mit deutlicher Leistungseinschränkung, Reizbarkeit und Aggressivität: Defizit: ca. 4 Liter!
10 % des Körpergewichtes: schwere Dehydratation.
20 % des Körpergewichtes: Tod.
Wird der Schweißverlust nur durch eine „leere" Flüssigkeit ersetzt, also ohne das entsprechende Quantum Natrium (1–3 g Kochsalz/l), kann es zur Wasservergiftung kommen mit Benommenheit, Überwärmung und den gefürchteten Wadenkrämpfen.
Einen guten Ersatz bieten gesalzene Fleischsuppen: Fettfreier Instant-Bouillon ist sehr bekömmlich, wie für den Bergsteiger geschaffen! Für große Höhen oder trockene Zonen muß man wissen, daß man den Schweißverlust subjektiv nicht so deutlich empfindet. Man muß daher rechtzeitig, auch ohne Verlangen, beginnen, die Verluste zu ersetzen. Bei Wassermangel sollte man noch bedenken, daß die Kohlenhydrate und Fette im inneren Stoffwechsel zusätzlich Oxydationswasser (300–500 ml = Milliliter = 1/100 Liter) bilden, während die Proteinverarbeitung harnpflichtige Abbauprodukte, besonders den Harnstoff, liefert, die zur lebensnotwendigen Abgabe aber wertvolles freies Wasser mitreißen müssen. Daher soll man keine Protein-(Eiweiß-)Kost bei Wassermangel geben! So besteht wahrscheinlich deshalb in großen Höhen kein Verlangen nach Fleisch und Fleischwaren.
Das Körperwasser verteilt sich ca. zu
2/3 in den Zellen: intrazellulare Flüssigkeitsmenge,
1/3 außerhalb der Zellen: extrazellulärer Flüssigkeitsraum = interstitielle Flüssigkeit und Blutplasma: Das Blutplasma ist der flüssige Bestandteil des Blutes und macht es zum „besonderen Saft", zum einzigen flüssigen Organ des Körpers. Diese 3 Liter Flüssigkeit des Norm-Menschen sind lebensnotwendig für das Volumen des Blutes. Denn dieses Volumen ist ein entscheidender Faktor für ein klagloses Funktionieren des Kreislaufes und des Herzens. Ein Leerschlagen des Herzens (ohne Blut) bringt höchsten Alarm! Kleinere Verluste an Blutplasma können sich schon durch „Dickwerden" des Blutes, durch zähes Fließen, sehr böse bemerkbar machen. Die Veränderungen im Mineralhaushalt beim Flüssigkeitsmangel wollen wir bei den Salzen besprechen.
In summa kann man wohl deutlich sehen, daß das alte, merkwürdige Postulat: „einen Sportler trocken zu legen" schon so fragwürdig geworden ist, daß man heute doch wirklich keinem Körper mehr dieses Wüsten-Leben zumutet!

Zu 2. Eiweiß = Protein.
Aufgaben der Eiweißstoffe:
A. Als Baustoff
1. Aufbau der kindlichen Gewebe in der Schwangerschaft
2. Aufbau der körpereigenen Gewebe:
a) Ersatz, b) Wachstum, c) Heilung – Regeneration.
3. Aufbau der spezifischen EW-Stoffe:
a) Blut: Blut-Eiweißkörper, Hämoglobin,
b) Fermente,
c) Hormone.
Die Proteine sind das eigentliche organische Baumaterial des Körpers, denn das Protoplasma der Zellen, also der Zell-Leib, ist ja nichts anderes als eine (Eiweiß-)Proteinlösung, und der Zellkern bindet seine Kernsäuren auch an Proteine. Leben ohne Eiweiß ist deshalb nicht möglich! Und die Nahrungsproteine müssen dem Körper die 8 lebenswichtigen, *essentiellen Aminosäuren* bringen, die absolut unersetzlich sind und die der Organismus nicht selbst aufbauen kann. (Für das Kind sind es sogar 10!)
Der Mensch braucht daher die gemischte Kost mit eiweißreichem Fleisch, Fischen und Milchprodukten: besonders Topfen, Käse, Joghurt und Magermilch, denn Getreide und Früchte allein bringen zuwenig Proteine, die ein „menschenähnliches" Aminosäure-Muster haben.

Aus den konsumierten körperfremden Proteinen werden im Verdauungstrakt mit Hilfe der Fermente, durch Wasseraufnahme, die Aminosäuren frei, diese können dann vom Organismus zu seinem körpereigenen Eiweiß aufgebaut werden. Der Organismus als Baumeister zeigt ja, wie er den Baustoff Eiweiß verwendet: Das Neugeborene verdoppelt sein Körpergewicht in 5–6 Monaten.

Der trainierende Sportler bringt seine Muskulatur, dem Baby ähnlich, zur gewollten, gezielten Vergrößerung, die man sogar am Herzen nach 4 Wochen schon durch eine Röntgenaufnahme kontrollieren kann. *Beim speziell gezielten Training, das den Reiz zum Ansatz von Muskel-Protein geben soll, muß ein Überschuß an Nahrungseiweiß zur Verfügung stehen, damit der Ansatz erfolgt!*

B. Als Betriebsstoff

a) Abgebaute, nicht weiter verwertete Eiweiß-Moleküle werden im Energiestoffwechsel verbrannt.

b) Bei kalorisch nicht ausreichender Ernährung muß Eiweiß im Energiestoffwechsel verbraucht werden: denn die Energiegewinnung hat Vorrang!

C. Protein = Eiweiß als Reglerstoff

Es steigert die Aktivität und Leistungsbereitschaft. Die Reaktionsgeschwindigkeit ist direkt abhängig von der Eiweißversorgung, man kann das Optimum der Proteinzufuhr am Maximum der Reaktionsgeschwindigkeit erkennen. Auch die Konzentration wird gefördert, der Stoffwechsel angefeuert.

Die Vielfalt der Funktionen fordert die Frage nach den lebensnotwendigen Quantitäten. Wir müssen den Tagesbedarf sicher decken, um nicht Eigensubstanzverluste zu haben: Für den Erwachsenen gibt man als Optimum: 1 Gramm Eiweiß pro Kilogramm Körpergewicht pro Tag, also für den „Mittelwertmenschen" sind es 70 Gramm Eiweiß pro unauffälligem Alltag. Oder man gibt den Prozentsatz der Proteine in der Gesamtkost an und fordert für den Sportler, daß es 15 bis 20 % der aufgenommenen Kalorien sind, und im besonderen für unsere Bergsteiger heißt es: 17 % bei einem Umsatz von 5000 kcal pro Tag. Zwei Drittel sollen aus tierischem und 1 Drittel aus pflanzlichem Eiweiß bestehen.

Zum Krafttraining mit Muskelansatz: 2 Gramm und mehr pro kg Körpergewicht und pro Tag. Für die „Muskelerhaltung": 1,2–1,5 g/kg/Tag, und zwar hochwertige Proteine, bei denen Methionin reichlich vorhanden ist, denn der Bedarf steigt gewaltig. Wo finden wir nun das, was wir brauchen?

Ein paar Beispiele für den mittleren Eiweißgehalt einiger Nahrungsmittel:

1 Ei	7 g	tier. Eiweiß
½ l Milch	17,5 g	tier. Eiweiß
100 g mag. Fleisch	19–22 g	tier. Eiweiß
100 g mag. Käse	16–37 g	tier. Eiweiß
100 g mag. Topfen	17 g	tier. Eiweiß
100 g Kartoffeln	1–3 g	Pflanzeneiweiß
100 g Brot	4–8 g	Pflanzeneiweiß
100 g weiße Bohnen	ca. 25 g	Pflanzeneiweiß
100 g Soja	ca. 33 g	Pflanzeneiweiß

Die Bergsteiger „sporteln" nicht nur ausdauernd, sondern auch mit erheblichem Krafteinsatz; sie brauchen also „Kraftausdauer". Sie müssen daher im Training diese Kraft entwikkeln. Das bedeutet für die Küche einen zwingenden Auftrag: ihnen soviel Protein = Eiweiß, besonders tierisches, zu geben, daß die Muskeln sich vergrößern können. Es muß sozusagen jede Muskelzelle vor dem Training mit Protein gefüttert werden.

Zu 3. Fette

Obwohl die Fette die imponierendsten Kalorienbringer sind, haben sie im menschlichen Körper noch viele andere Aufgaben, die die Tabellen präsentieren sollen:

Lebenswichtige Aufgaben der Fette im Körper:

A. Spezifische Aufgaben:

1. Träger der Essentiellen Fettsäuren „EFS" = Vitamin F
2. Träger der fettlöslichen Vitamine: A, D, E, K
3. Nutzung mancher Vitamine oder Vorstufen ist nur in Anwesenheit von Fett möglich: z. B. Carotin
4. Hormonsynthese: EFS sind Muttersubstanz der Prostaglandine = Gewebshormone
5. Baustoff:

a) Mikro-Anatomie

α) Alle Zellmembranen brauchen Fette als essentielles Baumaterial.

β) Mitochondrien: EFS werden in die Phospholipide eingebaut.

b) Makro-Anatomie

α) Baufett: Orbita, Wange, Handteller, Fußsohle, Gelenke.

β) Gewebe-Platzhalter: Brustdrüse.

γ) Gewebe-Ersatz: Thymus, Knochenmark.

c) Hormonhaushalt: Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale.
6. Speicherstoff: Fettgewebe, Großes Netz, Appendices epiploicae.
7. Wärmehaushalt: Isolation (Thermoregulation?)
B. Unspezifische Aufgaben:
1. Lieferant von Energie = Treibstoff: 1 g Fett = 9,3 kcal = 38,9 kJ.
2. Lieferant von C-Atomen für Biosynthesen im intermediären Stoffwechsel.
Fett ist als Kalorienspender ideal, wenn genügend Sauerstoff zur Verfügung steht und die Menge der Nahrung klein gehalten werden muß, um sich der Kapazität des Verdauungstraktes anzupassen, also hochkalorische Nahrung gebraucht wird. Dazu kommt noch der ausgezeichnete Sättigungswert und die Verbesserung des Geschmackes der Mahlzeiten. Zudem kann der Körper das Fett praktisch wasserfrei, das bedeutet platzarm und gewichtsarm, in den Fettzellen behalten, sodaß Fett die Speichersubstanz schlechthin ist. Der Organismus kann dadurch Reserven anlegen, ohne seine Beweglichkeit wesentlich verlieren zu müssen. Vorweggenommen sei nur erwähnt, daß Glykogen, also ein Kohlehydrat, nur mit einem entsprechenden Quantum von Flüssigkeit gestapelt werden kann, sodaß sich das „Lagergewicht" automatisch verdoppelt. Das wäre für langfristige Reserven kein Vorteil!
Als Bedarfs-Minimum kann man 1 Gramm Fett pro Kilogramm Körpergewicht pro Tag einsetzen.
Für unseren Bergsteigerfreund werden 27% Fett als Anteil an der Gesamtkalorienmenge empfohlen.
Zu üppige Fettmahlzeiten bringen bei Bergsteigern einen Leistungsabfall, denn die Fettüberladung des Blutes hat unangenehme Folgen. Das heißt: die Anschoppung des Blutes mit „Fettkörperchen" nach einer üppigen Mahlzeit führt u. a.
zu Störungen des Sauerstoff-Austausches an den Membranen der roten Blutkörperchen und zu Störungen der Blutströmung in den Kapillaren, besonders in der Lunge.
Beides erschwert den lebenswichtigen Gasaustausch: Es kann zum Sludge-Phänomen, zur Verklumpung der Blutkörperchen und durch diese Zusammenballung zu einer Verstopfung von kleinen Gefäßchen kommen. Man sollte daher für die Hochleistungen vielleicht bald schon einen Schritt vorwärts machen und sich mit den MKT (MCT), mit den Mittelkettigen Triglyzeriden (Anteile in Butter und Kokosöl), befreunden, denn diese Fette gehen bei der Verdauung im Körper einen anderen (Resorptions-)Weg und „verfetten und verschmieren" das Blut nach dem Essen nicht!

4. Kohlenhydrate
Wir kennen verschiedene Formen der Kohlenhydrate:

1. Einfache Zucker	eingebracht durch die
2. Höhere Zucker	Pflanzen: süße Früchte, aber auch Kartoffeln, Weizen, Roggen, Mais, Reis, Hafer, Gerste usw.

Das 1. wichtige, einfache Kohlenhydrat ist der Traubenzucker, die Glukose, das 2. ist der Fruchtzucker; beide zusammen bauen unseren „gewöhnlichen weißen Zucker" auf, den Rüben- oder Rohrzucker. Wenn sich sehr viele Glukosemoleküle unter Wasseraustritt verbinden, so entsteht die Stärke. Das kann nicht nur die Pflanze, das kann auch der Stoffwechsel des Menschen: Unsere Stärke ist das Glykogen in der Leber und im Muskel. Für den Sportler im wahrsten Sinne des Wortes seine „Stärke", wie wir gleich besprechen wollen.
Der Körper speichert im allgemeinen nur zirka 400–500 g Glykogen, ein Gegenwert von etwa 2000 kcal maximal, in der Leber und in der Muskulatur. Der hochtrainierte Sportler kann es aber durch das Training bis auf 750 g bringen, also auf rund 3000 kcal. Was man nur in so kleiner Menge hat, muß doch wertvoll sein! Der Körper versucht daher bei einer Belastung auch immer zuerst sein billiges, reichlich in den Unterhautgeweben herumliegendes Fett zu verbrennen. Aber Verbrennung ist Oxydation und Oxydation ist Sauerstoffaufnahme: und dadurch wird eben das Fett zum 2. Sieger: Denn verlangt eine körperliche Arbeit besonders schnell oder besonders viel Energie, kann die Sauerstoffversorgung nie rasch genug mithalten. Dafür nimmt dann die Muskelzelle Energie ohne Sauerstoff! Und die kann nur durch Spaltung von Kohlenhydraten erreicht werden.
Die Kohlenhydratereserven sind daher entscheidend für die Maximalleistungen! Die Muskulatur nimmt aber hauptsächlich ihr eigenes bereits deponiertes Muskelglykogen; denn das Glykogen, das in der hochaktiv werdenden Muskelzelle schon vorhanden ist, spart ja Zeit:

Es ist kein Transport mit dem Blutkreislauf notwendig und zudem auch kein Transport durch die Zellmembran. Der tätige Muskel holt sich deshalb auch nicht aus den ruhenden Muskeln seinen Treibstoff her. Es besteht nun eine direkte, quantitative Beziehung zwischen der Leistungsfähigkeit eines Muskels und seinen eigenen Glykogenreserven. Weiters sollen die Kohlenhydrate, die energiereichen Phosphate, das „Kontraktions-Eiweiß", das Kalium in einem wohlausgewogenen Verhältnis zueinander stehen. Dieses Optimum kann und muß mit einer wissenschaftlich fundierten Ernährung erreicht werden. Heute ist nun die logische Folge dieses Wissens, die Ernährung des Ausdauersportlers *kohlenhydratreich* zu halten, um ja die Depots aufzufüllen, die dauernd angegriffen werden. Muskelglykogen wird bei kohlenhydratfreier Kost kaum erneuert. Interessanterweise muß aber das ganze „Lagermaterial" erst im Muskel verbraucht worden sein, um wieder neu und ergiebig aufzufüllen: Die Erschöpfung der Vorräte aktiviert nämlich die Fermente, die zur Speicherung notwendig sind. Mit einer „Superkompensation", d. h. mit einem Überangebot, kann sich die Speicherfähigkeit steigern: das Ziel des Trainings!

Da nun der ausgeschöpfte Muskel einen „physiologischen Kohlenhydrathunger" zeigt, muß der Ernährungsfachmann entsprechend sorgfältig jeden einzelnen Muskel betreuen! Also gibt er dem Ausdauersportler im Training eine kohlenhydratreiche Basisernährung, um die Muskulatur zur Superkompensation zu bringen! Die Spaltung der Glukose liefert sehr, sehr rasch Energie. Dafür legt der Körper eben auch seine Kohlenhydratedepots an.

Die Glykogenreserven in der Leber dienen vor allem dem Gehirn, aber natürlich auch anderen Körperzellen. Der Blutzuckerspiegel gibt deshalb auch als empfindlicher Anzeiger dauernd Auskunft über die Lage an der Zuckerbörse, weil ja auch die Glukose durch die Transportfunktion des Blutes befördert wird.

Müdigkeit, Mattigkeit, Erschöpfung (also der „Hungerast"), die auf einen Glukosemangel des Zentral-Nervensystems zurückzuführen sind, können meist rasch durch Zufuhr von sofort verwertbarem Zucker behoben werden, und zwar besser mit Traubenzucker oder Fruchtzucker, auch Honig. Da der Fruchtzucker einen anderen Verdauungsweg nimmt wie der Traubenzucker, sind auch das Obst und mit ihm die Fruchtsäfte so bekömmlich.

So geben die Franzosen ihren Sportlern bis 30 Minuten vor dem Wettkampf als „Ration der Wartezeit" ca. ¼ Liter frischen Fruchtsaft mit 10 Gramm Lävulose = Fruchtzucker oder 20 Gramm Honig! Die Flüssigkeiten sollen nie kalt, sondern immer leicht temperiert (Körpertemperatur) und langsam getrunken werden, um die Magenschleimhaut zu schützen und keine unerwünschten Reflexe auszulösen!

Und noch ein Hinweis: Der Hochleistungssportler, der Dauerleistungen bringt, mischt sich, teils durch gute Erfahrungen klug geworden, teils durch die ernährungswissenschaftlich geschulten Trainer angeleitet, seine eigene „Bulle" mit Haferschleim oder Reisschleim, Honig oder Traubenzucker, Zitrone oder Tee, auch saure Moste (alkoholfrei!) und etwas Vitamin B1 (gelegentlich ein Eigelb!).

Die amerikanischen Athleten bekommen ihr „Erfolgsgetränk" als eine Mischung aus Orangensaft, Zedernsaft, Tomatensaft, Honig, Kondensmilch und Ovomaltine! Wie das gemixt wird, war nicht zu erfahren!

Interessant zu wissen ist, daß Hillary und sein Sherpa Tensing die Nachtstunden vor dem Gipfelsturm und Sieg am Mount Everest mit dem Zubereiten und Trinken von stark gezuckertem Tee mit reichlich Trockenmilch, ergänzt von knäckebrotartigen Weizenkeks, verbrachten. Wie ja der Schwarztee für den Sportler immer wichtiger wird, weil dieses Getränk nach Maß gerichtet werden kann. Der Tee, der nach 2–4 Minuten Ziehen genommen wird, regt an; der „Länger-Dienende" dämpft, beruhigt den Darm und wirkt obstipierend. Man kann daher sagen, daß eine dem erhöhten Flüssigkeitsbedarf entsprechende Zufuhr von Tee und Obstzubereitungen entscheidend für den Erfolg in großen Höhen zu bezeichnen ist (Mohler). Für uns wichtig und bemerkenswert ist, daß in sehr hohen Lagen das Bedürfnis nach Fett zugunsten der Kohlenhydrate zurückgedrängt wird, denn die Fettverbrennung braucht fast dreimal soviel Sauerstoff wie die Kohlenhydratverwertung.

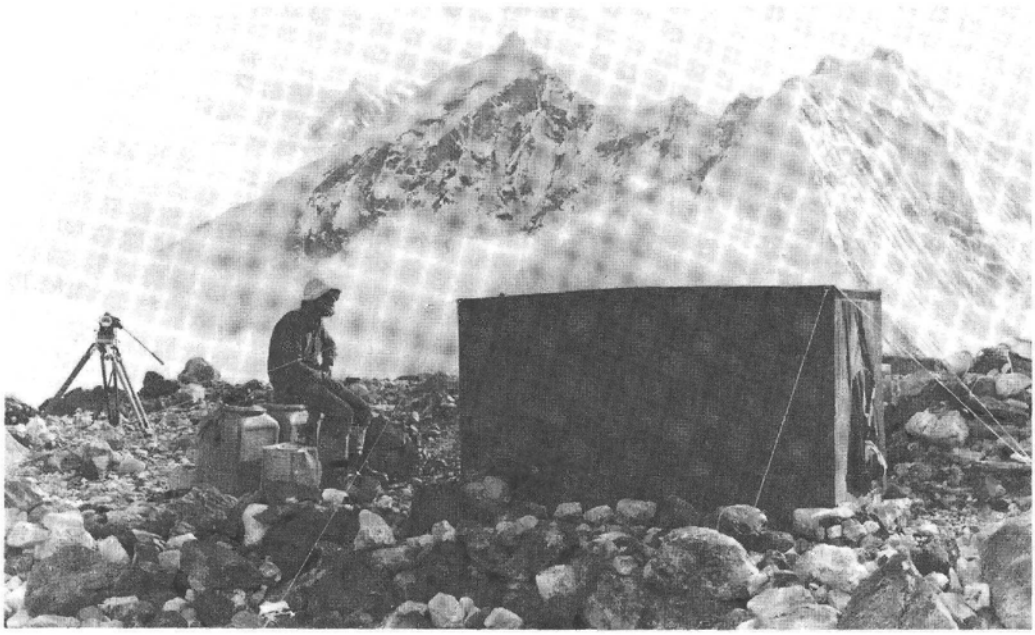
Als feste Nahrung kann man auch wie die Sherpas einen Porridge, eine „Tsampa", aus grobem vorgeröstetem Gerstenmehl, nehmen, die man mit Marmelade, Honig oder Butter und Bouillon verbessert.

Die fettreichen Nahrungsmittel (in 100 g)

Tierische Nahrungsmittel	Fett	Eiweiß	Kohlenhydr.	Kalorien
Rindfleisch (fett)	31	15	0,5	345
Schweinefleisch (fett)	32	14	–	350
Ente	28	16	–	321
Hammelfleisch	28	17	–	335
Leberwurst	17	7	–	200
Sülzwurst	22	22	–	300
Würstchen	13,6	12,4	–	177
Blutwurst	43,6	13,9	–	463
Salami	47,4	27,2	–	552
Aal	27,5	12,2	–	306
Schlagsahne	30,0	2,7	3,0	302
Butter	80,0	–	–	750
Vollfettkäse	28,3	27,5	2,2	384
Hühnerei	12,3	14,1	–	175
Schweineschmalz	99	–	–	923
Rindstalg	98	–	–	915
Margarine	80	5,0	–	748
Olivenöl	99,4	–	–	925
Pflanzliche Nahrungsmittel				
Schokolade	27	6,0	63	540
Kuchen (mit normalem Fett- und Zuckergehalt)	17,0	10,0	50,0	402
Haselnuß	62,6	17,4	7,2	682
Erdnuß	44,5	27,5	15,7	591
Walnuß	58,5	16,7	13,0	666

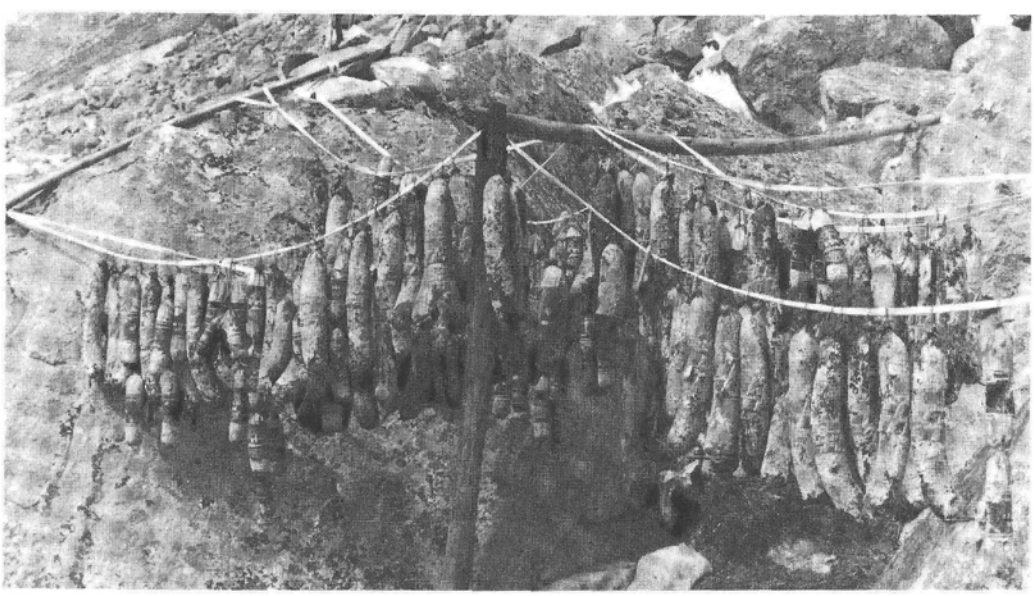
Die kohlenhydratreichen Nahrungsmittel (in 100 g)

Pflanzliche Nahrungsmittel	Kohlenhydr.	Kalorien	Eiweiß	Fett
Roggenbrot	52	250	6,5	1,0
Weizenbrot	48	243	8,2	1,2
Weizenbrötchen	57	270	6,8	0,5
Pumpernickel	51	251	8,1	0,9
Knäckebrot	68	345	11,4	2,0
Zwieback	75,5	374	9,9	2,6
Makkaroni, Nudeln	75	360	10,0	1,0
Rübenzucker	99,8	408	–	–
Traubenzucker	99,0	406	–	–
Honig	81.0	334	0,4	–
Schokolade	63	540	6,0	27
Grieß	76	350	9,4	–
Kuchen (mit normalem Fett- und Zuckergehalt)	50	402	10,0	17,0
Erbsen	52,7	330	23,4	1,9
Bohnen	47,3	315	25,7	1,9
Kartoffeln	20	90	2,0	–
Äpfel und Birnen, getrocknet	58,0	260	2,0	–



Höhenlager der Makalu-Expedition 1974, Whillan's Box
unten: „Vorratskammer" *H. Hagner*

Die „Salamiblattl-Taktik" zum Erreichen großer Höhen auf Expeditionen dürfte sich – wenn auch in anderen Situationen eine günstige Vorgangsweise – der versteckten Fette wegen nach den Ausführungen der Ernährungs-Physiologin hier also nicht allzugut bewähren. Top-Futter für Höhenbergsteiger sind vielmehr u. a. Kohlenhydrate und Vitamine: das Bircher-müsli mit viel Haferflocken, Nüssen, (getrockneten) Marillen, Sultaninen, usw. aufgewertet und gezuckerter Kondensmilch zubereitet. Dazu Vollkornkeks und süßer Tee mit Zitrusfrüchtesaft; Honig. (Im Endeffekt also eine ovo-lacto-vegetabilische Kost.)
Auf ostalpine Verhältnisse umgesetzt, ist so immer noch der Hüttenschmarren mit Nüssen und Rosinen und einem Marillen-kompott dazu, am Vorabend genossen, eine ausgezeichnete Konditionskost für den Tourentag.



Zu 5. Vitamine

Sie sind lebensnotwendige, organische Regler- und Schutzstoffe. Der Mensch braucht sie unbedingt zum Leben, kann sie aber nicht selbst in seinem Körper aufbauen. Er muß die Vitamine daher als „essentielle Nahrungsbestandteile" mit seiner Kost aufnehmen. Unter Umständen genügen auch ihre Vorstufen, die Provitamine. Die erforderlichen Tagesquantitäten sind winzig, winzig klein. Deshalb fallen sie, obwohl sie Energieträger sind, kalorisch bei der Bilanz der inneren Verbrennung überhaupt nicht ins Gewicht.

Die Vitamine sind körperfremde Wirkstoffe mit katalytischer Funktion, d. h. sie ermöglichen und fördern die verschiedensten Aktionen der Organe.

Wir finden alle Vitamine in unserer gutgemischten Kost. Das Pflanzenreich bringt mit frischem Obst und Gemüse und den Vollkorn-Waren ganze Ladungen dieser Lebensspender. Das Tierreich schenkt mit der Milch und ihren Produkten, mit Fleisch, Leber, Eiern und mit Fischtranen weitere notwendige Ergänzungsnährstoffe.

Gänzliches, totales Fehlen eines Vitamins ist mit dem Leben nicht vereinbar. Ein vollständiger Mangel heißt Avitaminose, ein Teilmangel ist eine Hypovitaminose. Hypovitaminosen können die Leistungsfähigkeit bereits deutlich herabsetzen, und sie können auch die Widerstandskraft gegen Infektionskrankheiten erheblich vermindern. Man hat daher, gar nicht unmedizinisch, die Vitamine nach den entsprechenden Mangelkrankheiten benannt, wie es unsere Tabellen ja zeigen.

Die Entdecker der einzelnen Wirkstoffe haben sie dann noch, um eine systematische Ordnung zu bekommen, mit den Buchstaben des Alphabetes tituliert, mußten aber einige Verbindungen aus der Serie herausnehmen, so daß die Reihe heute Lücken aufweist.

Die einfachste und „handlichste" Einteilung ist die chemische Klassifizierung in fettlösliche und wasserlösliche Vitamine. Und nun eine Zusammenstellung dieser wichtigen Nährstofftruppe im Telegrammstil:

I. Fettlösliche Vitamine:

Buchstaben-Bezeichnung	Funktionelle Bezeichnung	Mangelkrankheit Hypovitaminose	Avitaminose
Vitamin A Überdosis möglich!	Anti-Infektions-Vitamin Epithelschutz-Vitamin „Seh-Vitamin"	Nachtblindheit Haut- und Schleimhautverhornungen Infektionen	Hornhaut-Erweichung mit Infektionen bis zur totalen Erblindung
Vitamin D Überdosis möglich!	Anti-Rachitis-Vitamin	Rachitis Mangelhafte Verkalkung der Knochen	
Vitamin E	Anti-Sterilitäts-Vitamin	Beim Menschen noch nicht sicher nachgewiesen aber wichtiges Anti-Oxydationsmittel	
Vitamin K	Anti-Hämorrhagisches Vit.	Mangelhafte Blutgerinnung	Verblutung

II. Wasserlösliche Vitamine:

Buchstaben-Bezeichnung	Funktionelle Bezeichnung	Mangelkrankheit Hypovitaminose	Avitaminose
Vitamin B 1	Anti-Neuritisches Vitamin „Nerven-Vitamin"	Leistungsverminderung Müdigkeit	Beri-Beri
Vitamin B 2	Zellatmungs-Vitamin	Augensymptome: Lichtscheu, Brennen, Tränenfluß. Haut- und Schleimhautveränderungen: Mundwinkelrhagaden; brüchige Fingernägel.	
Vitamin B 6	Anti-Dermatitis-Faktor	Generalisierte Krämpfe im Säuglingsalter	
PP Faktor = Niacin	Pellagra-Schutzstoff	Haut- und Schleimhautentzündungen schwere Stoffwechselerkrankungen: Durchfälle	Pellagra
Pantothensäure		Anfälligkeit für Infektionen, Störungen des Verdauungstraktes und des Nervensystems	
Vitamin B 12	Anti-Anämisches Vitamin	Perniziöse Anämie	
Vitamin C	Anti-Skorbut-Vitamin Anti-Infektions-Vitamin	Gefäßschädigungen Frühjahrsmüdigkeit Leistungsverminderung	Skorbut
Vitamin H	Hautfaktor	Dermatitis	
Folsäuregruppe		Störung der Bildung der roten und weißen Blutkörperchen	

„Die B-Vitamine sind alle Bausteine von Co-Fermenten, die, zusammen mit spezifischen Proteinen, die Zellfermente bilden.
Die einzelnen B-Vitamine haben dabei ihre streng spezifischen Aufgaben, sie können sich nicht gegenseitig vertreten. Jedes einzelne muß vorhanden sein, damit die Zellfermente ihre Aufgaben vollbringen können", schreibt Kofranyi.
Im allgemeinen bringt eine hochwertige, gut gemischte Kost mit viel Milch und Milchprodukten und allen Vollkornerzeugnissen, mit frischem Obst und Gemüse, roh und gekocht, alle Vitamine und Mineralstoffe und Spurenelemente in guter Menge. Mehrbedarf besteht für das Vitamin C, B1, A und Niacin = PP-Faktor.
Auf das Vitamin C muß man aber noch einen ganz besonders hellen Scheinwerfer richten. Univ.-Prof. Dr. Ludwig Prokop, der Leiter des sportphysiologischen Institutes der Universität Wien und oftmaliger Betreuer der österreichischen Olympiamannschaft, brachte uns mit seinen prächtigen Versuchen den Beweis einer objektiv, also sachlich erfaßbaren Leistungssteigerung, nach einer täglichen Gabe von echtem Orangensaft vor dem Training mit einem Gehalt von ca. 100 mg Vitamin C, etwa 3 Orangen entsprechend. Er konnte eine Steigerung der Sauerstoffverwertung (Utilisation) bis zu 11 % beobachten, das bedeutet die beste wirtschaftliche Ausnützung des Sauerstoffverbrauches und der Kreislaufarbeit. Besonders viel Vitamin C bringen die Hagebutten und der Sanddorn.
Das Vitamin B1 schenken besonders schmackhaft und in enormer Quantität neben den Vollkornwaren die verschiedensten Nüsse und Mandeln. Sie bringen zudem auch eine hervorragende Fettart durch die wertvollen ungesättigten Fettsäuren. Man sollte diese nussigen Vitamin-B-1-Spender mit den Kohlehydraten kombinieren, weil der Muskel nur in Anwesenheit von Vitamin B1 seine Stärke speichern kann. Und zudem kann man das lebenswichtige B1 auch geradezu das „Entmüdungs-Vitamin" nennen, denn Versuche haben objektiv gezeigt, daß man zum Traubenzucker das Vitamin B1 geben muß, wenn man nach einer „erschöpfenden Leistung" wieder eine Leistungssteigerung bekommen will. Zudem ist noch erwähnenswert, daß auch mit dem Schweiß dieses Vitamin verlorengeht. Der Phosphor wird ebenfalls von den Nüssen gebracht, und was besonders interessant ist, auch von den Haferflocken. Gelegentlich sollte man daran denken, daß ja das edelste Arbeitstier, das Pferd, soviel Hafer frißt und solche muskuläre Höchstleistungen schafft.
Das Vitamin A holen wir uns mit allem, was in der Natur kräftig gelb und rot gefärbt ist: Tomaten, gelbe Rüben, Paprika, Orangen, Zwetschken, Bananen, Eidotter, Lebertran usw. Richtige Vitamin-A-Bomben sind die Marillen. Vielleicht ist es kein Zufall, daß das legendär gesunde Himalayavolk der Hunzas als einzige süße Frucht die Marillen kennt, die für den Winter getrocknet werden. Und sicher haben unsere alten Bergsteiger recht gehabt, wenn sie ihre geliebten „Marillenschnitz" im Rucksack hatten! Kalium bringen sie auch dazu!

Zu 6. Mineralstoffe:
Die lebensnotwendigen Mineralstoffe haben trotz ihrer Milligramm- und Gramm-Quantitäten enorm viele Funktionen. Wir nehmen sie, chemisch gesehen, als Salze auf. Das Natrium schlucken wir mit dem Chlor als Kochsalz, etwa 3–10 Gramm sollten wir im Tag bekommen. Das gleiche gilt für das Kalium, das uns die Pflanzen reichlichst bringen. Na und Ka sind entscheidend wichtig für Einregulierung und Aufrechterhaltung des Osmotischen Druckes: das ist die Kraft, das kostbare Wasser festzuhalten! Im allgemeinen bekommt man mit der gemischten Kost genug von beiden Salzen. Aber nach schweren Anstrengungen am Berg, nach reichlichem Schwitzen, kann der Kochsalzverlust so groß sein, daß man Kochsalz in Mengen von 1–3 Gramm den Getränken zusetzen muß. Den Alarm löst eine Neigung zu Wadenkrämpfen, als das 1. Salzmangelsymptom, besonders wirksam aus! Der „gesalzene Butter-Tee" der Tibetaner ist sicher das beste Getränk für die Bewohner dieser Höhen!
Man ist auch der Ansicht, daß der arbeitende Muskel Kalium verliert, dessen Zufuhr „entmüdend" wirkt, und zudem noch die neuerliche Glykogenspeicherung fördert, sodaß man mit dem Trinken von Fruchtsäften wirklich „7 auf einen Schlag" erreichen kann.
Ein Riese unter den Mineralstoffen ist das Kalzium, denn es ist ja maßgeblich am Aufbau der Knochen und der Zähne beteiligt; es wirkt aber auch entscheidend an der Blutgerinnung mit und nicht zuletzt hat es seine wichtigste Be-

deutung in der Einleitung der Muskelkontraktion. Fehlt das Kalzium, kann mit dem Bizeps nicht geprotzt werden!
Wir brauchen etwa 1 Gramm im Tag in der Ruhe, 2–3 Gramm als trainierender Sportler, die wir uns mit der Milch und allen ihren Produkten in der besten Form zuführen.
Mit diesen Produkten wird auch das wertvolle Phosphat optimal aufgenommen, denn Kalzium und Phosphat haben gerade in der Milch das ideale Prozent-Verhältnis. Auch vom Phosphat braucht der tätige Muskel sehr viel, denn es hat unter anderen Aufgaben die entscheidende Rolle bei der Energieübertragung im Zellstoffwechsel und bei der Muskelarbeit zu spielen. ½ l Milch und 10 dkg Käse decken schon den halben Tagesbedarf.

Zu 7. Spurenelemente
Die Spurenelemente kommen im Organismus in nur geringsten Konzentrationen vor! Die Zahl der entdeckten Elemente wird durch die verfeinerten Methoden immer größer.
Der Körper verwendet einige als Bausteine für wichtigste Substanzen: das Jod im Schilddrüsenhormon, Fluor in den Zähnen,
Eisen im Blutfarbstoff, lebenswichtig für den Sauerstofftransport. Und viele in vielen, vielen Fermenten.
Für unseren Bergsportler ist davon das Eisen von besonderer Bedeutung, weil ja der Ausdauersportler seine besonderen Anforderungen an seinen Sauerstofftransport stellen muß.
Der Bedarf liegt für den Sportler bei 30–50 mg pro Tag, das ist 2- bis 3mal so viel, als der Alltagsmensch will.
Man braucht dafür keine Medizin zu schlukken, kann aber die Nahrung danach zusammenstellen: mit Leber, Ei, Soja, Schnittlauch, Kohl, gelben Rüben und gemischter Kost.

Zu 8. Ballaststoffe:
Das Gerüstmaterial der Pflanzen, Zellulose und ähnliches und auch Stützgewebe der tierischen Organismen, Bindegewebe, Knochen, Knorpel, Haar, kann der Mensch nicht verdauen, und daher als Nährstoffe nicht verwerten. Trotzdem sind diese Substanzen sehr notwendig, denn sie bringen das Nahrungsvolumen, sie füllen den Verdauungstrakt und regen durch diese Dehnungsreize die Darmmuskulatur zu ihrer lebenswichtigen Arbeit an. Man nennt sie auch „Darmbürste". Aber gerade bei diesem nicht schädlichen Ballast muß man das richtige Maß finden. Zu viele Füllsel, wie sie der reinste Vegetarier schlucken muß, sind absolut schädlich, denn sie überfordern den Darm, beschleunigen die Passage extrem und verhindern dadurch die Resorption; Kinder könnten daran sogar sterben!
Zuwenig Ballaststoffe, wie es die verfeinerte Zivilisationskost demonstriert, bringen dem Darm zuwenig „Arbeitsgeist", so daß er faul und träge wird!
Daraus ergeben sich nun für das Training einige Konsequenzen: Muß die Kost hochkalorisch sein, 4000–5000 kcal für die Schwersttrainierenden, muß man natürlich teilweise auch schlakkenarme Kost konsumieren, sonst nimmt das Volumen extreme Formen an: denn 1 kg Erdäpfel bringt gleich viel Kalorien wie 10 dkg Speck! Aber welcher Unterschied in der Masse!

Die Ballaststoffe bringen aber auch das Stichwort, um das interessante Thema der „Astronautenkost" kurz zu besprechen. Diese Kostform wurde für die Raumfahrer entwickelt, um möglichst hochwertige Nahrung möglichst volumenarm in der Raumkapsel zu haben, und um den Helden die Verdauungsarbeit höchstmöglich zu ersparen. Das ist den Chemikern auch restlos gelungen!
Man kennt heute alle Gruppen der lebenswichtigen Nährstoffe und kann Menschen mit diesen Präparaten monatelang ernähren. Die Verdauungsarbeit reduziert sich auf das Durchschleusen dieser Reinsubstanzen. Das war ja das Ziel: alle lebensnotwenigen Nährstoffe, optimal gemischt, ohne Ballaststoffe, in einer Form gegeben, die die Resorption sofort ermöglicht, ohne daß der Darm und die Verdauungsdrüsen viel arbeiten müssen.
So weit, so gut: aber die sündteuren Aminosäuren, also die Moleküle, die das Eiweiß = Protein lebenswichtig und unersetzlich machen, riechen und schmecken so schlecht, daß die Astronauten für diese Mahlzeiten höflich dankten. Man sucht nun intensiv nach besserem Gout. Man hat aber noch eine zweite Gruppe von Präparaten gleich mitentwickelt: auch praktisch schlackenfrei, mit allem, was man braucht, aber das Protein noch als Ganzes belassen, sodaß der Darm eine kleine Spaltarbeit leisten muß, um die Aminosäuren zu bekommen. Aber im Dünndarm freiwerdende Aminosäuren pla-

gen unseren Geschmacks- und Geruchssinn nicht mehr!
Mit dem neuen Präparat „Biosorbin MCT"* ist durch die Kombination von Eiklar und Milchprotein eine besonders gute, höchstwertige Eiweißmischung geglückt.
Diese „Halb-Astronautenkost", meistens falsch als die richtige Raumfahrerdiät angesprochen, ist für den Bergsteiger interessant geworden, denn dieses Präparat, das wie ein Milchpulver aussieht und schmeckt, läßt sich, wie eigene Versuche zeigten, glänzend nach individuellen Wünschen mischen. Nescafé, Kakao, Schokoladepulver, Orangensirup, Instant-Kräutertee, Rindessa usw. korrigieren den Eigengeschmack tadellos. Alpinisten in Extremsituationen verwendeten und erprobten es, sodaß sich folgende Möglichkeiten ergaben:

1. Ist das „Biosorbin" eine ideale, schlackenarme Zusatzkost. Man bekommt optimal Kalorien mit allem an Vitaminen, Mineralien usw., gerade wie man's braucht.
2. Ist es am Berg durch das Minimalvolumen und Minimalgewicht eine Idealreserve. Da das Präparat noch jung ist, sind natürlich noch nicht Riesenserien an Beobachtungen da, aber die Pioniere, die es erprobten, betonen alle, daß es nur etwa 10–15 Minuten dauert, die Wirkung zu spüren, wenn man bei Hunger dieses „Biosorbin" schluckt!
3. Das neueste Thema wird das „Gewichtmachen" werden. Durch die rasche Resorption der fast total aufbereiteten Nahrung ist der ganze enorme Säftestrom im Darm nicht notwendig. Dadurch spart der Körper Wasser, Gewicht und Sauerstoff, wenn man sich einige Tage ausschließlich damit versorgt.

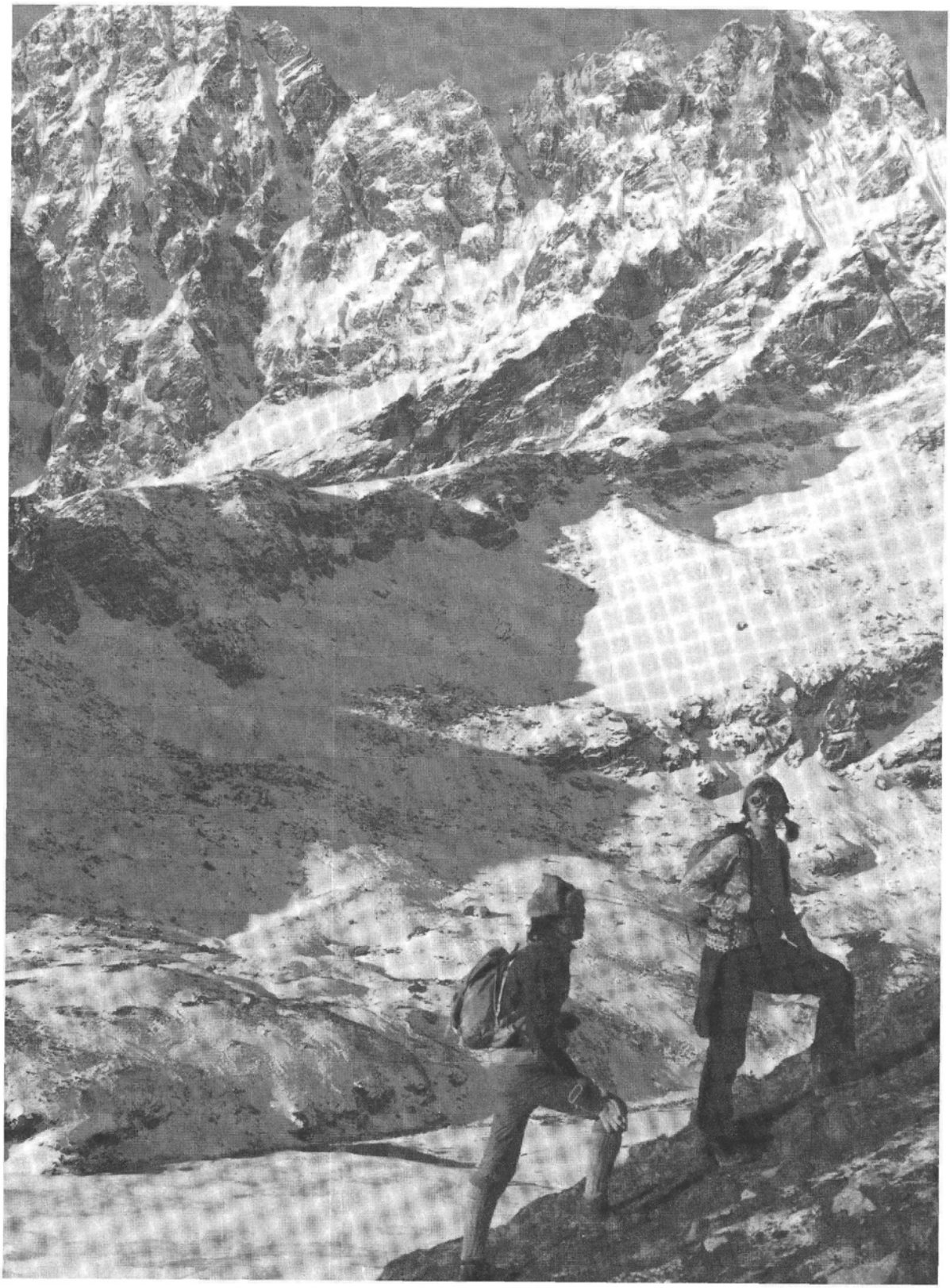
Zusammenfassend kann man sagen, daß diese sogenannte „Astronautenkost" in der Hand gewissenhafter Bergsteiger sicher eine interessante Ernährungshilfe sein wird.

Biosorbin MCT im Einsatz:
In den ersten Augusttagen des Jahres 1975 haben Peter Habeler und Reinhold Messner sich während des sensationellen Aufstiegs durch die Nordwand des Gasherbrunn I (8068 m) nur mit Biosorbin MCT ernährt. Das beweist die hervorragende Eignung in extremen Situationen.

* Bezugsmöglichkeit: Apotheke.

Zu 9. Duft- und Geschmackstoffe:
Diese Reglerstoffe regeln sehr erfolgreich unsere Freude an der Nahrung, wenn sie richtig verwendet werden. Man nimmt erst jetzt, angesprochen und aufmerksam gemacht durch Beobachtungen an Kranken und an Kindern in den Entwicklungsländern, den Wohlgeschmack der Speisen, die Kunst der Küche, fachlich-medizinisch ernst!
Die entscheidend fördernde Wirkung dieser Schmeck- und Riechstoffe auf die Verdauungsarbeit ist objektiv bewiesen; dazu kommen auch noch stimulierende Einflüsse auf die Atmungsorgane, auf Herz und Kreislauf und auf das Nervensystem. Summa summarum ergibt sich eine anregende und allgemein leistungssteigernde Wirkung!
So wäre denn das Thema Ernährung skizzenhaft besprochen. Trockene, theoretische Passagen gehören eben auch dazu, denn die Theorie muß immer die solide Basis und das stabile Fundament der Praxis sein.
In summa braucht also der Bergsteiger im Training:
reichlich Protein = Eiweiß zum Muskelansatz;
reichlich Kohlenhydrate, um die Glykogenspeicher in der Leber und in der Muskulatur zu füllen;
reichlich Flüssigkeit – aber nie kalt, sondern körperwarm, schluckweise trinken;
reichlich Vitamine, aber kein blähendes Gemüse oder Obst;
reichlich Mineralstoffe und Spurenelemente,
damit er nach bestmöglicher Vorbereitung die Höchstleistung anstreben kann.
Unmittelbar vor dem „Wettkampf" am Berg soll er keine üppige, schwere Mahlzeit nehmen (und schon gar keine blähenden Speisen!), denn den Gipfel stürmt man mit vollen Organ-„Speichern", nicht mit zu vollem Magen.
Und dazu Berg Heil und guten Appetit!

Anschrift der Verfasserin:
Dr. Ines Koch
Sternwartestraße 21
6020 Innsbruck



Frauen am Berg

LIA HÖRMANN

Frauen im Eis der Antarktis. Frauen auf Forschungsstation am Meeresgrund. Frauen auf Achttausendern.
Hat es dazu das „Jahr der Frau" gebraucht?
Sicher nicht. 50 Jahre nach der ersten Besteigung des Montblanc im vorigen Jahrhundert erklomm Henriette d'Angeville (oft zitiertes Beispiel) 1838 mit ihrem Troß diesen höchsten Gipfel der Alpen. Um die Jahrhundertwende wurde Cenzi v. Ficker-Sild vom Fürsten von Swanetien für ihre Besteigungen im Kaukasus mit dem Berg Uschba beschenkt („Uschba-Mädel"). 1975 standen die Japanerin Junko Tabei und die Chinesin Panthog auf dem „Dach der Welt", dem 8848 Meter hohen Mount Everest.
Waren, sind sie Außenseiterinnen? Mannweiber? Einzelgängerinnen? Vor kurzem las man in einer medizinischen Abhandlung über Sport und Sex, daß sportliche Höchstleistung, im großen gesehen, eher den häßlichen und virilisierten Typen des Weibergeschlechtes vorbehalten sei, mangels eines anderen Anwertes -- wofür sie den Ausgleich suchten.
Schaut man die Bilder von Mademoiselle d'Angeville an, jenes der zierlichen Cenzi Sild, jene der Everest-Bezwingerinnen – ganz objektiv: hübsche Weiblichkeit. Und so ist es mit Helga, Veronika, Erika und den vielen netten Alpinmädchen, ob blond, ob braun, ob mit Lockenkopf . . .
Wie vermessen sind also Frauen, die es wagen, das Ungewöhnliche zu tun? Wie kühn und frustriert war eine attraktive Madame Curie, als sie zusammen mit ihrem Mann aus der Uranpechblende das Radium isolierte?
Immerhin, die Blickrichtung der Welt wurde nun eingestellt auf all die Frauen, die vordergründig am Zeitgeschehen mitwirken. Auf die Frauen als Regierungschefs, Bürgermeister, Parteiführer, Unternehmer, Wissenschaftler, Piloten, Direktoren. Auf die Frauen in den Ausschüssen – sogar in Hochburgen patriarchalisch geführter Klubs. Auf die Frauen an der Spitze.

Solo Khumbu, Aufstieg zum Gokyo-Peak; im Hintergrund Kangchung-II-Gipfel, 6089 m, I-6103 m O. Wiedmann

Auch auf die Frauen in ihrer konventionellen Rolle als liebendes Weib, Gattin, Mutter; diejenigen, die überzeugt und in aller Stille das Fundament der Gesellschaft zusammenhalten. Die Frauen der Politiker, der Funktionäre, der Bergsteiger. Die Mitarbeiterinnen in den kleinen Gruppen und Sektionen, draußen im „Vorfeld" der alpinen Bewegung. Und all die begeisterten Weggefährtinnen ihrer Männer.
In den folgenden Beiträgen stellen wir Bergsteigerinnen vor - Frauen, die fest in ihrem zivilen Leben stehen, aber mit ungewöhnlichen Leistungen ins Rampenlicht getreten sind: eine Mittelschulprofessorin, die mit ihrem Bruder auszog, einen Siebentausender zu erobern. Eine Biologiestudentin, die Sechsertouren zu führen pflegt. Eine schneidige Alleingängerin, die schon in den zwanziger Jahren das „Überleben am Berg" praktizierte. Die Frau eines Bergführers, die mit ihm kühne, einmalige Unternehmungen mitmacht.
Irgendwie stehen sie für uns Durchschnittsbergsteigerinnen gut. Irgenwie fühlt so manche von uns die Sehnsucht in sich, Weltbergsteigerin, Sestogradistin zu sein, Touren selbständig zu gehen. Und was uns davon in der Realität verbleibt: diese oder jene Tour, das Bergerleben von damals, die Erwartung neuer Fahrten – das macht unser persönliches Bergglück aus. Wir haben es ja leicht: niemand erwartet von uns, daß wir den Männern nachstreben, mit ihnen konkurrenzieren, ihre Bastionen erobern. Wir können das machen, wie es uns eben liegt. Und geschieht dies, wie es die Welt von uns erwartet, im Rahmen unserer Weiblichkeit und der persönlichen Fähigkeiten, so wird es auch Anerkennung geben.
Ein österreichischer Bergschriftsteller drückte das einmal so aus: „. . . Es war und ist den Frauen vorbehalten, durch ihre völlig andersartigen, überraschenden Gedanken, Wünsche und Träume jenen Hauch von Leichtigkeit in die Welt zu bringen, der dem modernen Alpinismus so sehr fehlt."

Anschrift der Verfasserin:
Dr. Lia Hörmann
Wilhelm-Greil-Straße 15
6020 Innsbruck

Noshaq zu zweit

ERIKA SCHROM

Nun, wie kamen wir – mein Bruder Willi und ich – eigentlich auf die Idee, einen 7000er zu besteigen? 1973 hatte ich Gelegenheit, an einer Privatexpedition nach Pakistan teilzunehmen. Damals gelang meinen beiden Begleitern die Erstersteigung eines 6000ers im östlichen Hindukusch, während ich mit über 39 Grad Fieber im Basislager (ca. 5000 m) zurückbleiben mußte. Aber trotzdem (oder vielleicht deshalb?) reizte es mich, nochmals in ein so abgeschiedenes Gebiet zu fahren und mein Glück auf einem anderen Gipfel zu versuchen.

Beim Kauf eines Buches legte mir der Verkäufer noch ein Prospekt dazu – und in beiden war (zufällig) der Noshaq als „leichtester Siebentausender" beschrieben. Meinen Bruder mußte ich nicht erst lange für mein Vorhaben begeistern. Wir hatten zahlreiche Touren in den Ost- und Westalpen gemeinsam unternommen und sind daher bestens aufeinander abgestimmt. Da es uns viel zu riskant erschien, diesen Berg nur zu zweit zu versuchen, sahen wir uns nach zwei weiteren Bergsteigern um.

Etwa zu Ostern begannen wir mit den Vorbereitungen. Bei der Zusammenstellung der Ausrüstungsgegenstände und vor allem der Lebensmittel kamen mir meine 1973 gemachten Erfahrungen sehr zugute. Von einem Teilnehmer der Österreichischen Noshaq-Skiexpedition erhielt ich wertvolle Hinweise über Träger, Hochlager usw. Am meisten Kopfzerbrechen bereitete uns jedoch das Fahrzeug. Während unsere Kameraden mit einem VW-Bus anreisen wollten, stand uns „nur" ein Peugeot 204 mit über 100.000 Fahrkilometern zur Verfügung. Aber außer zwei Wackelkontakten und einem Patschen hatten wir keinerlei Pannen!

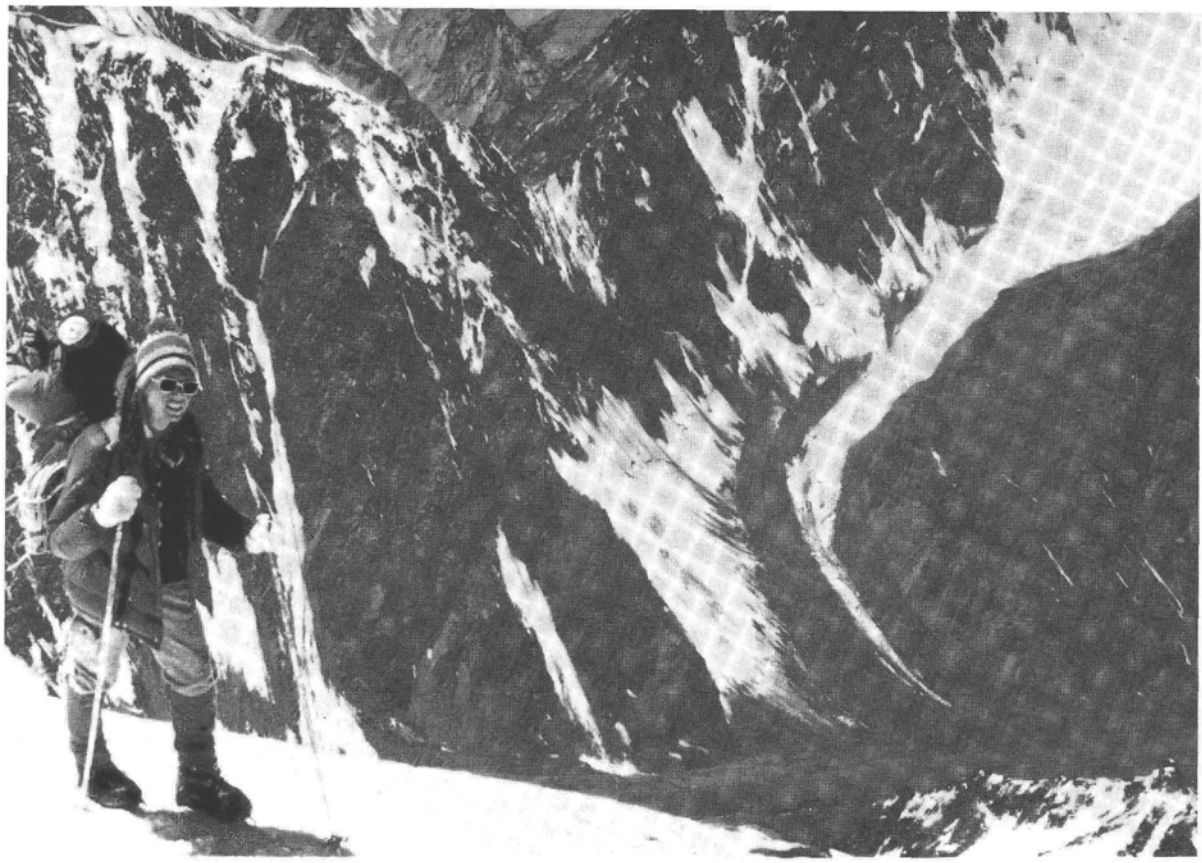
Am 13. Juli 1974 reisten wir ab. Da mein Bruder und ich früher als unsere Bergkameraden abreisen konnten, blieb uns unterwegs noch Zeit, den 5670 m hohen Demawend zu besteigen.

In Kabul trafen wir wie vereinbart am 28. Juli unsere beiden Begleiter. Wir hatten den österreichischen Botschafter bereits von unserem Vorhaben informiert. Trotz seiner Unterstützung war es noch ein harter Kampf, die Ersteigungsbewilligung zu erhalten. Nur mit viel Geduld und Hartnäckigkeit hat man dort eine Chance, den unbeschreiblich umständlichen afghanischen Bürokratismus zu besiegen. Nach drei Tagen händigte man uns die heißersehnte Bewilligung endlich aus. Wir hatten zwar keine Ahnung, was auf diesem Zettel geschrieben stand, aber das Gekritzel erhellte selbst die finstere Miene manch eines Gesetzeshüters.

Voller Hoffnungen und dennoch mit gemischten Gefühlen machten wir uns noch am selben Abend zur 800 km langen Anreise auf. Von Kabul ging es zunächst nach Norden, zum berühmten Salang-Paß, der in einer Höhe von 3300 m den Hindukusch überwindet. Dahinter liegt die feucht-schwüle Ebene von Kunduz. Da dort die Asphaltstraße endet, ließen wir schweren Herzens unseren so verläßlichen Pkw bei einem Hotel zurück. Wir mieteten einen Kleinbus, der uns in 24stündiger Fahrt nach Faizabad brachte, der letzten Oase der Zivilisation, denn von hier kann man nur mehr mit geländegängigen Fahrzeugen weiterfahren.

Die Straße nach Quazi Deh, dem Ausgangspunkt für den Noshaq, verläuft meist in gefährlicher Nähe des wild schäumenden Kotschka-Flusses. Alsbald waren wir von Kopf bis Fuß von einer dicken Staubkruste überzogen. Der Sand knirschte zwischen den Zähnen. Erbarmungslos brannte die Sonne auf uns hernieder. Wir hielten nur an, wenn es galt, einen Patschen zu flicken oder um die Einreisegenehmigung vorzuweisen.

Auf halbem Weg zwischen Faizabad und Quazi Deh führt die Straße durch ein Hochtal, das in seiner gesamten Breite von einem verwilderten Fluß eingenommen wird. Es gibt hier keine Brücken; lediglich einige Steinmänner kennzeichnen die Furt. Es war schon dunkel, als wir diese Stelle erreichten, und da unser Fahrer diese Strecke nicht kannte, fuhr er zu tief in das Wasser; nach einem kurzen Aufheulen des Motors war es aus. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns einen halbwegs trockenen und nicht allzu steinigen Schlafplatz zu suchen. Das Wasser war eiskalt, und wir hatten größte Mühe, barfuß und zitternd vor Kälte auf den rutschigen Steinen der Strömung standzuhalten. Im Schein der Taschenlampen und des Mondes brachten wir noch rasch unsere Ausrüstung in Sicherheit, da das Wasser dieser Bäche erfahrungsgemäß in der Nacht stark anschwillt und wir Angst hatten, daß auch das Innere des Bus-



Erika am Weg zum Gipfel des Noshaq *W. Schrom*

ses überspült würde. Tatsächlich reichte das Wasser am nächsten Morgen bis über den Kotflügel.

All unsere Versuche, den Bus wieder flott zu machen, scheiterten.

Zufällig kam ein klappriger Lkw daher, der uns mit seiner Stahltrosse den Bus ins Trockene zog. Hier wartete die nächste böse Überraschung: Es war Wasser im Öl, und wir hatten keine Reserve mit. Was blieb unserem Fahrer anderes übrig, als mit dem Lkw bis zum nächsten, ca. 100 km entfernten Ort zu fahren, um dort Öl zu holen?

In der Zwischenzeit richteten wir es uns in dieser Stein- und Wasserwüste den Umständen entsprechend gemütlich ein. Den ganzen Tag über kam kein Fahrzeug mehr des Weges, nur einige Einheimische besuchten uns, um Kleider oder Medikamente zu erbetteln.

Mit Tagebuch schreiben, kochen, essen und baden verging die Zeit. Das Thermometer zeigte 68 Grad C in der Sonne, und Schatten gab es keinen. Mit Sonnenuntergang verkrochen wir uns aber rasch in unsere Schlafsäcke, da schlagartig ein stürmischer, eiskalter Wind einsetzte. Am zweiten Tag kam kein Fahrzeug vorbei, und auch die Besuche der Einheimischen blieben aus. Als auch gegen Mittag des dritten Tages von unserem Fahrer noch immer nichts zu sehen war, beschlossen unsere beiden Begleiter, zu Fuß aufzubrechen. Jeder von ihnen hatte zwei große Rucksäcke umgehängt: einen vorne und einen auf dem Rücken. So wollten sie bis zum nächsten Ort marschieren (100 km!), und von dort hofften sie, mit einem Fahrzeug zurück nach Faizabad zu kommen. Obwohl sie unterwegs unseren Fahrer trafen, blieben sie bei ihrem Entschluß. Da uns etwas mehr Zeit zur Verfügung stand, beschlossen wir, allein weiterzufahren.

Unter Quazi Deh hatten wir uns immer einen Ort vorgestellt, und daher waren wir nicht wenig erstaunt, als unser Fahrer plötzlich bei einer Lehmmauer anhielt und zufrieden sagte: Quazi

Deh. Durch eine ca. 1,5 m² große Tür kroch ein Mann heraus, der sich als „Chef-Police" vorstellte und natürlich sogleich die Einreisebewilligung sehen wollte. Er war der einzige, der einige Brocken einer Fremdsprache herausbrachte, und mit viel Phantasie war es „Englisch". Wir folgten ihm durch die Öffnung in einen Hof. Dort konnten wir unsere Sachen abstellen und in einer übelriechenden Bude auf dem gestampften Lehmboden übernachten.

Beim Zusammenstellen der Lasten versuchten wir, unsere 150 kg Ausrüstung möglichst gleichmäßig auf sechs Träger zu verteilen, um beim absichtlichen oder unabsichtlichen Verlust eines Gepäckstückes noch über genügend Reserve zu verfügen.

Die Neugierde des Chef-Police kannte keine Grenzen. Alles wanderte zuerst durch seine Hände, bevor wir es einpacken konnten.

Erst nachdem er die einzelnen Gepäckstücke auf unserer Federwaage nachgewogen hatte, durfte sie der Träger übernehmen. Allerdings marschierten die ersten bereits los, bevor wir alle Lasten vergeben hatten. Aus unserer Absicht, die Träger nicht aus den Augen zu lassen, wurde somit nichts, und wir konnten nur hoffen, im Basislager wieder alles vorzufinden.

Die erste Tagesetappe führte an einer Alm vorbei bis zum Mandaras-Fluß, wo auf einer herrlichen Wiese in ca. 3000 m Höhe die Zelte aufgestellt wurden. Schon vor Sonnenaufgang weckte uns Nyad Chan, der Chef der Träger. Er brachte jedem von uns ein heißes Tschappati, ein sehr nahrhaftes und schmackhaftes Fladenbrot aus Mais- und/oder Weizenmehl, das die Träger auf heißen Steinen backen.

Da der Mandaras durch das Schmelzwasser untertags so stark anschwillt, daß er nicht mehr durchquert werden kann, muß man sehr früh aufbrechen. Manche Noshaq-Anwärter müssen hier bis zum Bauch in das eiskalte Wasser. „Je größer die Gruppe, umso tiefer das Wasser" scheint das Motto der Träger zu lauten! Glücklicherweise waren wir nur zu zweit, und daher „genügte" Knietiefe.

Der Anmarsch führt größtenteils unmittelbar am Flußufer entlang. Teils sieht man deutliche Steigspuren, teils muß man über die vom Wasser überspülten Steine balancieren.

Alsbald erreichten wir die zweite Schlüsselstelle: einen Quergang in brüchiger Uferwand. Die Träger zeigten uns jeden Griff und Tritt, trotzdem war mir nicht ganz wohl, als ich meinen Bruder beobachtete, wie er mit der gesamten Fotoausrüstung und dem Großteil des Geldes hinwegturnte. Die schwächeren Träger umgehen diese Stelle in einem ca. zweistündigen Umweg.

Die Träger nützten jede Gelegenheit, um zu rasten. Einmal naschten sie Erbsen, ein andermal Johannisbeeren, die hier auf über 3000 m Höhe wild wachsen. Je höher wir hinaufkamen, desto häufiger lehnten sie ihre Last an einen Stein, um etwas zu verschnaufen.

Gegen Mittag erreichten wir die zweite Alm. Dort wurde in einer Blechdose mit trockenem Gras als Brennmaterial Tee gekocht. Nun führte der Weg den schuttbedeckten Gletscher entlang, bis wir schließlich über eine lange Moräne das Basislager in ca. 4300 m Höhe erreichten.

Wir waren angenehm überrascht, hier eine gemütliche kleine Zeltstadt vorzufinden. Außer einer großen tschechischen Expedition waren noch eine amerikanische und eine österreichische Gruppe da. Hier erlebten wir wieder einmal, wie klein doch die Welt ist. Nachdem uns einer der Österreicher eine Weile nachdenklich gemustert hatte, meinte er „Teifl no amal, den Bruader mit der Schwester, die hab i do schon amal wo g'sehn!" Jetzt konnten auch wir uns an dieses Gesicht erinnern – wir hatten uns vor einigen Jahren auf einer Skitour in der Schweiz kennengelernt.

Mit Spannung sahen wir der Entlohnung der Träger entgegen. Mit sechs Trägern waren wir von Quazi Deh aufgebrochen, aber zwölf Träger kamen im Basislager an! Wir waren natürlich nicht gewillt, die doppelte Anzahl zu entlohnen. Willi zählte Nyad Chan, der das Geld für alle entgegennahm, 6 × 800 Afs (ca. 300 öS) in die Hand. Zu unserem größten Erstaunen war er tatsächlich mit nur sechs „Gehältern" zufrieden und verteilte das Geld nach eigenem Ermessen unter die Träger!

Erfreulicherweise lagen auch sämtliche Gepäckstücke ordentlich nebeneinander, und es fehlte nicht ein einziges Stück. Vermutlich waren uns die Träger deshalb so wohlwollend gesinnt, weil wir ihnen bereits beim Anmarsch verschiedene Geschenke, wie z. B. alte Socken und Turnschuhe versprochen hatten.

Wir begannen, nun uns im Basislager gemütlich einzurichten. Ein Zelt wollten wir komplett mit Schlafsäcken, Schaumgummi, Kocher usw. hier zurücklassen, um notfalls ohne Gepäck rasch absteigen zu können.

Da uns keine Träger mehr zur Verfügung standen, hatten wir den Weiterweg so geplant: Aufstieg so weit als möglich – Errichtung eines Depots und Abstieg – am nächsten Tag wieder Aufstieg mit dem restlichen Gepäck und Übernachtung – Depot . . . usw.
Nach einem Rast- und Akklimatisationstag stiegen wir mit 12 bzw. 20 kg Gepäck über eine lange Schutt- und Felsrippe bis auf ca. 5200 Metern Höhe auf. Dort hinterlegten wir alles im Biwaksack und stiegen sofort wieder ab. Diese Rippe erinnerte uns ein wenig an den Hörnligrat. Sie ist der beschwerlichste Teil des ganzen Anstiegs, und daher beschlossen wir, am nächsten Tag mit noch mehr Gepäck aufzusteigen, um diesen unangenehmen Teil möglichst rasch hinter uns zu bringen. Da wir erst am späten Nachmittag das Ende der Felsrippe erreichten, luden uns die Tschechen, die hier ihr Lager 1 errichtet hatten, ein, bei ihnen zu übernachten. Wir nahmen natürlich gerne an. Sie hatten auf jedem halbwegs ebenen Platz ein oder mehrere Zelte stehen und bewiesen uns echte Bergkameradschaft; wann immer wir vorbeikamen, streckte uns schon eine Hand heißen Tee, Suppe oder Kompott entgegen! Leider konnten wir nur ein einziges Mal diese Gastfreundschaft erwidern, als sie nämlich einen ihrer Kameraden abtransportierten. Dieser war wegen Schlechtwetter mehrere Tage auf Lager 3 (7000 m) festgehalten gewesen und nun so geschwächt, daß er aus eigener Kraft nicht mehr stehen konnte. In einem Schlaf- und Biwaksack (ähnlich wie im Akja) mußte er zu Tal geschleift werden. Da konnten endlich wir einmal für sie Tee kochen.
Da wir für Lager 1 einen Rasttag geplant hatten, standen wir am nächsten Morgen erst spät auf. Es hatte in der Nacht leicht geschneit, aber bald trocknete wieder alles. Unser Frühstück war stets sehr ausgiebig: 1 Liter Birchermüsli, mit Pulvermilch zubereitet und mit Honig und Haselnußmus verfeinert, dazu einige Scheiben Vollkornbrot mit australischer Dosenbutter, Honig oder Hartwurst und natürlich Tee. Dafür aßen wir untertags kaum etwas. Wir kochten meist im Zelt, bei großer Kälte sogar im Schlafsack. Von allen Kochern bewährte sich das blaue Camping-Gaz am besten. Ich wärmte die Kartusche meist zwischen den Knien, und so brannte sie auch noch in 7000 m Höhe tadellos.
Das Nichtstun wurde uns bald langweilig und daher beschlossen wir, trotz Rasttag noch ein Stück aufzusteigen. Auf ca. 6000 m Höhe fanden wir einen großen Felsblock, wo wir die Sachen gut deponieren konnten. Der gesamte Aufstieg zwischen 5200 m und 6800 m bewegt sich über einen mäßig steilen Schnee- und Eishang bzw. direkt auf dem Grat. Wir zogen es vor, ohne Seil zu gehen, da so jeder sein Tempo seinem eigenen Atemrhythmus anpassen konnte. Lager 1 wurde zu unserem vorgeschobenen Basislager. Für den Notfall ließen wir hier ein Zelt, Kocher und Lebensmittel zurück.
Bevor wir unser Lager 2 in 6400 m Höhe auf dem letzten, ebenen Felssporn vor der großen Barriere errichteten, konnten wir wieder einmal eine Nacht in einem Tschechenzelt verbringen, wodurch wir uns einen ganzen Tag ersparten. Anderntags stiegen wir zum vorgesehenen Platz auf und deponierten für unser winziges Zweimannzelt Schlafsäcke, Schaumgummi usw.; er war gerade groß genug dafür. Sofort stiegen wir wieder ab, um das restliche unter dem großen Felsblock deponierte Gepäck zu holen.
Heute erschien mir mein Rucksack um vieles schwerer als am Vortag; wohl deshalb, weil ich schlecht geschlafen hatte, da mir im (einwandigen) Zelt ständig das Kondenswasser in das Gesicht getropft war. Willi merkte bald, daß ich mit dieser Last unseren Lagerplatz kaum erreicht hätte und nahm mir Kocher und einige Gaskartuschen ab.
Es war schon spät, als wir ankamen. An Rasten war nicht zu denken, denn dunkle Wolken kündeten Schlechtwetter an. Nur mit größter Mühe konnten wir das Zelt auspacken; der Sturm riß es uns fast aus den Händen. Die Sonne war längst untergegangen, aber das Zelt stand noch immer nicht. Der Zeltboden war in der Kälte zerbrochen und das Überzelt paßte heute nicht auf die Firststange. Willi schlug vor, uns zum Schlafen einfach in die Zeltplane einzuwickeln. Mir schien es jedoch zu ungemütlich, in dieser Höhe ohne Dach über dem Kopf zu biwakieren. So band ich das Zelt mit Hilfe einer Perlonschnur an großen Steinen fest, die mein Bruder mühsam herbeischleppte. Immer wieder mußte ich die Hände unter die Daunenjacke stecken, aber trotzdem erwärmten sich die Finger nicht mehr so richtig. Mein Bruder konnte und wollte mir auch nicht so recht helfen, warum, das erfuhr ich erst viel später: er schrieb dazu in seinem Tagebuch: „. . . mehrmals versuchte ich, Erika davon (vom Zeltaufstellen) abzubringen, doch ich konnte mich mit ihr nicht mehr ver-

ständigen. Obwohl ich noch klar denken konnte, war es mir plötzlich trotz aller Anstrengungen nicht mehr möglich, einen Satz fertigzusprechen . . ." Ich merkte natürlich nichts von seinen Sprachstörungen, für mich gab es nur eines – das Zelt halbwegs sturmsicher zu verankern. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit konnten wir dann endlich hineinkriechen. In der Wärme des Schlafsackes begannen meine Zehen und Finger sofort heftig zu schmerzen. Mein Bruder massierte mich, so gut er konnte. An Schlafen war nicht zu denken. Das Perlonzelt knatterte wie ein Maschinengewehr. Immer wieder drückte der Sturm die Seitenwand ein. Ob es wohl standhalten würde? Ich lag an der Sturmseite und wurde ständig von den heftigen Böen mitsamt meiner Schaumgummiunterlage und dem Zeltboden emporgehoben. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als mit meinem gewichtigeren Bruder Platz zu tauschen.

Am Morgen war es windstill und wolkenlos. Erik von der amerikanischen Gruppe, die ziemlich gleichzeitig mit uns aufstieg, kam allein von Lager 2 herauf. Einige seiner Freunde hatten am Vortag Lager 3 errichtet und warteten dort auf ihn. Wir waren erst am späten Vormittag für den Gipfelsturm gerüstet. Relativ rasch hatten wir die Felsbarriere überwunden und auch das große, flache Plateau hinter uns gebracht. Kurz vor dem letzten Aufschwung zum Westgipfel leuchtete das orangegelbe Zelt der Amerikaner. Mein Rucksack blieb hier zurück, da wir mit dieser Gruppe bereits im Tal ausgemacht hatten, daß diejenigen, die zuerst den Gipfel erreichten, ihr Lager 3 den Nachkommenden zur Verfügung stellen.

Eric torkelte bereits talwärts. Er wies alle Anzeichen von Höhenkrankheit auf: Kopfweh, Erbrechen, Nasenbluten . . . Für ihn war es zweifellos sehr vorteilhaft, daß er sogleich und ohne Gepäck zu unserem Lager 2 absteigen konnte. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir bis zum 7200 m hohen Westgipfel aufgestiegen sind. Zeit spielte hier oben für uns keine Rolle. Jeder achtete hauptsächlich darauf, nicht aus dem Rhythmus zu kommen. Alle 20 bis 30 Schritte mußten wir eine kleine Schnaufpause einlegen. Dabei waren die Skistöcke zum Aufstützen wesentlich praktischer als z. B. ein Eispickel gewesen wäre, da der Brustkorb nicht eingeengt wird und man viel freier atmen kann.

Auf dem Westgipfel ließen wir auch Willis Rucksack liegen. Nur die Fotoapparate, die wir wegen der großen Kälte unter der Daunenjacke trugen, nahmen wir mit. Es war ein herrlicher Tag, außer einigen Monsunwölkchen im äußersten Osten nicht die geringste Trübung! Immer wieder schweiften unsere Blicke hinüber zum Tirich Mir, dem mächtigsten und höchsten Gipfel des Hindukusch; auf der anderen Seite ragen die schneebedeckten Gipfel des Little Pamir empor. Irgendwo tief unten im Dunst fließt der Oxus, der hier die Grenze zwischen Afghanistan und der UdSSR bildet.

Endlos lang erschien uns der völlig problemlose Grat hinüber zum Hauptgipfel. In jeder Kuppe vermuteten wir den Gipfel – nein, wieder nichts, aber vielleicht die nächste oder übernächste, dann würden wir es geschafft haben.

Viel Zeit kostete das Fotografieren: trotz der grimmigen Kälte mußten wir immer wieder ein Bild machen, zu überwältigend war der Rundblick bei diesem traumhaft klaren Himmel.

Je höher wir hinaufstiegen, umso stärker kam Sturm auf. Es war fast unmöglich, aufrecht zu stehen oder sich auf die Skistöcke zu stützen. Schritt für Schritt kämpften wir uns weiter. Es war mehr ein Kampf gegen den Sturm als ein Kampf mit der Höhe. Erfreulicherweise waren die befürchteten Beschwerden, wie Atemnot, Kopfweh und Ähnliches, ausgeblieben.

Gegen 16 Uhr, am 18. August 1974, hatten wir es dann geschafft – der 7492 m hohe Hauptgipfel des Noshaq war erreicht. Wegen der heftigen Windböen und der eisigen Kälte begnügten wir uns mit wenigen Gipfelfotos. Schweren Herzens blickten wir hinüber zum etwas niedrigeren Ostgipfel. Aber es war schon sehr spät und die langen Schatten im Tal mahnten zur Umkehr.

Schneller als erwartet waren wir beim Westgipfel zurück. Ein Schluck aus der Thermosflasche, ein letzter Blick zurück zum Tirich Mir und schon ging es weiter hinunter. Vorsichtiger als je zuvor setzten wir einen Fuß vor den anderen, um ja nicht mit den Steigeisen zu stolpern – wir waren weit und breit die einzigen . . .

Im schrägen Licht der letzten Sonnenstrahlen erreichten wir das Zelt der Amerikaner. Jetzt erst spürten wir die Müdigkeit und den Hunger: zum Abendessen gab es wie üblich Erbswurstsuppe, Kartoffelpürree, Pumpernickel, Camembert, Cervelatwurst und Tee; dazu noch eine halbe Schlaftablette und ein Durchblutungsmittel. Wir schliefen stets sehr gut, nur immer viel zu lang!

Große Schwierigkeiten bereitete es uns am nächsten Tag, das festgefrorene Zelt auszupickeln und abzubauen. Oberhalb der Barriere genossen wir zum letzen Mal den grandiosen Rundblick über die zahllosen Gipfel des Hindukusch. Tief unten lagen die Zelte des Basislagers als winzige Punkte auf dem schuttbedeckten Gletscher.

Leider hatten die Amerikaner unser Lager 2 nicht abgebaut, sondern nur die Schlafsäcke mitgenommen. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als auch noch diese Sachen aufzupacken. Unsere Rucksäcke waren zu klein, und daher stopften wir einen Teil der unzerbrechlichen Gegenstände in einen starken Plastiksack. Diesen befestigte mein Bruder mit einer Reepschnur an seinem Handgelenk und ließ ihn über die Schneefelder abrutschen oder zog ihn hinter sich her wie einen Hund. Über felsiges Gelände mußten wir den „Noshi" (so tauften wir den Sack) jedoch tragen. Auch unser Lager 1 mußte noch in den Bauch des Noshi. Obwohl wir Lebensmittel am Berg zurückgelassen hatten, mußten wir bald einsehen, daß wir den Abstieg mit diesen Lasten in einem nicht schaffen würden. Wie so oft auf dieser Bergfahrt, kam uns auch diesmal wieder ein glücklicher Zufall zu Hilfe: Auf ca. 5200 m trafen wir eine österreichische Bergsteigergruppe im Aufstieg. Einer ihrer Sherpas stieg ohne Gepäck ins Basislager ab. Er nahm bereitwilligst einen Teil unserer Sachen mit. Trotzdem wogen unsere Rucksäcke bei der Ankunft im Basislager noch über 20 kg!
Im Basislager hatte sich in den dreizehn Tagen unserer Abwesenheit allerhand geändert. Die Tschechen waren längst abgereist, ebenso die Amerikaner, dafür wurden wir von den Österreichern umso herzlicher empfangen. Einziger verbliebener Bewohner war der Lagergockel, der stets alle pünktlich um sechs Uhr geweckt hatte. Heute hatte aber sein letztes Stündlein geschlagen und er wanderte in den Suppentopf des Sherpakochs.

Die Österreicher hatten glücklicherweise auch einen Expeditionsarzt dabei, der meinen inzwischen dunkelbraun verfärbten und völlig gefühllosen Finger verband. Auch die Zehen zeigten Erfrierungserscheinungen und mußten sofort behandelt werden.

Zufällig kam an diesem Tag auch Nyad Chan mit einer Gruppe polnischer Bergsteiger herauf, und wir konnten ihn und drei seiner Leute überreden, am nächsten Morgen mit uns abzusteigen.
In Quazi Deh angekommen, wurden wir sofort von einer Schar neugieriger Männer umringt, und der „Chef-Police" hatte alle Hände voll zu tun, unseren Lagerplatz freizuhalten.
Zu unserer größten Freude kam noch ein Lkw an, der am nächsten Morgen nach Faizabad weiter fuhr. Zwar weigerte sich der Fahrer anfangs; erst als wir bereit waren, den doppelten Preis zu bezahlen, nahm er uns auf der Ladefläche mit.
Mit dem „Linienbus" fuhren wir von Faizabad nach Kunduz, wo wir unseren Pkw unversehrt wiederfanden. Über Bamyan–Band-e-Amir und den 3700 m hohen Hadjigak-Paß ging es zurück nach Kabul, wo es wegen des Staatsfeiertages mehrere Tage dauerte, bis unsere Visa verlängert wurden. Von Kabul fuhren wir über die Normalroute Herat – Meshed – Teheran – Ankara – Istanbul in die Heimat zurück. Am 13. September 1974 kamen wir an.
Sicherlich verdanken wir diese „perfekte" Bergfahrt nicht nur der sorgfältigen Planung und Vorbereitung, sondern auch unserer guten Zusammenarbeit und nicht zuletzt einer Reihe von günstigen Zufällen. War es wohl überhaupt nur ein Zufall, daß uns die Besteigung des Noshaq zu zweit gelungen ist?

Anschrift der Verfasserin:
Mag. Erika Schrom
Burgenlandstraße 8a
6020 Innsbruck

Die beschriebene Kundfahrt kann jetzt nur mehr in Verbindung mit dem dortigen Reisebüro AFGHANTOURS/Kabul unternommen werden.

Piz-Badile-NO-Wand (VI–)

VERONIKA SINT-MENZEL

Für viele Bergsteiger haben jene Touren den größten Wert, in denen sie es „fast" erwischt hätte. Wenn sie nachher erzählen können: „damals in der Nordwand . . ." und beim Zuhören läuft einem noch die Gänsehaut über den Rücken.
Ich mag ihn nicht, diesen Kampf gegen Steinschlag, Wettersturz und Gewitter. Für mich war es immer am Schönsten, wenn alles gut ablief und ich mich am Abend nach der Tour zufrieden in einem weichen Bett ausstrecken konnte. Der Tag zog dann noch einmal an mir vorüber: das Höherklimmen in festem, rauhem Gestein; die Sonne, die auf durchglühten Fels scheint und die Freude am Gipfel.
Ah! Wie fein ist es, auf dieser weichen Wiese oberhalb der Sass-Fura-Hütte im Bergell zu liegen. Eben sind wir von der Piz-Badile-Nordostwand zurückgekommen. Im Schlafsack ist es angenehm. Wenn ich den Kopf zurückbiege, erkenne ich die dunkle Gestalt des Badile, in einen schwarzen, von Sternen übersäten Himmel getaucht. Vielleicht ist beim Bergsteigen die Erinnerung das schönste?
. . . Nach einer Nacht, die wir auf einer in abgeschliffene Granitbuckel eingebetteten Wiese verbracht hatten, wecken uns am Morgen die ersten Badileanwärter. Sie stolpern über uns. Nichts als auf, denn von der Sass-Fura-Hütte zieht ein Heer von Lichtlein herauf! Die wollen sicher alle in die Nordostwand.
Wir beeilen uns, werden aber von den meisten überholt. Wir hetzen zum Einstieg, doch siehe da! Wo die Kante beginnt, verwandeln sich viele Nordostwand-Konkurrenten in Kantenkletterer. Von hier aus muß man bis auf den Cengalogletscher absteigen, um von dort zum Einstieg der Nordostwand zu gelangen. Aber dort! Oberhalb des Gletschers zieht ein Band direkt zur ersten Verschneidung. Auf ihm befinden sich zwei Gestalten. Wie Indianer schleichen wir ihnen nach und erreichen tatsächlich so die erste Verschneidung. Hurra! Die anderen Seilschaften sind unter uns. Dieter beginnt zu klettern. Er führt seinen Vater. Eine Vater-Sohn-Seilschaft gibt es selten. Dann überreicht Ernstl mir die Karabiner. Ich verstehe, ich soll führen.

Veronika in der Piz-Badile-NO-Wand *Archiv Sint-Menzel*

Unser Sextett wird durch Peter und Raimund vervollständigt.
Die Kletterei ist herrlich. Ich lege meine Hände auf den festen, warmen Granit. Er riecht anders als Kalk, angenehmer. Ernstl klettert schnell nach, denn wir möchten die Seilschaft vor uns nicht verlieren. Wenn ich den Weg suchen müßte, verkletterte ich mich bestimmt. Die Wand ist nicht sehr steil, worüber ich ganz froh bin.
Wir queren in einen langen Kamin hinein. „Bei schlechtem Wetter wird diese Tour zur Falle", meint Ernstl. Es schaudert mich, wenn ich die Plattenflucht betrachte und mir vorstelle, wie Sturzbäche die Wand hinabrasen.
Nach der Tour seilen und klettern wir die Kante hinunter. Einmal graupelt es aus heiterem Himmel. Es wird kalt. Ich beginne zu ahnen, was hier ein Wettersturz bedeutet. Doch bald ist der Himmel wieder blau. Ich fühle mich jetzt matt, fast gereizt. Wir erreichen den Einstieg der Kante, die Müdigkeit verfliegt, und die Erinnerung, die schöne Erinnerung, beginnt.

Erlebnis eines Bergurlaubes

VERONIKA SINT-MENZEL

Wir hatten August. Die Sonne brannte schon tagelang auf das Land und auf die Dörfer und Städte. Der Boden war überall ausgetrocknet, staubig, rissig, fahl wirkte er. Die Menschen seufzten über diese Hitze, die Eisdielen waren überfüllt und auch die Schwimmbäder. Nur die Kinder freuten sich, denn sie hatten Ferien, und dunkelbraun gebrannt trieben sie sich auf den Straßen, in den Wäldern, in den Seen und Bächen herum.
Viele Menschen mußten arbeiten, man konnte aber auch . . . in den Keller flüchten, sich aufs Bett legen, ans Meer fahren oder in die Berge gehen.
Eben hatte ich erfahren, daß der geplante Bergurlaub ins Wasser fallen würde. Mein Freund hatte noch gesagt: „Und sitz bei so einem Wetter ja nicht herum, marsch, such dir einen Partner." Woher nehmen?
Ich telefonierte, lief, raste durch die Stadt – und fand ihn, den Ersatzkletterpartner.
Wenige Stunden später waren wir unterwegs. In Landeck regnete es bereits, und als wir in Chamonix eintrafen, regnete es immer noch. Wir stellten unser Zelt auf und strolchten umher. Bis sich ein Hoch aufzubauen begann.
Als „Eingehtour" beabsichtigten wir den Direkten Droites Nordostpfeiler zu durchsteigen. Denn dieser ist mit V angegeben und einen „Fünfer", so sagten wir uns, den derpacken wir immer noch. Es störte uns auch nicht, daß der Pfeiler 1200 m hoch ist.
Das Argentièrebecken – gewaltig wirkte es, als wir zur Argentièrehütte stapften. Schimmernde Eiswände . . . Wandfluchten . . . Felspfeiler . . . unser Pfeiler . . . riesig ist er.
Es dämmerte, als wir die Hütte verließen. In den Wänden um uns waren Lichter. In der Courtes, in den Nordabstürzen der Vertes.
Dort am Einstieg – Gestalten? Ob die dasselbe vorhaben?
Es war eine französische Seilschaft.
Sepp und ich, wir wechselten im Führen ab, eine Seillänge gehörte ihm, die nächste dann immer mir. Ich versuchte knapp hinter den Franzosen zu bleiben, denn die beiden besaßen eine Tourenbeschreibung, wir nur eine Skizze aus Pauses „Extremem Fels".
Einmal ging es durch eine brüchige Verschneidung. Der Wandteil hier bestand aus übereinandergeschichteten, lockeren Steinen. Vorsichtig spreizte ich höher, streckte mich, um eine kleine Leiste zu erreichen. Da brachen die Blöcke zusammen, stürzten in die Tiefe. Lange harrte ich regungslos, zutiefst erschrocken.
Dann deuteten die Franzosen an, daß wir jetzt die Führung übernehmen sollten. Über uns waren Risse, die sich schlossen, Überhänge, Platten. Wo waren wir hingeraten? Sepp versuchte es links, wollte gerade hinauf, es ging nicht. Die zwei anderen schauten zu.
Rückzug, abseilen.

Es war spät, als wir, fast wieder beim Einstieg, zu klettern begannen. Wir waren jetzt links (im Sinne des Aufstiegs) vom Direkten Pfeiler. Die französische Seilschaft kehrte zur Hütte zurück.
Gegen abend erreichten wir einen mit Schnee gefüllten Kamin. Sepp übernahm jetzt allein die Führung.
Am Morgen: eisüberzogene Felsen, steile Grataufschwünge. Immer wieder mußten wir in die Nordwand hineinqueren. Es war steil hier und manchmal schlugen wir den Hammer in das Wassereis, zogen uns daran auf. Wir sicherten an festgefrorenen Blöcken. Sepps Bewegungen waren ruhig, wo hatte er dieses Können her, es war doch seine erste Bekanntschaft mit den Westalpen!
Nimmt das hier nie ein Ende?
Seit einigen Stunden verfärbte sich der strahlend blaue Himmel, viele Wolken zogen auf und Nebel hüllte uns ein.
Wettersturz.
Endlich – der Gipfel!
Und wieder war es Abend geworden. Auf einem schmalen Felsband schlüpften wir schnell in die Daunenwesten, in den Biwaksack.
„In der Nähe des Gipfels soll man nicht biwakieren, es ist zu gefährlich."
„Ich weiß, aber wie sollen wir den Abstieg finden, im Nebel, im Dunkeln?" „Am Gipfel soll man nicht biwakieren . . ."
Donner in den Morgenstunden. Wo sind wir, was ist geschehen?
Überall Schnee. „Spürst Du die weiche Decke auf dem Biwaksack?" Noch einmal Grollen, nahe diesmal. Nichts wie weg!
Schnell dieses Couloir hinunter, hier an diesem Block, siehst du nicht die Reepschnur? Hoffentlich ist es die richtige Rinne!

Sepp ließ sich ins Nichts gleiten. Ich wartete und betete. Sturm umfing mich, es schneite heftig. Stundenlang seilten wir uns ab, ins Graue, ins Dunkle. Später riß der Nebel auf, das Wetter beruhigte sich, wir aber bahnten uns einen Weg nach unten, immer weiter nach unten.
Wir erreichten die Couverclehütte, um ein Erlebnis reicher. Die „Eingehtour" war eigentlich keine solche gewesen und in Zukunft würden wir bei der Wahl unserer Touren etwas vorsichtiger sein.
Aus dem Ersatzpartner war ein Kamerad geworden. (Übrigens: Vier Haken hatten wir im Pfeiler vorgefunden, die Standhaken miteinberechnet.)
Es folgten einige müßige Tage, doch da der Urlaub noch nicht zu Ende war, brachen wir bald zum Bonattipfeiler an den Drus auf, aber das ist eine andere Geschichte.

Abenteuer am Bonattipfeiler

VERONIKA SINT-MENZEL

Im Montblancgebiet erheben sich mitten in einer Welt aus Eis und Schnee die Drus. Riesige Granitklötze, die trotz ihrer Plumpheit elegant emporstreben. Zahllose Kletterrouten führen durch die Risse, die Kamine und über die Platten dieser Giganten.
Im letzten Sommer einmal, da stapften mein Gefährte Sepp und ich durch den pappigen Nachmittagsschnee von den Grands Montets zum Fuß des Petit Dru. Auf einer Moräne, in der Nähe des Einstiegs, fanden wir aufeinandergeschichtete Steine, im Halbkreis angeordnet – ein herrlicher Biwakplatz.
Bevor man den Bonattipfeiler am Petit Dru erreicht, muß ein steiles, steinschlaggefährdetes Couloir durchstiegen werden. Doch noch lagen wir zwischen den Steinen, das Seil als Kopfpolster, hinten die Wand, über uns die Sterne und die Nacht.
Pausenlos prasselte es durch das Couloir, es krachte, donnerte, und diese Melodie der fallenden Steine begleitete unseren Schlaf.
Am Morgen: „Sollen wir einsteigen?" – „Es ist zu warm, viel zu warm."
Die Frostgrenze lag damals über 4000 m. Oberhalb des Couloirs stehen Felswände, die Fiammes de Pierres. Aus übereinandergeschichteten, lockeren Geröllen sind sie ineinandergefügt, zusammengehalten von Kälte und Frost.
Am Einstieg sahen wir eine Seilschaft, und das zerstreute unsere Bedenken. Wenn die es wagen . . . Zuerst kletterten wir rechts der Steinschlagzone, und alles ging gut. Dann verengte sich die Rinne, wir mußten durch den „Flaschenhals". Steine, Steine, Steine! Große, kleine, manchmal zimmerhohe Türme krachten polternd in die Tiefe, prallten von einer Couloirseite zur anderen.
Wären wir doch nicht eingestiegen, jetzt müssen wir die Zähne zusammenbeißen und hoffen und kämpfen!
Das Couloir – warum ist hier kein Eis? Nur Dreck, bröseliges Gestein, lockere Felsmassen sind um uns!
Am Ende des Couloirs schienen von drei Seiten Felsmassen in einen dunklen, grauen Kessel zu stürzen. Ein schauriger Platz, ein Ort am Ende der Welt!
Vorsichtig querten wir nach links, hielten uns an Türmen, die zusammenzubrechen drohten. Der anderen Seilschaft, es waren Kärntner, hatte der Steinschlag das Seil verletzt, sie querten über die Fiammes de Pierres aus der Tour, um nach einigen Tagen wiederzukommen.
Wegen der schlechten Verhältnisse hatten wir Zeit verloren. Am Pfeiler jetzt die Sonne – wie wohl tat sie und der feste, rauhe Granit.
Als es Nacht wurde, schliefen wir auf einer geneigten Platte. Am nächsten Tag kletterten wir weiter, spreizten durch Verschneidungen, piazten an Schuppen, jede Seillänge war schwer. Ich hatte mehr Freikletterei erwartet. Oft benützten wir Steigleitern, ich empfand dies alles hier anstrengend. Nach 800 m Felskletterei wiesen uns Dosen und Papierfetzen den Weg zum Gipfel.
Wo ist der Abstieg? Wir irrten lange. Als wir ihn fanden, war Nebel eingebrochen. Abseilend und kletternd kamen wir tiefer. Immer wieder verwickelten sich die Seile, sie verklemmten sich, einmal mußte ich ein Stück abschlagen. Dabei traf ich meinen Finger, es schmerzte. Ich war müde jetzt, sehr müde.
Wenn der Nebel aufriß, erblickten wir die Hütte. Nur mehr über den Gletscher, dann kommt die Hütte. Regen fiel aus dem Nebel, es begann zu blitzen und zu donnern.
Es hat keinen Sinn mehr! Auf einem Felsvor-

sprung oberhalb des Gletschers bereiten wir uns ein Lager. Nacht des Hungers, des Durstes und der Kälte. Sepp war nur mit Jeans bekleidet, und klappernd saßen wir im Regen in unserem Biwaksack.
Als der Tag wieder gekommen war, verharrten wir steifgefroren, bis die Strahlen der Sonne die Aiguilles von Chamonix in Helligkeit tauchten. Wie sie weiterwanderten und sich plötzlich in den Fiammes de Pierres verfingen!
Auf dem Normalweg – die ersten Bergsteiger. Auf! Zur Hütte! Dort dösten wir lange auf heißen Steinen. Wir hatten die Kleider ausgebreitet und die nassen Schuhe, und es dampfte in der Sonne.
Ich schloß die Augen: „Und dann werden wir hinuntersteigen auf das Meer de Glace", sinnierte ich, „wir werden den Gletscher überqueren. Die weiten Spalten wird Sepp überspringen, ich aber werde einen großen Umweg rundherum machen. Und Sepp wird darüber lachen. Bald darauf werden wir in Montenvers sein, uns mit den Menschenmassen in die Bahn drängen. Wir werden die Drus von unten sehen und uns auf ein erfrischendes Bad und auf gutes Essen freuen".

Anschrift der Verfasserin:
Veronika Sint-Menzel
Triendlsiedlung 2
6074 Rinn

Nach der Tour

Mit steifen Körpern
ruhn wir auf den Pritschen
der Hütte.
Der Wind
tost ums Haus und
es knarren
die Fenster, das Dach und der Boden.

Doch in mir
sind der blaue Himmel
und der weiße Fels,
über den die Strahlen der Sonne
tanzen.

Noch höre ich rufen
in der Wand,
das Klirren der Karabiner
und den singenden Ton des Hakens.

Nun bin ich zu müde
um die Freude genießen zu können.
Die schweren Lider der Augen
senken sich
und die Träume,
Sie kommen.

Sint-Menzel Veronika

Bergabenteuer im Juli 1925

WALTRAUT KUDLICH

Ich weilte heuer im Juli, zu Beginn meines für Hochtouren in der Ortlergruppe bestimmten Urlaubes, in Stilfes bei Sterzing. Ich kannte das Örtchen vom Vorjahr, wo ich genau um dieselbe Zeit manch gelungenen Bergbummel in die ebenso schönen wie einsamen und an sich harmlosen Sarntaler Berge unternommen hatte, die damals, 1924, auch an den nördlichen Hängen fast vollkommen aper waren.

So dachte ich es mir auch heuer, und der zweite Urlaubstag sollte dem Tagewaldhorn gewidmet sein. Ich plante, von Dürnholz kommend, wohin ich über das Penser Joch gestiegen war, über die Flaggerscharte den Gipfel zu erreichen und dann über die Traminscharte zur Brennerbahn abzusteigen, um noch am selben Nachmittag Stilfes zu erreichen, dessen Wirtsleute und Bauern mein einsames Herumstreifen stets mit freundschaftlicher Sorge betrachteten.

Es war ein schöner, leidlich warmer Sommertag, fröhlich hielt ich auf der Flaggerscharte, nahe der verfallenen Marburg-Siegener-Hütte, Frühstücksrast und freute mich, so unmittelbar aus der Stadt kommend, doppelt der tiefen Bergeinsamkeit. Alle die Stunden war ich, seit dem Verlassen des weltfremden Widums, am lieblichen Dürnholzer See – einen Hirten ausgenommen – keinem Menschen begegnet, wie ja stets auf meinen Spaziergängen in diesem Gebiet. Weglos stieg ich von der Scharte schließlich auf den Gipfel, wo ich noch eine kurze Rast einschob und den Rest meines Proviants, mit Ausnahme einer Semmel, verzehrte, im guten Glauben, bei den Almen am Abstieg Milch zur Genüge zu finden. Im übrigen wollte ich ja auch in den späten Nachmittagsstunden in Stilfes sein.

Am Nordhang des über 2706 m hohen Berges lag, im Gegensatz zu meiner Anstiegsroute vom Süden her, noch eine Menge Schnee. Nach Karte und Buch führte die übliche Anstiegsroute über den Grat. Ich aber brauchte dringend Alpenblumen für ein Bergsteigergrab und ließ mich daher von dem herrlich blühenden, roten Speik tief in die Nordhänge locken. Als ich mich schließlich nach meinem Grat umsah, war ich bereits so weit von der Route abgekommen, daß ich beim Zurückgehen mit Sicherheit meinen Zug versäumt und die biederen Leutchen in Stilfes in Angst versetzt hätte. Wollte mich ja das „Moidele", das hübsche Töchterlein meiner Wirtin, am Bahnhof erwarten! So ließ ich mich verleiten, den Hang zu kreuzen, wobei die einzige unheimliche Stelle eine steile Schneerinne war. Mein Pickel lag nämlich nach meinen vorjährigen Erfahrungen in Stilfes und träumte vom Beckmanngrat, der Thurwieserspitze oder etwas ähnlich Feinem. Vorsichtig prüfte ich die Schneebeschaffenheit, es schien kein besonderes Wagnis, sehr breit war ja die Rinne nicht. Ich hatte nur nicht überlegt, daß in der Mitte der Rinne die Schneeverhältnisse durch die ständig abrutschenden Steine ganz anders sein würden. Und so ereilte mich an dieser Stelle das Verhängnis: Ich glitt aus und rutschte die Rinne hinab, unglückseligerweise gegen einen Felsblock prallend, wobei ich einen starken Schmerz im linken Fuß empfand. Trotzdem war mein erster Gedanke: „sollte mich das etwa den Thurwieser kosten?", und nicht, daß es ein zäher Kampf ums Leben werden würde. Nachdem der erste Schmerz übertaucht war, besichtigte ich meinen Fuß und sah, daß er rechtwinklig abgebogen war; riß schnell Schuh und Strumpf herunter: er war gebrochen. Sehr angenehm war diese Erkenntnis nicht gerade, denn ich kannte die unendliche Einsamkeit des Gebietes, in dem ich lag, nur zu gut. – Nun war eingetreten, was Bergvater Stüdl's treue Freundessorge ständig für mich befürchtet hatte!

Die ersten herabkommenden Steine erweckten mich aus diesen Betrachtungen. Nur der hat ein Recht dazu, derartige Situationen wie ich meine jetzige heraufzubeschwören, wenn er ihnen dann auch gewachsen ist! Drum frisch zur Tat! Der Versuch aufzustehen, mißglückte. So rutschte ich etwas mühsam aus dem Bereich der Geschosse. Als ich, fürs erste in Sicherheit, recht niedergedrückt über diese einzige mögliche, schneckenähnliche Fortbewegungsart, wieder liegenblieb, entdeckte ich auf einem gegenüberliegenden Hang einen Mann. Einerseits hocherfreut, andererseits aber doch etwas beschämt über die Notwendigkeit, begann ich also das alpine Notsignal zu geben und zwar auf drei Arten: ich rief, ich pfiff auf meiner noch aus dem Weltkrieg stammenden Schwarmpfeife (ich hatte ja den Krieg als Oberschwester der freiwilligen Sanitätskolonne „Troppau" an vier

Fronten mitgemacht!) und ich winkte mit meinem grell gefärbten Jäckchen. Der Mann wurde auch scheinbar aufmerksam, blieb stehen, blickte lange nach meiner Richtung, verschwand – erschien auf einem näher liegenden Hügel wieder, schaute lange gegen mich – und verschwand. Dies war ein böser Augenblick! Bald aber tröstete ich mich mit dem mir innewohnenden Optimismus, er hole wahrscheinlich Leute von der nächsten Alm oder sogar aus dem Tal, und ich müsse einfach warten. – Doch kurz darauf verkündet ein erstes dumpfes Rollen ein nahendes Gewitter, das bald mit voller Wucht hereinbrach. Angstvoll spähte ich zum Himmel – würde es vorüberziehen oder würde, wie ja so oft in den Bergen, ein Landregen daraus werden? Natürlich geschah das letztere. Der Himmel hielt alle seine Schleusen offen. Langsam zog die Dämmerung herauf; es goß und goß und jede Hoffnung auf Hilfe schwand. So hieß es allein handeln, und ich kroch mühselig zu einem Plätzchen, an dem ein Felsblock so lag, daß ich während der Nacht nicht durch eine unvorsichtige Bewegung in den Abgrund rollen konnte; zog meine Reservewäsche an, grub meine beiden Schuhe im Geröll ein und steckte die Füße in den gottlob sehr geräumigen Rucksack. Als Kopfkissen verwendete ich ein paar Steine, und um den Kopf herum türmte ich als Windschutz eine Art Steinwall. Der doppelt gebrochene Fuß war bereits so verschwollen und blutunterlaufen, daß er wie geschient war und eine gewisse Festigkeit hatte. Gegen den wolkenbruchartigen Regen dieser Nacht bot fürs erste noch mein Billrothkragen einen guten Schutz. Später verwandelte er sich leider in ein klebriges, unentwirrbares Fetzenbündel. Die Nacht verging und ein trostloser Morgen brach an. Die Nebel hingen so dicht, daß man kaum die nächsten 40 Schritte übersehen konnte. Und es regnete weiter. Auf menschliche Hilfe durfte ich nun nicht mehr rechnen. Bei dem Wetter würde sich auch kein Hirte hierher verirren, und suchen würde man mich in diesem einsamen Kar, abseits der Route, nie, vielleicht nicht bis zum Jüngsten Tage.

Die Verfasserin bei einer Bergwanderung auf der Seiser Alm *H. Hampel*

So hieß es plangemäß vorgehen. Karten hatte ich ja und sah bald, daß ich von meinem ursprünglichen Plan, ins Eisacktal an die Brennerbahn zu kommen, Abstand nehmen mußte, da die nächste vielleicht befahrene Alm die Traminalpe gegen das Sarntal zu sei. Bald hatte ich eine Art Kriechtechnik heraußen und wußte, wie ich den gebrochenen Fuß auf den gesunden legend, diesen gleichsam als Schiene benützen konnte, um am besten vorwärts zu kommen; wie ich mich beim Aufwärtskriechen zu halten hätte, wie beim Bergabkriechen, wie auf Schnee und wie in den Bächen. Ich kroch vollkommen ins Dunkle, rein instinktiv! Bei jedem Schneefleck füllte ich meine Flasche, denn ich litt an einem furchtbaren, unstillbaren Durst, den natürlich das Schneewasser noch steigerte. Die Semmel hatte ich heroisch in drei Teile geteilt und beschlossen, nur jeden Tag ein Drittel zu essen, in der Erkenntnis, daß entweder ich in drei Tagen bei Menschen, oder eine Semmel dann bereits überflüssig sei. Am Abend dieses Tages kam ich zu einem Wandbruch, den zu überwinden für mich unter den gegebenen Umständen unmöglich war. Dafür taten sich die Nebel ein wenig auf, und ich sah 100 m ober mir ein Schuttfeld beginnen, das bis zum Almboden führte. Andererseits aber sah ich, daß die Berge ringsum immer tiefer reichende weiße Mützen bekamen, und daß es diese Nacht wohl schneien würde. Nebelschlange auf Nebelschlange kam gespenstisch gekrochen. Wolke auf Wolke jagte aus dem Penser Tal herauf und ich lernte bald berechnen, in welcher Zeit sich ihr Inhalt über mich ergießen würde. So kam die zweite Nacht, und es begann zu schneien!

Waren es Tage, waren es Jahre, daß ich auf jenem grünen Joch einen Strauß gefunden hatte? Wußte ich nicht von einem, der sechs Monate hier gewartet hatte, ehe Menschen kamen, um ihn zur Ruhe zu bringen? War all dies nur ein wüster Traum?

Auch diese Nacht verging. Der dritte Morgen brachte leidliche Besserung des Wetters. Nur bitter kalt war es geworden! Ich konnte mich lange nicht aufraffen; sah unten im Tal einen Hirten zu den weidenden Ziegen steigen. Wieder rief und pfiff ich – und wieder vergeblich. Der Hirt verschwand in den Felsen! So raffte ich mich wieder auf. Die 100 m bergauf waren schlimm, doch damit war mein Rückzug gesichert, wenn nur die Kräfte ausreichten. Ich hoffte noch an diesem Tag die Alm zu erreichen, doch kriecht es sich über Geröll schlechter, als man in der ersten Hoffnung glaubt. Kleider und Haut gehen in geradezu verblüffender Weise in Fetzen! Beides beeinträchtigt stark ein weiteres Fortkommen.

Und so mußte ich noch ein drittes Freilager beziehen. Als ich mich klappernd schon in den Alpenrosen niederlegte, stieg unendlich verlockend von der schon nahen Traminalpe, Rauch auf, und ich hätte damals meiner armen Seele Seligkeit für einen heißen Tee gegeben. Aber Zähne zusammenbeißen und ausharren! Halb starr vor Kälte sah ich den Morgen kommen. Jeden Tag war der Entschluß aufzubrechen, schwerer. Eigentlich war es doch ganz schön, so zu liegen! Wozu sich so plagen?

Doch noch einmal raffte ich mich auf und holte zuerst Nadel und Faden hervor und heftete notdürftig meine Kleider zusammen, um wieder eine Schicht zwischen Haut und Stein zu haben. Da erschienen plötzlich zum dritten Male unweit von mir zwei Hirten. Fast wagte ich nicht mehr zu rufen und zu pfeifen, damit nicht auch sie wie eine Fata Morgana verschwinden, schienen sie doch so nahe! Und sie sahen mich, und bald standen sie vor mir. „Drei Nächte schon liege ich hier mit gebrochenem Fuß, und bei dem Wetter!" „A andre wär hin", meinte lakonisch Jokele, der ältere der beiden Retter. Ich mußte trotz aller Gegengründe über diese Aufrichtigkeit hell und herzlich lachen und erklärte, hin sei ich zwar nicht, aber doch recht froh, daß sie bei mir sind. Der eine Hirte nahm mich dann auf seinen Rücken und trug mich zu seiner Hütte, während sein junger Gehilfe ins Tal eilen mußte, um Hilfe zu holen. In der Hütte holte Jokele einen Eimer Milch und hielt ihn an meine Lippen, dann schlief ich im warmen Heu ein wie in Abrahams Schoß. Doch bald weckte mich mein rauhhaariger Schutzengel wieder und hielt mir einen Teller dampfender Tiroler Knödel vor die Nase. Zu Jokeles sichtbarer Befriedigung verzehrte ich sie nach den drei Schneewassertagen mit wahrer Andacht, ja, er

mußte meinen Teller noch ein zweites Mal füllen, was sein Vertrauen zu mir sichtlich hob. Neuerdings geweckt wurde ich, als drei prächtige Bauernburschen aus Asten im oberen Sarntal erschienen, und mich auf einen Schlitten banden. Behutsam ließen sie ihn über die ersten Schrofen hinunter, trugen ihn durch den Bach und ließen sich keine Mühe verdrießen. Im ersten Hof, im noch immer 1500 m hohen Asten, wurde ich wieder gelabt. Ein Karren wurde eingespannt – „weil der Fuß halt soviel schiach aussieht" und es besser sei, ich käme noch heute zu einem Arzt. Und so fuhr ich, auf weiches Heu sorgsam gebettet, fünf Stunden lang in einem Ochsenkarren nach Sarnthein. Um zehn Uhr abends langten wir dort an und der dortige Gemeindearzt legte mir noch in derselben Nacht einen Gipsverband an. Der Rest dieser Nacht ist mir durch die etwas unglückliche Kombination meiner Hautabschürfungen und der bieder gewebten Sarntaler Leinenbettücher in wenig angenehmer Erinnerung. Ein Autobus brachte mich am nächsten Tag nach Bozen, wo man mich im Krankenhaus ebenfalls freundlich aufnahm und mich gerne behalten hätte. Doch nachdem der erste Reporter bei mir eingelangt war, hatte ich keine Ruhe mehr in der Fremde, ließ mich durch die Rettung in einen direkten Wiener Zug (3. Klasse!!!) verladen und landete schließlich, den Eispickel in der einen, den Gipsfuß in der anderen Hand, ganz fröhlich in der Aufnahmekanzlei des Wilhelminenspitales – ohne Reißen, ohne Schnupfen, ohne Tetanus, ohne Magenverstimmung. Ja, auch die Haut war in wenigen Tagen wieder nachgewachsen, nachdem man mich anfangs aus Verlegenheit, was an mir verbunden oder besser gesagt nicht verbunden werden sollte, kurz entschlossen in ein mit Borvaselin bestrichenes Leintuch geschlagen hatte.

Und meine anfängliche Sorge, wie es denn wohl weiter mit dem Bergsteigen sein würde, zerstreute unser guter Hofrat Friedländer bald, indem er erklärte, das Bein würde mich nicht behindern, mir den Kragen doch noch einmal endgültig zu brechen. An der Erfüllung dieser Prophezeiung hielten mich jedoch vorerst die Londoner Studienjahre und ihre Folgen ab.

Anschrift der Verfasserin:
Waltraut Kudlich
Pfarrwiesengasse 23
(Pensionistenheim)
A-1190 Wien

Martha Wölger:

Ollahond Olmkräutl

Die Olmkräutl ruafn dih,
du hörst es, wannst nur lost!
Da Milchdiab bettlt: „Nimm mih mit,
i bin dei Augntrost!"
Des Foarnkraut rauscht: „Verocht mih nit,
i heil dein Gliederschmerz!"
Und Baldrian und Fingerhuat,
de trogn sih on fürs Herz.
Der Wohlverleih sogt laut und stolz:
„Mih kennen olle guat!
Sogoar die hochgstudiertn Herrn,
de ziagn vor mir in Huat!"
Ban Bachl untn is a Gschroa,
wo Kimm und Minzn steht.
Die Schofgoarbn frogt gonz schüchti an,
ob nit wer Bauchweh hätt?
Die Kranewettn moant, sie wa
a Segn für Haus und Hof.
Da Silbermontl lisplt stad:
„I schenk dir gsundn Schlof!"
Und so kunnt oans in Weitergehn
noh tausnd Stimmen hörn.
Nur's Losn kimmt uns schwarer on,
wia gscheiter daß ma wern.
A extrigs Kräutl wißt i noh,
es hot koan rechtn Nom.
Is seltn oana, ders dakennt,
die meistn tretns zom.
Wannst aber fleißi, mit Geduld
drum suachst, a Sträußl bindst,
dann wirst dei Lebta glückli sein –
i wünsch dir, daß d'es findst!

Skilanglauf – Gesundheitskarriere und Superkondition

Erfahrungen und Gedanken aus bergsteigerischer Sicht

ERICH GATT

Ein Skiwunder ist geschehen: Die Skifahrer wollen sich wieder anstrengen. Sie beginnen allmählich zu erkennen, daß man Skilauf auch ohne Aufstiegshilfe betreiben kann. Denn Abfahren ist nur ein Teil des Skilaufs. Skilauf ist mehr. Dieses Mehr besteht aus Gehen, Laufen, Steigen. So trivial dies auch klingen mag, es muß als das Skiwunder der siebziger Jahre bezeichnet werden. Zwei schmale Bretter sind zu wahren Wundertätern geworden. Sie haben den Bewegungshunger von Millionen angefacht und ihnen vor Augen geführt, daß der Pistenskilauf in gesundheitlicher Hinsicht bedenklich sein kann und es bessere Wege gibt, sich fit zu halten. Wenn das bei dem vorhandenen Angebot an Aufstiegshilfen nicht an ein Wunder grenzt?

1. Der zweite Weg im Skilauf

Obwohl die einschlägige Industrie mit der intensiven Werbung der Trimm-Dich-Welle dem Skilanglauf sicherlich Rückenwind verschafft hat, ist es mittlerweile offenkundig geworden, daß Skilanglauf nichts mit einer kurzfristigen Modeerscheinung zu tun hat. Der Spaß an der Sache ist nicht die einzige Motivation, die den Menschen dazu treibt, schmale Ski unter die Füße zu nehmen. Da beginnt sich auch die Vernunft bemerkbar zu machen. Man weiß um die Folgen der Bewegungsarmut in der heutigen Lebensweise; immer mehr Menschen erkennen die Gefahren, denen sie dadurch ausgesetzt sind. Wer überfüllte, eisige Buckelpisten, stundenlanges Warten an den Liften satt hat, wer sich keinen Beinbruch leisten kann, oder wer sich zu alt fühlt für den Pistenskilauf oder auch einfach keine 10.000 Schilling für eine neue Abfahrtsausrüstung berappen möchte, der probiert es mit Skilanglauf. Dies ist im Grunde genommen jedem möglich, der in der Lage ist, zu gehen. Beim Skilanglauf kann er sich bewegen, schnell, langsam, je nach Lust und Vermögen. Gleichgültig, ob dies bei einem Volkslauf oder bei einer stillen Wanderung geschieht. Er lernt wieder die Befriedigung kennen, die ihm nach vollbrachter Leistung zufließt; das Erfolgserlebnis, wenn er dampfend und schwitzend seine Kilometer hinter sich gebracht hat – ein Sieger für sich. Er empfindet wieder Hunger und Durst und spürt das Glück, das im bloßen Ausruhen, in einem Stück Brot oder einem Schluck Wasser verborgen liegt. Für uns Bergsteiger eigentlich alles bekannte Dinge. Wir können sie bei jeder Sommer- oder Winterbergfahrt erleben. So gesehen sind doch Skilanglauf und Bergsteigen einander ziemlich nah verwandte Sportarten. Wer könnte also leichter den Zutritt zum Langlauf finden als gerade der Bergsteiger? Er verfügt vom Sommer her über ein konditionelles Fundament und besitzt auch die nötige geistige Einstellung. Der Langläufer tut auch nur das, was er aus sich selber vermag. Er ist bereit, Einsatz zu geben und stählt damit seinen Willen und das Vermögen, sich das Letzte abzuverlangen. Eigenschaften, die besonders im extremen Alpinismus in vielen Situationen erforderlich und oft lebensrettend sind.

2. Ein neues Tor zu winterlichen Freuden

Als vor vielen Jahren die ersten Langläufer bei uns auftauchten, wurden sie allerorts belächelt, ja sogar bespöttelt. „Schaut's, die Spinner mit eanare schmalen Brettln!" Auch unter den Bergsteigern gab es manche, die über diese neue Sportart die Nase rümpften. Es schien ihnen nicht einzuleuchten, weshalb das Rennen durch den verschneiten Wald einem vernünftigen Menschen Spaß bereiten kann, daß es sogar welche gibt, die Gefühle der Zufriedenheit empfinden, wenn sie keuchend berganstürmen. Die Zeit war damals noch nicht reif. Von Seiten der Skibergsteiger wurde in überheblicher Weise die Meinung vertreten, daß sie ohnedies bei jeder Skitour im Aufstieg eine Art Langlauf betreiben und deswegen die schmalen Bretter gar nicht bräuchten. Außerdem sei das Abfahren Hauptzweck jeder Skitour. Und dafür gäbe es kein besseres Gerät als den Abfahrtsski. Also wozu Langlauf, er kostet nur zusätzliches Geld . . . Und heute? Kaum eine andere Sportgruppe hat sich dem Langlauf mit einer derartigen Leidenschaft verschrieben wie gerade die Skibergsteiger. Überrascht uns das, wo doch die neuen Geräte weniger als die Hälfte der herkömmlichen wiegen? Spontan wurden die damit gebotenen Möglichkeiten aufgegriffen. Es kam

Staffelübergabe an der Kräulscharte, 3030 m, beim Stubaier Gletscher-Staffellauf 1975 *E. Gatt*

sogar zur Entwicklung einer eigenständigen *hochalpinen* Form des Langlaufes. Ein neues Tor zu winterlichen Freuden wurde aufgestoßen. Allerdings war damit die Bereitschaft verbunden, gewisse überlieferte Ansichten über Bord zu werfen. Nicht mehr die Abfahrt, sondern der Aufstieg wird jetzt zum Hauptzweck.

Für manchen Abfahrtsapostel mag diese Feststellung töricht erscheinen. Verständlich, eine Abfahrt im stäubenden Pulverschnee dürfte zugegebenermaßen derzeit das Maximum an Skigenuß bieten. Ungeachtet dessen bringen allerdings die Langlaufskier derart ungewöhnliche Aspekte mit sich, daß sie – zumindest zeitweise – eine echte Alternative zu den Abfahrtsskiern darstellen. Sie verleihen einfach ein neues Skigefühl. Wer dies nicht glauben will, unternehme einmal eine Frühjahrsskitour mit Langlauflatten. Das geringe Gewicht von Skiern, Schuhen und Stöcken, das schwerelose Gleiten am flachen Gletscher, die Rhythmik der Bewegung sind Faktoren, die jeden Skitouristen überzeugen können.

3. Revolution der Aufstiegszeiten

Außerdem gelingen beim hochalpinen Langlauf Aufstiegszeiten, die mit der Abfahrtsausrüstung nur einem organischen Wunder vorbehalten sind. Jeder Dreitausender wird zu einer „Frühstückstour". Ohne mit Zeiten prahlen zu wollen, sei ein kurzes Beispiel zur Illustration erlaubt: Abfahrt um 4 Uhr in Innsbruck – Rückkehr nach 6½ Stunden. Dazwischen lag ein prachtvoller, schnellfüßiger Anstieg von etwa 1600 Höhenmetern auf den Lüsener Fernerkogel, eine beschauliche Gipfelrast und – zugegeben – eine miserable Abfahrt. Ist das nicht eine völlig neue Leistungsdimension? Dafür lohnt es sich doch, an die Abfahrt keine allzu hochgesteckten Erwartungen zu knüpfen, sondern das Erlebnis des Aufstiegs und Gipfels in den Vordergrund zu stellen! Die Unterschreitung überlieferter Aufstiegszeiten kann mit Langlaufskiern bis zu 50 Prozent und mehr betragen. Für einen normal trainierten Läufer stellt dies nichts Außergewöhnliches dar. Bedingt durch sein Lauftraining ist er dem durchschnittlichen Skibergsteiger gegenüber klar überlegen. Als ich selbst den Langlauf nur vom Hörensagen kannte und mich auf das Skitourengehen beschränkte, konnte ich auf Grund regelmäßiger Unternehmungen mit Recht von mir behaupten, in einer tauglichen Verfassung zu sein. Dann kam es eines Tages zu einem für mich sehr entscheidenden Erlebnis. Beim Aufstieg zum Sonnblick war es: Wir wissen nicht,

wohin mit unseren überschüssigen Kräften. So fangen wir an zu rennen. Eine Gruppe nach der anderen bleibt hinter uns. Plötzlich hören wir Stimmen, die näherkommen. Unfaßbar. Wir versuchen noch Tempo dazuzulegen. Schon sind sie da. Als hätten sie unsichtbare Flügel, so stürmen zwei junge Burschen an uns vorüber. Im Zittelhaus angelangt, können wir ihrer Unterhaltung entnehmen, daß es sich um Langläufer handelt. Das war meine erste Bekanntschaft mit der langläuferischen Superform. Mittlerweile bin ich selbst einer von jenen „mit eanare schmalen Brettln" geworden und habe mir vielerlei Kenntnisse aneignen können. Am Wertvollsten erscheint mir dabei ohne Zweifel der Konditionsaufbau beim Trockentraining während der Herbstmonate und beim Schneetraining im Winter. Für uns Bergsteiger läßt sich die daraus resultierende Superkondition überall einsetzen. Beim Bergwandern genauso wie beim Klettern, im Karwendel gleich wie auf den Achttausendern der Weltberge, in der Jugend gleich wie im Alter. Sie verheißt uns die Erreichung lohnenderer Ziele in kürzerer Zeit und mit einem größeren Sicherheitsfaktor auf Grund erhöhter Kraftreserven.

4. Skilanglauf für alle

Selbstverständlich wird der hochalpine Langlauf nur von einer relativ kleinen Gruppe, den besonders Extremen, betrieben. Er wurde hier nur deshalb so herausgestrichen, weil er sozusagen einem bergsteigerischen Zuchtergebnis entstammt. Der eigentliche nordische Skilanglauf spielt sich natürlich nicht im Hochgebirge, sondern im Tal ab. Wie man weiß, sind die Landschaften Skandinaviens für den Langlauf prädestiniert. Findet man aber auch in Mitteleuropa bzw. in den Alpen geeignete Bedingungen? – Ja, bestimmt. Alle Hochgebirgsplateaus und die Täler der Alpen und des Alpenvorlandes verfügen über hervorragendes Gelände und haben in der Regel von Dezember bis März Schnee. Fortschrittliche Wintersportorte haben sich dem weltweiten Boom auch insoferne schon angepaßt, als sie neben der „guten Piste" auch eine „gute Loipe" instandhalten. Die somit geschaffene Infrastruktur hat dem Langläufer einen reichgedeckten Tisch gebracht. Die feinsten Leckerbissen darauf lassen sich im Hochwinter finden, wenn die tiefverschneiten Wälder, die klare, reine Winterluft bei niedrigen Temperaturen den Sportler hinaus auf die Pulverschneespuren locken. Wieviel kann da an Gesundheit, Kraft, Naturverbundenheit, Schönheitswerten und Erlebnissen vielschichtigster Art gewonnen werden! Es gibt kaum Wachsprobleme. Somit kann jeder mit nur geringfügigem technischen Ballast seine Beine in Bewegung setzen. Werfen wir einen Blick auf die hochwinterlichen Loipen. Wir sehen da zu unserer Überraschung viel junges Volk, in schicken Dressen, aber auch in Jeans, dann Opas, Bauchbesitzer, Brillenträger, Loipenasketen, die schweißtriefend Kilometer um Kilometer rennen, eine junge Familie, deren männliches Oberhaupt seinen Sprößling in einem Traggestell am Rücken trägt, gefolgt von Mutti und zwei fröhlich plappernden Kindern. Skilanglauf ist auch ein familienfreundlicher Sport.

5. Leistungsprüfungen

Sobald das Können einmal fortgeschritten ist, erscheint es durchaus verständlich, daß auch die Langläufer das Bedürfnis nach einer Leistungsprüfung in sich spüren. Es muß ja nicht gleich der Vasalauf sein. Es gibt zahlreiche Wintersportorte, die Skiwandermedaillen für all jene bereithalten, die eine bestimmte Distanz nachweisbar hinter sich gebracht haben. Schon härter geht es bei den aus den nordischen Ländern übernommenen Volksläufen zu. Davon gibt es bereits eine fast unübersehbare Zahl zur Auswahl. Leider kommt jedoch insbesondere bei den größeren Läufen das Laufvergnügen ein wenig zu kurz. Dafür hat man sein Massenerlebnis mit 5000 und mehr Teilnehmern. Viel ungehinderter laufen und bewegen kann man sich bei den kleineren Läufen. Das sind die Volksläufe ohne den Zusatz „international". Deswegen ist die Teilnahme auch billiger. Fast alle nordischen Veranstaltungen finden in der Periode zwischen Jänner und März statt. Sobald die Kraft der Sonne stärker und die Tage länger werden, kann es öfters geschehen, daß Wachsprobleme die Freude am Langlauf trüben. Im Wald liegt noch Pulverschnee, aber auf den sonnenbeschienenen Wiesen ist der Schnee bereits naß geworden. Jetzt muß man sich in vermehrtem Maße um Wachsfragen kümmern. Es gibt wohl für solche Fälle den Schuppen- und Fellstreifenski, aber das zügige, raumgewinnende Gleiten fällt dabei weg. So beginnt die Zahl der Anhänger allmählich abzubröckeln und sich anderen Sportarten zuzuwenden. Nur die besonders Standhaften geben

noch nicht auf. Darunter fallen auch die Bergsteiger. Ihnen winken die firnbedeckten Gletscher und hochalpinen Unternehmungen. Auch in dieser Zeit stehen zahlreiche Rennveranstaltungen zur Auswahl. Die Streckenführung hat sich der Umgebung angepaßt – im Gegensatz zu den Läufen im Tal sind die Anstiege erheblich steiler und die Abfahrten bedeutend schneller geworden. Dementsprechend muß sich auch der Laufstil ändern. Beim Aufstieg werden fast ausschließlich Steigfelle verwendet und bei der Abfahrt bedient man sich des „Stockreitens". Vom ästhetischen Gleiten ist nicht mehr viel übrig geblieben. Hier kommt es in erster Linie auf Kraft und weniger auf eine ausgefeilte Technik an. Eine große Anzahl solcher Rennen wird in der Form von Staffelläufen ausgetragen. Davon die drei bedeutendsten: 1. Stubaier-Gletscher-Staffellauf; Start bei der Franz-Senn-Hütte (zwei Aufsteiger mit Langlaufski, zwei Abfahrtsläufer mit Alpinski). 2. Geierlauf in der Wattener Lizum (Zweierstaffel, wobei nur die Zeit des letzten im Ziel eintreffenden Läufers gewertet wird). 3. Mezzalama-Lauf im Wallis (Überschreitung von Breithorn, Castor, Pollux und Lyskamm, Dreierstaffel, angeseilt, bei Gratersteigungen werden Steigeisen angeschnallt).

6. Eine neuartige Motivation

Bedingt durch die meßbare und damit vergleichbare Leistung beim Langlauf erhält der sportliche Ehrgeiz einen idealen Nährboden. Nicht umsonst nimmt die Zahl der Volks- und hochalpinen Läufe ständig zu. Viele Langläufer haben anscheinend etwas in sich, das man als „Rennblut" bezeichnen könnte. Man sehe sich bloß einmal einen Massenstart an. Sobald der Startschuß ertönt ist, geht in den bislang friedlich wartenden Menschen eine vollkommene Verwandlung vor sich. Wie die Wilden stürmen sie nach vorne und versuchen, sich Meter um Meter gegenseitig abzuringen. Dies spielt sich alles mit einer Rücksichtslosigkeit und Verbissenheit ab, daß einem ganz angst und bange wird. Als die Ritterheere zum Angriff stürmten, dürfte es nicht anders gewesen sein. Für manchen Bergsteiger mag dieses unmittelbare Aufeinanderprallen mit dem Konkurrenten eine völlig neuartige Motivation sein. Beim Bergsteigen selbst ist ja ein Konkurrenzverhältnis nur bedingt vorhanden. Unter diesem Aspekt leuchtet es ein, daß für Leute mit stark entwickeltem Ehrgeiz der Langlauf zu einer richtiggehenden Sucht werden kann. Mir sind Fälle bekannt, wo die ganze Freizeit dem Langlauf geopfert wird, nur weil der Ehrgeiz den Betreffenden wie ein sportliches Rauschgift fesselt. Diese Menschen leben dann wie Rennläufer und unterwerfen sich kompromißlos dem Trainingsdiktat. Das sind dann jene, die im Winter von einem Rennen und Volkslauf zum anderen ziehen und mehrere tausend Kilometer pro Saison herunterspulen. Freilich ist das nicht die Norm und sollte auch nicht als Ideal dargestellt werden. Ausgemergelte, ausgeschundene Dauerathleten sind später kein sehr erfreulicher Anblick. Wer glaubt, sich durch eine Überdosis an Training einen Freipaß für gesundes Leben für alle Zukunft erkauft zu haben, geht gründlich fehl. Sport, vor allem Ausgleichssport, ist wichtig und kann segensreich sein, wenn er das ganze Leben hindurch konsequent und angepaßt an Lebensphase, Geschlecht, Leistungsfähigkeit und Umwelteinflüsse durchgeführt und nicht zum Sklavenhalter und Tyrannen wird.

7. Trainingsgrundsätze

Ein sinnvolles Training zielt im grundsätzlichen auf eine Verbesserung der allgemeinen Ausdauer und damit auf die Leistungssteigerung von Herz, Kreislauf, Atmung und Stoffwechsel ab. Auf Grund neuester sportmedizinischer Erkenntnisse wird in diesem Zusammenhang dem *Ausdauertraining* der Vorzug vor dem *Intervalltraining* gegeben. Eine Ablöse steht bevor. Mehr darüber kann folgenden Werken entnommen werden: „Fit nach Punkten (Bewegungstraining)" von Dr. med. Cooper; „programmiert für 100 Lebensjahre" von Dr. van Aaken. Beides sind unerschöpfliche Quellen für alle Fragen über Training, Sportmedizin und Ernährung. Sie können als Leitlinien dienen, um sich den eigenen Weg zu einem individuell richtig gewählten Training zu suchen. Außerdem helfen sie, die schwersten und dümmsten Fehler zu vermeiden, indem sie zumindest eine Ahnung von Muskel- und Organfunktion, von Physiologie und Anatomie, von der komplizierten Arbeit im Wunderwerk Mensch vermitteln. Gleichzeitig ein Hinweis auf zwei Bücher über Langlauftechnik und -ausrüstung: „Ski-Langlauf für Meister und Genießer" von H. Brunner und A. Kälin; „Skilanglauf

für Anfänger und Könner" von F. Wöllzenmüller.

Das Langlauftraining für den Nordischen Skilauf kann gleich hinter dem Haus, im nahen Park oder Wäldchen, auf dem nächsten Sportplatz beginnen. Das Laufen stellt die wertvollste Trockentrainingsform dar und ist so leicht wie keine andere auszuüben. Im Gegensatz zum Radfahren bewirkt das Laufen eine besondere Kräftigung des so wichtigen Abstoßes. Die höchstmögliche Imitation des Bewegungsablaufes kann mit Rollskiern erreicht werden.

Den Höhepunkt bringt aber selbstverständlich der Winter mit dem Schneetraining. In dieser Zeit kommt es darauf an, die erworbene Kondition weiter zu verbessern, jedoch gleichzeitig auch an der Langlauftechnik zu feilen. Beim Schneetraining gilt das gleiche Prinzip wie beim Trockentraining: Ein abwechslungsreiches Programm mit Dauerläufen, Intervalläufen und Schnelligkeitsübungen. Dazu sei vermerkt, daß sich die Führung eines Trainingsbuches – eine feste Einrichtung im Wettkampfsport – als wertvoll und interessant erwiesen hat. Durch regelmäßige Eintragungen wird die Leistungsfähigkeit im Zeitverlauf überschaubarer. Eine Einrichtung, die nicht nur für den Skilangläufer, sondern auch für den Skiwanderer von Nutzen sein kann. Nicht jedermanns Sache wird es allerdings sein, auch seine Ernährung den Geboten des Trainings unterzuordnen. Dies betrifft insbesondere die Reduzierung kohlehydratreicher zugunsten eiweißreicher Kost und die fallweise Einschaltung von Fasttagen.

8. Ausrüstungsratschläge

Leider kann ein noch so gut vorbereiteter Sportler nie richtig zur Entfaltung kommen, wenn die Ausrüstung nicht stimmt. Deswegen seien hier einige für den hochalpinen Langläufer bestimmte Ratschläge zusammengefaßt. Beginnen wir beim Ski. Mit einem robusten *Kunststoffski* sind wir auf lange Sicht besser beraten als mit einem Holzski. Vorsicht vor den superleichten Geräten mit Acrylschaumkern! Sie sind nur für ausgezeichnet präparierte Loipen geeignet und halten sehr häufig die Belastungen hochalpiner Strecken nicht aus. Die Industrie hat mittlerweile auch etwas breitere Skitypen herausgebracht, die mit Aluminiumkanten versehen sind. Letztere sind zwar nicht unbedingt notwendig, bringen aber beim Abfahren und Queren hartgefrorener Hänge leichte Vorteile. Das größte Problem bisher bestand in der Verbesserung der Abfahrtseigenschaften von Langlaufskiern. Dafür gibt es nun endlich eine recht passable Lösung. Das Gerät nennt sich *„Loipis"* und besteht aus zwei Bindungszusätzen. Ein Teil wird am Schuhabsatz montiert, der andere am Skikörper selbst. Der Fuß erhält damit eine größere Seitenstabilität. Bei gutem Schnee lassen sich damit sogar „Zöpfe" flechten. Thema *Steigfelle:* Bei steilen Aufstiegen finden wir mit Wachs kein Auslangen mehr und müssen zu Steigfellen greifen. Wir holen uns ein Paar pensionierte Felle von Abfahrtsskiern und schneiden sie zurecht. In welcher Breite die Felle geschnitten werden, hängt davon ab, ob der Ski besser steigen oder besser gleiten soll. Breitere Felle steigen logischerweise besser als schmale. Aufgeklebt werden sie mit *gelbem Wachs.* Keinen Klister verwenden! Er würde die Fellsubstanz angreifen. Bei den *Langlaufstöcken* achten wir darauf, daß die Teller nicht in senkrechtem Winkel zur Skistockachse stehen. *Geneigte* Teller helfen beim Aufstieg Kraft sparen, da sie sich beim Diagonalschritt dem Gelände besser anpassen. Thema *Überschuhe*: Wie oft haben wir uns schon über die minderwertigen Gummischuhe geärgert, die meistens in Fetzen herunterhängen. Ihre Zeit ist vorüber, denn die modernen Überschuhe bestehen aus einem starken, wasserundurchlässigen Perlongewebe. Es gibt sie in lebhaften Farben zu kaufen. Auch die *Unterwäsche* war öfters ein Stein des Anstoßes. Nach längerem Training hatte sie sich mit Schweiß vollgesaugt und ergab dann einen feuchten Körperwickel. Die Norweger haben nunmehr eine Unterwäsche auf den Markt gebracht, welche den Schweiß nach außen abgibt. Die Haut bleibt verhältnismäßig trocken. Und schließlich kommen die Schuster noch an die Reihe. Sie bieten dem alpinen Langläufer einen Schuh an, der eine Kombination zwischen *Berg- und Langlaufschuh* darstellt. Wenn wir uns auf Gletschern befinden und allenfalls auch einen Grat erklettern wollen, wird uns das ein willkommener Ausrüstungsgegenstand sein. Ganz gewiß wird sich die Industrie auch in Zukunft noch einiges einfallen lassen.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Erich Gatt
Weißachstraße 45d/2
6330 Kufstein

Auf Langlaufskiern über das Tote Gebirge

MICHAEL HEYMANS

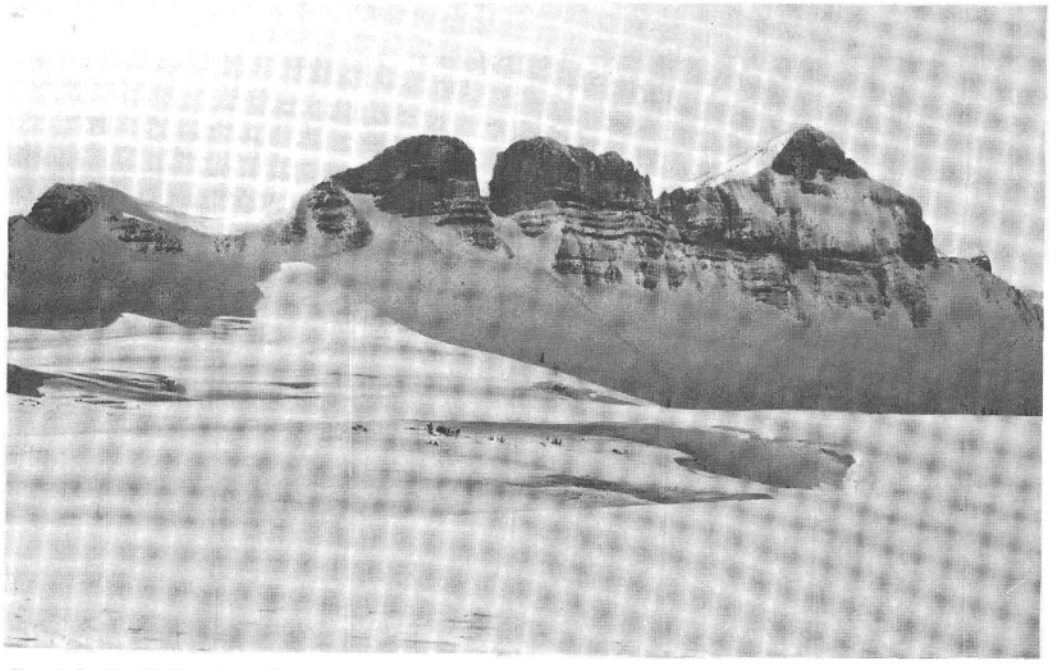
Ostern 1976: Wir waren zu zehnt – neun Männer und eine Frau – es herrschten beste Schneeverhältnisse, das Wetter war insgesamt sehr schön und das Gelände einfach ideal. Dazu kam noch, daß die sonst im Winter unbewirtschaftete Pühringerhütte entgegen unseren Erwartungen bewirtschaftet war und uns das neue Pächterehepaar den Aufenthalt inmitten der Schneewüste des Toten Gebirges so angenehm wie möglich gestaltete.

Die Teilnehmerliste war „international" – es kamen Langläufer und Tourenfahrer aus Tirol, Salzburg, Kärnten, Oberösterreich, Wien und Bayern. Das Alter bewegte sich zwischen 22 und 64 Jahren. Machte mir die Ausrüstung der Teilnehmer im Hinblick auf deren Zweckmäßigkeit schon lange vor der Tour einiges Kopfzerbrechen, so wurden meine Erwartungen beim Eintreffen der „LL-Matadore" auf der Tauplitz einer harten Probe ausgesetzt. Es gab alle Sorten von LL-Skiern und -Schuhen zu sehen, und angesichts superleichter Rennlatten mit 1,2 kg Gesamtgewicht und der dazugehörigen Rennschuhe kamen mir heimliche Zweifel, ob dieses Material den kommenden Belastungen standhalten würde. Aber bald stellte sich heraus, daß alles bestens geeignet war und gerade jene mit den leichtesten Skiern diese am besten beherrschten. Natürlich muß dazu gesagt werden, daß eine gewisse Schneebeschaffenheit Voraussetzung ist. In dieser Hinsicht kommt einem das Tote Gebirge sehr entgegen, weil man sich auf der 40 km langen Tour immer in einer Seehöhe zwischen 1500 und 2100 m befindet und dadurch nie extreme Schneeunterschiede auftreten.

Der Abmarsch zur Überschreitung des Toten Gebirges von der Tauplitz nach Altaussee erfolgte am 16. April 1976 um 10 Uhr von der Bergstation des Tauplitzalm-Sesselliftes. Zunächst schien das Wetter nicht mitzumachen, es regnete und schneite, und mit zunehmender Höhe wurde auch der Nebel dichter, so daß die Orientierung entlang der Stangenmarkierung immer schwieriger wurde. Überhaupt ist der Nebel der gefährlichste Begleiter, den man im Toten Gebirge haben kann. Der riesigen Karsthochfläche fehlen ausgeprägte Orientierungsmerkmale wie Täler oder Bergkämme, die man entlanggehen könnte, und wer hier einmal in Schwierigkeiten kommt, kann nicht einfach „hinunter"fahren, denn die Fluchtwege sind lang und außerdem wegen der überall steil abstürzenden Hochfläche nur spärlich gesät.

Wir überquerten die Tauplitzalm nach Osten bis zum Steirersee, wo der Weg nach Norden umschwenkt und der lange Anstieg zu den Tragln, 2100 m, folgt. Dieser wurde in Rekordzeit zurückgelegt, und ich hatte den Eindruck, daß wir uns nicht auf einem Marsch, sondern schon eher auf einem Gebirgslauf befanden. An der Spitze – gebildet durch unseren Revierjäger aus Kufstein, den Herrn Professor aus Rosenheim und den wirklichen Hofrat aus Salzburg – wurde ordentlich aufs Tempo gedrückt. Der Rest mußte zusehen, den Anschluß zu halten. Kurz nach den Tragln – beim Bartlruggn – entschloß sich der erste zur Umkehr . . . der wackere Kämpfer mit Tourenski und starrer Bindung mußte die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen einsehen. Wir waren nur mehr neun.

Nach einem längeren Flachstück erfolgte nun die erste größere Abfahrt. Bekanntlich ist das Abfahren mit LL-Skiern schwierig und verlangt Übung. Deshalb galt auch meine größte Sorge diesem Problem. Als sich aber fast alle mutig in die Abfahrt stürzten und unser Kufsteiner auf federleichtem Rennski sogar noch zu wedeln begann, da wurde mir etwas leichter zumute. Dennoch erschien einem Langläufer das Gelände zu schwierig, worauf auch er umkehrte. Wir waren nur mehr acht. Acht kleine Negerlein . . . der Gedanke daran war nicht erfreulich, aber die Situation entbehrte nicht einer gewissen Komik, denn es wurde gleich gefragt, wer als nächster umkehren wolle. Sieben kleine Negerlein . . .? Aber es gab dann keine Ausfälle mehr, und sieben Langläufer und ein Tourenskifahrer zogen weiter ihre Spur zur Weißen Wand, über den Gastkarkogel am Ofenloch vorbei und über den Hetzkogelsattel der Pühringerhütte, 1703 m, entgegen, die wir bei nun schon schönem Wetter um 16 Uhr erreichten. Eine halbe Stunde zuvor war erst der Hüttenwirt eingetroffen, so daß wir etwas mehr Bequemlichkeit genießen konnten und nicht mit dem verqualmten Winterraum vorlieb nehmen mußten.



Der eindrucksvolle Bräuningstock von Norden auf dem Weg vom Rauchfang zur Loserhütte. Ganz links am Bildrand erfolgt der Übergang über den nicht mehr sichtbaren Schwarzmoossattel *M. Heymans*

Abfahrt vom Hochkogel zur Großen Wies (auf dem Übergang Pühringerhütte – Loserhütte)

Tags darauf erfolgte bei strahlendem Wetter die zweite und letzte Etappe über den Hochkogelsattel zur Großen Wies, am Redenden Stein vorbei, über das Appelhaus und die Wildenseehütte auf den Gipfel des Rauchfang. Dort schwenkt der Weg scharf nach Süden über eine ziemlich flache, einige Kilometer lange Hochebene zum Schwarzmoossattel, und nach einigen kurzen Gegensteigungen erreicht man die Lifte des Loser-Skigebietes, von wo die Piste zur Loserhütte, 1500 m, leitet. Zum Abschluß gäbe es noch die Abfahrt nach Altaussee – wenn genug Schnee vorhanden ist. Diesmal gab's aber sehr wenig und so fiel das letzte Stück aus.

Wir erstiegen also zunächst einmal mit aufgehender Sonne den Hochkogelsattel und nahmen dabei gleich den nur wenig höher gelegenen Gipfel des Hochkogel, 2094 m, mit. Von hier aus konnten wir fast die gesamte Tour überblicken, und wenngleich die Tauplitz und die sie umrahmenden Berge schon sehr klein im Hintergrund schienen, so war das vor uns liegende Ziel doch noch viel weiter und winziger. Lange genossen wir die phantastische Fernsicht. Es ist schwer, die Anziehungskraft des Toten Gebirges zu beschreiben, aber wer einmal bei schönem Wetter auf dem Gipfel des Hochkogel gestanden ist, dem erklären sich viele Geheimnisse um den Reiz dieser herrlichen Langlaufkulisse.

Die nun folgende Abfahrt mit 400 Höhenmetern zur Großen Wies entlang der Stangenmarkierung war einfach traumhaft und versetzte uns alle in helle Begeisterung. Es war die Krönung der Tour – eine Langlaufdemonstration, wie sie sich vorher niemand erträumt hätte. In weiten Schwüngen und mit gekonnter Parallelführung ging es auf einer idealen Pulverauflage zwischen Felsen und Zirben bergab.

Schon um 10 Uhr erreichten wir die unbewirtschaftete Wildenseehütte, 1521 m. Nach einstündiger Rast begann der dritte große Anstieg der Tour auf den 1976 m hohen Rauchfang, nun schon in sengender Mittagsglut und bei weicher werdendem Schnee. Eine dicke Klisterauflage auf den Skiern war jetzt notwendig, um den steilen Anstieg zu meistern. Die Abfahrt in Richtung Schwarzmoossattel war schon ziemlich aufgefirnt, und nun bedienten wir uns einer anderen Abfahrtstechnik – des Umsteigens, wie es beim normalen Langlauf üblich ist. Letztlich wurde auch das geschafft und nach einigen leichten Kilometern kamen die Lifte des Loser-Skigebietes in Sicht, und auf weicher Buckelpiste gab es nun einige Einlagen für das Pistenvolk, das mittlerweile ohnedies schon sehr neugierig unseren eigenartigen Fahrstil beobachtet hatte. Mit Purzelbäumen und akrobatischen Verrenkungen ging es den Steilhang zur Loserhütte hinunter. Alles Schwingen und Abrutschen half nichts, es gelang uns überhaupt nichts mehr und zum Schluß ließen wir es einfach rennen. Der erwartete Spreißelhaufen blieb, Gott sei Dank, aus, und als wir nun nach siebenstündiger Fahrt um 14 Uhr in die Loserhütte einkehrten, bestaunten uns die zahlreichen Gäste, und manch einer betrachtete kopfschüttelnd unsere Bretteln.

Wir löschten indessen beim kühlen Bier unseren Durst, und die vielen Vorschläge zu weiteren ähnlichen Touren waren für mich Beweis genug, daß diese Überschreitung auf Langlaufskiern für jeden ein besonderes Erlebnis war.

Meinen Begleitern sage ich auf diesem Wege Dank dafür, daß sie mir ungewollt nach unzähligen Alleingängen erstmals die Freude einer Gemeinschaftstour vermittelten und gleichzeitig meine erste Führung zu dem werden ließen, was ich mir davon erhofft hatte – eine Alternative zu den vielen anonymen Volkslangläufen.

Anschrift des Verfassers:
Ing. Michael Heymans
Leonhard-von-Keutschach-Straße 51
5020 Salzburg

Steilabfahrten für Genußskifahrer im Osten Österreichs

WOLFGANG LADENBAUER

Wie oft schon hatte ich mir bei Abstiegen über Firnflanken Skier gewünscht, die Schuhsohlen oder der Hosenboden waren meist nur ein schlechter Ersatz. Doch die damals noch 2,10 m langen Latten wollte und konnte ich nicht mitschleppen! Noch dazu wußte ich sie doch nur auf der Piste zu benutzen. So sparte ich auf Firngleiter, die uns dann allen zwar viel Spaß machten, aber mit Skifahren denn doch nicht zu vergleichen sind. So fallen in die erste Zeit meiner Entwicklung zum Skibergsteiger und Befahrer etwas steilerer Flanken noch eine ganze Menge Figl-Fahrten, verstärkt durch meine Abneigung gegen vereiste Pisten und das Unvermögen, in jedem unverspurten Schnee gut skizufahren. Die Figl nahmen mir die Angst vor der Steilheit, die Eisplatten und Wartezeiten bei den Liften drängten mich von den Pisten in den Tiefschnee. So wurde ich begeisterter Skitourist!

Schneeberg

Die ersten Stationen dazu waren der Schneeberg (2075 m), der östlichste Zweitausender der Alpen, und der Ötscher (1893 m) in der Gegend von Mariazell. Beide zeichnen sich durch Rinnen jeder Schwierigkeit aus. So konnte ich mich schön langsam „hochdienen", gewürzt durch so manche „Wickel" mit Wetter, Orientierung, aber vor allem der Ausrüstung. Skier waren mitten am Hallstätter Gletscher (Dachstein) gebrochen, ebenso eine Tourenplatte am Eissee paß (Ortler), Felle zigmal gerissen, Schuhe, Gamaschen und Hosen hatten sich aufgelöst, Stockteller waren verlorengegangen.

Besonders hatte uns einmal die Schneebergkarte mitgespielt. In ihr ist die berühmte Lahning-Ries (der obere Teil hat im Durchschnitt 38 Grad, das steilste Stück dabei 40 Grad, die Wächte variiert stark) mitten durch die Fadenwände beim Fadensteig eingezeichnet; vollkommen falsch, wie sich dann herausstellte. Wir Schneebergneulinge haben uns brav auf sie verlassen und fahren bei Nebel und leichtem Nieseln in eine deutliche Rinne ein, die plötzlich mit einem Abbruch endet. Hinaufstapfen will keiner mehr, es war uns schon im Hinunterschwingen steil genug, so queren wir in die Nachbarrinne. Ja, die geht! Doch auch nicht lange, da erfreut uns wieder ein Abbruch. Queren wir halt weiter in die nächste, über brüchige Schrofen. Genuß! Auch die endet bald! So haben wir damals höchst unfreiwillig die berüchtigte, doch nicht existente *„Fadenwanddiagonale"* befahren und beklettert! Von unten sehen wir dann die herrliche Lahning-Ries, nach oben im Nebel verschwindend. Das nächste Mal finden wir sie dann aber doch, auch von oben!

Gewitzt durch diese Erfahrung orientiere ich mich bei der nächsten Rinne besonders genau. Wiederum bei Nebel stehe ich mit Willi am Plateaurand und suche die direkte Einfahrt in die *Rote-Schütt*-Flanke (durchschnittlich zwischen 35 und 40 Grad). Schnell habe ich sie gefunden, doch Willi ist nicht davon überzeugt: Er weigert sich, meiner guten Orientierung zu glauben und da hinunterzufahren. Mit der höchst unalpinen Erpressung, ihn im Nebel stehen zu lassen und allein abzufahren, bringe ich ihn so weit, mir wenigstens zu glauben. Und der Nebel hilft ihm gegen die Angst vor der Steilheit der besonders in diesem Jahr stark ausgebildeten Wächte. Sie und die allgemeine Schneelage lassen die Steilheit der direkten Einfahrt zwischen 40 und 50 Grad schwanken. Endlich habe ich seine Zustimmung und lasse mich vorsichtig in die Rinne. Etwas Schnee löst sich unter meinen Skiern, fährt und rollt ein Stück hinab und legt dabei die vorher verdeckten Felsen frei. Auch nicht schlecht! So kann ich jetzt vollkommen sicher hinunterschwingen, bis ich in die Hauptrinne komme und mir Willi anschaue. Er baut sehr auf meine „Sicherung" von unten und kommt schön aber breitspurig daher. Es imponiert ihm, daß er sich beim Fahren mit einer Hand an der Schneeflanke anhalten kann. Im nächsten Jahr nimmt er diese Stelle im Sturz, steuert sein Rutschen kaltblütig zwischen den Felsen durch und kann sich dann in der Hauptrinne erfangen. Diesmal schenkt uns die Rinne besten Firn, auch weiter unten in der Breiten Ries, die uns auf einer Schneezunge die Abfahrt bis weit in die Latschen hinein erlaubt.

Die *Breite Ries*[1] ist ein weites Schuttkar, in das von oben viele Rinnen und Flanken münden. Ihre normale Einfahrt (Durchschnitt 36 Grad)

Wiener Schneeberg – in der Krummen Ries W. Ladenbauer

wird am häufigsten gemacht und von vielen mit dem Val Mesdi in der Sella verglichen. Natürlich sind die umgebenden Felsen lang nicht so imposant, die Schwierigkeiten aber etwa gleich, ebenso die Länge des Zustiegs. Die lange Hinausfahrt und der darauf folgende Felsslalom bleibt jedoch hier nicht nur erspart, sondern ein breiter, gleichmäßiger Hang schenkt die höchsten Skifreuden.

Eine weitere Rinne, die in die Breite Ries mündet, ist die *Quellensteigrinne*. Wenn man Glück hat, liegt in der Einfahrt soviel Schnee, daß man zwar sehr eng, doch mit Kurzskiern hineinfahren kann. Herby und ich haben natürlich kein Glück! Aber dafür meinen Vater! Er sichert uns nämlich von oben die vereisten, brüchigen Felsen und läßt uns Skier und Stöcke herunter. Das Anschnallen im Steilgelände macht doppelt Spaß! Doch dann geht's los. Verdammt eng ist die Rinne teilweise und imposant der Blick nach links in eine der steilsten Schneebergabfahrten, die *Privatries*[2]. Dann erfreut uns eine kleine Unterbrechungsstelle, die rechts umfahren werden kann. Kann, wenn genug Schnee liegt! Wir dürfen Skiklettern! Von unten gesehen ist der Abbruch eine tiefe Nische, von der jetzt die herrlichsten Eiszapfen und -kaskaden herunterhängen und in der Sonne funkeln und glitzern. Noch ein paar Schwünge und wir sind wieder im Skifahrerhimmel, im großen Kar der Breiten Ries.

Ein ähnliches, etwas kleineres, oben zweigeteiltes Kar ist die *Krumme Ries*. Ihr orographisch linker Ast bietet zwei Einfahrtsmöglichkeiten, die „Normale" und die „Wilde". Die Wilde kann kaum mit Skiern durchgehend befahren werden, da in der Engstelle (1,5 m) der Bergschrund überhängend und die Randklüfte breit und tief sind. Die Normale hingegen hat ihr steilstes Stück nicht wie alle anderen Schneebergrinnen in der Einfahrt, sondern mitten drin, noch dazu über einem Felsblock, der die Engstelle meist ganz schön versperrt. Diese Steilstufe habe ich mit 44 Grad vermessen. Am meisten Respekt vor ihr hat Hannes: Das erste Mal bringt sie ihm gleich einen dreifachen Salto ein, bis er auf die Idee kommt, die Skier quer zu stellen, dadurch nur mehr rutscht und bremsen kann. Schaurig hat's ausgesehen! Vor allem für Robert, der sofort abschnallt und mit dem Gesicht zur Firnflanke ängstlich hinunterstapft. Kaum rutscht er nur einen Zentimeter, wirft er die Skier vor sich in den Schnee und bremst mit den Händen: Aufstieg zu den Skiern – Hinunterstapfen – Rutschen – Abwurf – Bremsen – Aufstieg, so heißt sein Rhythmus! Das nächste Mal ist er nicht mehr dabei. Hannes hingegen schon, er will es besser machen und die Angst überwinden. Er fährt in tiefem Schnee als zweiter, setzt einen Schwung in der Steilstufe etwas zu hoch an, kommt fast in die Felsen, setzt sich nach hinten und rutscht kurz ab, kann sich aber noch in der Spur des Ersten halten. Im Treppenschritt schafft er es dann bis zur Engstelle. Darunter ein Fahrversuch, doch die Konzentration läßt ihn im Stich und er rutscht so 100 Meter dahin. Bei seinem dritten Versuch, wieder ein Jahr später: Die Engstelle ist mit einem Schneebrett aufgefüllt, der sperrende Felsblock darunter verschwunden. So gefällt es Hannes schon besser, mit einem einzigen Angstausrutscher kommt er durch! Übung macht den Meister!

Rax, Schneealpe, Veitsch, Hochschwab

Vom Schneeberg nach Südwesten schließen weitere Kalkplateaus mit herrlichen Skiabfahrten und Steilrinnen an: *Rax*, *Schneealpe*, *Veitsch* und *Hochschwab*. Eines schönen Tages war die *Veitsch*, die wir alle nur im Sommer kannten, unser Skiziel. Von Süden stiegen wir auf den Breitriegel (1840 m) und weiter bis zur Hochveitsch (1981 m). Beim beschwerlichen, da heißen Aufstieg gleiten unsere Blicke immer wieder nach links in Richtung Graf-Meran-Haus. Dort zieht eine schöne Rinne in das Kar, ebenso etwas rechts davon eine noch schönere, vom tiefsten Punkt des Plateaurandes. Die erste ist das Hundsschupfenloch, die andere heißt bei uns daher Hundsschupfenrinne. Für sie entscheiden wir uns alle spontan. Eine herrliche Firnrinne wird uns da geschenkt! Die anderen Rinnen auf der anderen Seite (östlich) unseres Aufstieges sind sicher lang nicht so schön! Reden wir uns zumindest ein, denn wir können ja nicht alles auf einmal machen! Wir schwelgen unsere Rinne nur so hinunter. Karli, der als erster fährt, hat im Rucksack seinen Rauhhaardackel Lieserl, die nur mit dem Kopf herausschaut. Was die sich jetzt wohl denkt?! Die Ohren fliegen bei jedem Schwung in die Höhe, doch sie hält sich ruhig. Jetzt wissen wir, warum es hier Hundsschupfen heißt! Unten im Flacheren wird Lieserl herausgesetzt und darf wieder laufen. Wir ziehen in den Firn unsere weiten Schwünge, doch da fehlt Lieserl. Sie

steht noch immer am selben Fleck und kommt trotz Rufen nicht. Wo sie doch so brav auf den Gipfel gelaufen war! Der arme Karli kann nun das letzte Stück wieder aufsteigen, um Lieserl zu holen. Kaum ist der Rucksack aufgeschnürt, springt sie auch schon hinein. Bei der weiteren Abfahrt verkriecht sie sich ganz drinnen, und bald können wir ihr Schnarchen hören!

Triebener Tauern

Die *Triebener Tauern* sind vor allem im Frühjahr eines meiner Lieblingsgebiete. Den Kletterern sind sie höchstens wegen der Gamskögelüberschreitung bekannt[3]. Daß hier ein herrliches Skitourengebiet mit den vielfältigsten Möglichkeiten ist, wissen, Gott sei Dank, die wenigsten. Herrliche breite Becken, steile Rinnen, rassige Waldschneisen, weite Firnflanken, all das gibt es hier! Dazu mitten drin eine gemütliche Selbstversorgerhütte, die Triebentalhütte der Akademischen Sektion Graz. Das oberste Goldbichlbachtal, eines der schönsten Seitentäler, ist oft unser Ziel. In anderthalb Stunden erreichen wir es mit Fellen über die Mödringalm. Dann eröffnen sich uns unzählige Möglichkeiten. Auf allen drei Seiten steile Flanken, Mulden und Rinnen. Wir können je nach Tageszeit und Wetter genau die Tiefe des Firns bestimmen, die wir heute fahren wollen. Oder wollen wir lieber einen flachen Anstieg zu einem der beiden Törln hinaufbummeln? Es ist hier ruhig und schön wie im *Paradies.* Und genau so nennen die Einheimischen diesen Talabschluß. Eine der engen Rinnen vom Mödringkogel (2142 m) sah die erste größere Figlabfahrt meines Cousins Mandi. Verzweifelt kämpfte er mit dem Gleichgewicht und der in der Sekundärrinne abrutschenden Schneemenge. Verzweifelt vor allem, weil er von unten gefilmt wurde und eine möglichst gute Figur machen wollte. Die Krugkoppe (2042 m) zeigt uns zwei begeisternde Steilabfahrten: die Nordflanke mit über 40 Grad und die Nordostflanke mit zirka 35 Grad, die wir erst heuer fahren konnten, da sie sonst immer lawinengefährlich war. Besonders angetan hat es uns auch der Westabhang des Speikleitenberges (2126 m). Drei ältere Herren sind zugleich mit uns mit riesi-

Schneeberg von Puchberg: Die vier Kare von links nach rechts: Hotelriesen, Schneidergraben, Krumme Ries, Breite Ries

W. Ladenbauer

gen Rucksäcken voll Bierflaschen ins Paradies gezogen und schauen uns nun zu, wie wir mühsam den langen Hang zum Gipfel hinaufstapfen und dann in bestem Firn hinunterschwelgen. Sie bedanken sich für den Genuß mit herrlich kühlem Bier, das unseren ausgetrockneten Kehlen einen Vorgeschmack auf das Faß in der Hütte gibt.

Gleich westlich an das Paradies schließen die *Gamskögel* an. Sie bieten dem Skitouristen rassige Rinnen, die von den Scharten des Grates nach Norden herunterziehen: *Amtmannschartenrinne*, mit oben vielen unangenehmen Felsblöcken; *Reitgratschartenrinne*, in die man sich abseilen muß oder vom Gipfel des östlichen Gamskogels eine Nebenrinne abfährt, die eine sehr enge Stelle aufweist; *Mittelschartenrinne*; und als schönste die *Prinzessinrinne*, die von der Scharte östlich des Westlichen Gamskogels (2386 m) an der Prinzessin vorbei zum Kar bei der Königin zieht. Sie ist bis 40 Grad steil. Zwei Tage nach einem längeren Neuschneefall wird das Wetter endlich wieder schön und wir beschließen, diese Rinne zu machen, das heißt zuerst hinaufstapfen, dann abfahren, ohne den Gamskogelgrat zu klettern, wie es mit Figln im Rucksack ginge; doch wir halten mehr vom Skifahren. Und mit den langen Brettern am Rucksack sind wir nicht aufs Klettern eingestellt, auch wenn es ein Grat ist. Wegen akuter Lawinengefahr steigen wir erst spät auf und lassen uns beim letzten sicheren Platz zu einer Jause nieder. Wir brauchen gar nicht lange warten, da kommen auch schon die ersten Schneebretter daher. Von der Wärme ausgelöst, werden sie immer schneller und größer, bremsen sich im Flacheren ein und kommen knapp bei uns zum Stehen. Begeistert beobachten und filmen wir sie. Als der Spuk in unserer Rinne sein Ende gefunden hat, beginnen wir den Aufstieg. Er kostet uns sehr viel Zeit und Plage, da wir andauernd einbrechen. Als Rast nehmen wir halt den Gipfel der Prinzessin mit, einen kleinen Klapf am unteren Ende des engeren Teils der Rinne. Hier hinterlegen wir auch einen Kalender als Gipfelbuch für den einen Bergsteiger, der vielleicht in den nächsten Jahren die wenigen Meter hier heraufkraxelt. Langsam und schweißtriefend stapfen wir weiter, oft knietief einsinkend in schwerem Schnee, bis zur ausladenden Wächte, die wir bequem seitlich überwinden können. Nun noch die übliche Diskussion, ob der Gipfel oder der Weg oder die Abfahrt unser Ziel sei. Dann aber schnallen wir sofort in der Scharte die Skier an und in tiefem Schnee und Lawinenbahnen erreichen wir recht schön den weiten Almboden über der Mödringalm.

Glocknergruppe

Einer der Höhepunkte meiner Skibergsteigerlaufbahn ist sicher die Befahrung der *Fuscherkarkopf-Nordwand* (3336 m), einer über 40 Grad steilen Eis- und Firnflanke in der Glocknergruppe. Anfang Juli sind wir zu viert auf die Oberwalderhütte gekommen, um am nächsten Tag die Glocknerumfahrung zu machen. Doch in der Früh ist uns das Wetter, vor allem für die Orientierung, zu schlecht. So disponiere ich eben um auf die „FKK-Nord", die ich schon einmal im Sommer durchstiegen habe. Mit leichtem Gepäck, die Skier an den Beinen, fahren wir zur Fuscherkarscharte. Fritzi und Willi lassen hier die Bretter zurück. Ansteigend queren wir unter dem Bergschrund bis zur Wandmitte, wo wir uns anseilen. Als zwei Zweierseilschaften durchsteigen wir die Wand, wobei Herby und ich noch Skier und Stöcke mitschleppen. So können wir uns genau die Verhältnisse anschauen. Der ehemalige Wulst hat nur eine dünne, morsche Auflage, sonst ist der Schnee eher tief. Im Nebelreißen ist der Gipfel bald erreicht. Als Führender erfahre ich erst jetzt von den Mißgeschicken unseres Eisneulings Willi, die gemeinsam mit dem wenig späteren Verlust seines Photoapparates dieser Bergfahrt den Spitznamen „Dreitausend-Schilling-Tour" eintragen: Im Wulst war er etwas nervös und bleibt mit einer Steigeisenzacke in seiner Überhose hängen, kommt nicht heraus, zerreißt sie vor Ungeduld und steigt sich dann selbst auf den anderen Schuh vorne drauf, so daß auch dort ein Loch entsteht. Erschöpft („Himalaya-Look") erreicht er als letzter den Gipfel. Das Wetter hat sich nicht gebessert, doch für eine Abfahrt spielt das kaum eine Rolle. Ich möchte sie wagen! Als Willi mich die Skier anschnallen sieht, warnt er mich mit bleichem Gesicht: „Als Freund rat ich dir, fahr da nicht hinunter!!" Dadurch und wegen des Nebelreißens wird auch Herby unsicher, so muß ich wieder zu einer kleinen List greifen. Ich bitte ihn, mich zu sichern, damit ich nur „kurz hineinschauen" kann. Dann lasse ich ihn zu mir kommen, damit er sich das auch anschaut. So

sind wir dann schon drinnen in der Wand, ihm gefällt's auch und weiter geht's bergab. Dreimal sichern wir uns bis in den Wulst, der noch schöner zu fahren geht als der tiefe Schnee darüber. Da legen wir sofort das Seil ab und schwingen gemütlich und äußerst genußvoll etwas links haltend hinunter und erreichen den Bergschrund genau bei unserem Einstieg. Über Lawinenbahnen lassen wir die Bretter nach links zur Scharte zurückschießen. Lang nach uns treffen die anderen bei uns ein und gratulieren zu unserer schönen Abfahrt, die sie wegen der wechselnden Sicht nur teilweise mitverfolgen konnten. Vor lauter Freude läßt Willi dann eben seinen alten Photoapparat liegen, den er am nächsten Tag vergeblich hier wieder sucht.

So wie diese Touren von Ost nach West, von den Voralpenbergen bis in die Hohen Tauern, so haben wir uns von der Piste zum Tourengehen, vom Gemütlichen zum Steileren, vom Bekannten zum Neuen entwickelt. Und uns dabei unserer physischen und psychischen Grenze genähert. Wir wissen nun, wieweit uns Schwierigkeiten noch Spaß machen und wofür wir zu wenig können und zu feig sind. Auch fällt bei uns der Leistungsdruck mancher Extremer weg, noch besser sein zu wollen. So genießen wir Jahr für Jahr die Skifahrerfreuden in vollen Zügen, und noch so manches Gustostükkerl in den Bergen wartet auf uns!

1 Siehe auch Schwanda: Skiglück vom Wienerwald bis zum Dachstein, Schrollverlag

2 Direkte Breite Ries, in R. Reidinger, Schneebergführer, Spezial-Kletter-, -Ski- und -Paddelführer, Sektion Reichenau des OeAV, 1975

3 Pause, „Genußkletterei"

Anschrift des Verfassers:
Wolfgang Ladenbauer
Burggasse 6/9
1070 Wien

Auf Skiern durch Korsika

Im Frühling von der Bavella zum Monte Padro

RUDOLF UND HELGA LINDNER

Morgens um 8 Uhr erreichten wir den Gipfel des Monte Cinto. Der Sturm wehte so stark, daß man kaum aufrecht stehen konnte. Wir sprangen den Grat und die Hänge hinab zum Sattel der Eboulis, schnallten die Steigeisen ab, fuhren in Wolken von stäubendem Pulverschnee den felsdurchsetzten Steilhang hinunter zum Lac d'Argent und weiter, vorbei an den Felstürmen Mulets, die weiten Firnmulden hinab nach Manica. Die Hütten lagen wie eh und je, grau und steinern, auf den krokusübersäten Wiesen, umstanden von den Büschen der gelbgrünen Schneerosen, den hellen Birken und dunklen Kiefern. Um 10 Uhr erreichten wir das Tal von Stranciacone. In einer Stunde hätten wir im Dorf Asco sein können und damit wäre die Durchquerung abgeschlossen. Heute, vor Tagesanbruch, waren wir von der Grotte der Engel aufgebrochen. Vor zehn Tagen hatten wir im Süden begonnen. Jetzt glaubten wir, diese Zeit nicht einfach abbrechen zu können. Es schien uns zu früh am Tage, und immer noch standen Berge vor uns – und überhaupt! Wir stiegen wieder bergan . . .

Damals standen wir ein wenig verloren am Col Bavella. Das Motorengeräusch des Autos, mit dem wir von Solenzara heraufgekommen waren, entfernte sich rasch. Es blies ein kalter Wind, all die kleinen Hütten lagen menschenleer und verschlossen da. Wir waren noch taumelig von der Schiffsreise. Da standen wir nun unter den wildzerrissenen, pfirsichfarbenen Granitnadeln der Bavella und es konnte beginnen.

Absteigend erreichten wir mühsam das Tal Asinao. Das Wetter wechselte in Minutenabständen von blauem Himmel zu grauen Regenwolken. Schauerstreifen zogen an den Bergflanken entlang, Sonnenstrahlen über den grünen Mantel der Macchia, Lichtflecken auf den naßdunklen Felsbastionen. Nieselregen sprühte herab. Dann begann der Schnee, und wir zogen durch ein Tal bergan, das von uralten mächtigen Kiefern bewacht war. Ein Schwarm von eineinhalbhundert Felstauben zog mit klatschenden Schwingen den allabendlichen Flug über das

Tal. Die Bergerie Asinao liegt auf 1500 Meter Höhe in einem weiten Bogen unter den Hängen der Punta Fornello und des Incudine. Die Hütten und die Mauerkränze der Hürden ragten aus den verschneiten Flächen, das Abendlicht verging. Müde stellten wir unsere Säcke ab. Helga wirtschaftete in der Hütte, ich ging nochmals zurück zur Waldgrenze, um Holz zu suchen. Der Mond stieg hinter den Bavellatürmen auf und spiegelte sich silbern auf den verharschten Hängen. Er fuhr durch Schäfchenwolken, die aufleuchteten wie Perlmutt.

Wir hatten Asinao noch vor Tagesanbruch verlassen. Mit Steigeisen erstiegen wir die hartgefrorenen Hänge. Langsam wurde es grau, und aus dem Tal drang das schmelzende Singen eines Rotkehlchens. Der Himmel brannte in tiefem Rot, das ganze Land war davon überstrahlt. Die Sonne kam aus dem Meer herauf und stieg in dunkle Wolkenbänke. Wir hatten ein kleines, von Granitwänden umschlossenes Hochkar erreicht und fanden nun zwischen den Abbrüchen eine steile Schneerampe. Bis zu den Hüften versanken wir im lockeren Triebschnee. Schließlich arbeiteten wir uns, die Skier waagrecht im Schnee verankert, hinauf. Rudi schlug eine Kerbe in die Gratwächte. Währenddessen hatte sich die Wolkenmauer über den Kamm gedrängt. Wir standen in dichtem Nebel, Graupelschauern und heftigem Wind auf dem Gipfelgrat. Zur Orientierung mußten wir den höchsten Punkt finden. Wir irrten auf der weiten Fläche umher. Vom Gipfel zieht ein Kammrücken genau nach Norden hinab. Mit aller Bedachtnahme, die Skier auf den Rucksack geschnallt, bewegten wir uns abwärts. In einer Hand die Bussole und jeden Schritt danach ausgerichtet, mit den Stöcken das Gelände abtastend. Die Sicht war so schlecht, daß die Neigung nicht mehr zu erkennen war. Die Steilhänge beiderseits waren nur zu erraten. Das Gelände schien flacher zu werden. Vielleicht die Bocca Luana? Der Höhenmesser zeigte 1800 Meter. Wir fuhren den Hang, scharf nach Westen schwenkend, ab. Plötzlich waren wir unterhalb einer dichten Wolkendecke. Unten sahen wir ein weites Tal. Da die Sicht nun besser geworden war, wollten wir die Bergerie Pedinelli nicht mehr suchen. Wir beschlossen weiterzugehen. Der Tignosso fließt zwischen hohen Schneeufern durch einen Buchenwald. Die Bäume sind groß und alt, vielfach ausgehöhlt und zerborsten. Es schneite in großen, nassen Flocken und das Holz ächzte im Wind. Wir spurten im tiefen, schweren Schnee, in einem Gelände von richtungslosen Tälchen, Mulden und Kuppen. Man schien im Kreis zu treten, an einem verwunschenen Ort. Mit jedem Schritt klebte Schnee unter den Fellen, der Rucksack drückte mich so sehr. Mittags war der Schneefall in Regen übergegangen, wir standen eng zusammengedrängt im hohlen Stamm einer Buche und schlotterten in der feuchten Kälte. Es war zu eng, um ein Feuer anzufachen, sich auszuruhen oder gar hier die Nacht zu verbringen. Seit Verlassen des Baches war Rudi wieder mit dem Kompaß in der Hand vorangegangen. Nach Osten schien jetzt ein Tal sanfter abzufallen. Im Norden, vor uns, verschwanden die kaum erkennbaren Umrisse eines waldfreien Rückens in der niedrigen Wolkendecke. Das Gelände wurde steiler und wir bewegten uns schließlich einen schmalen Kamm entlang. Der Wind war heftiger geworden, man stürzte hin, wenn man sich dagegengestemmt hatte und der Wind kurz verhielt. Auch weil die Sicht so schlecht war, daß man das Gelände nicht mehr rechtzeitig erkennen konnte. Rudi hielt einen Vorsprung, den er so abzustimmen schien, daß ich ihn nicht aus den Augen verlor, ihn aber auch nicht einholen konnte. Um keine Fragen zu stellen. Aus dem umrißlosen Weiß tauchten dunkle Felsen auf. Wir gingen rechts daran vorbei. Danach gingen wir an Felsen links vorbei. Wir bewegten uns in tobenden Schneewolken über fahle Hänge, entfernt von Zeit und Raum. Rudi wartete im Windschatten eines Felsens auf mich. Als ich herankam, sah ich ihn die Karte wegstecken. Von der Mütze über den Bart bedeckte ein Schneepanzer sein Gesicht, nur mehr die Nase war zu sehen und die Augen. Vor uns dunkle Felsen. Wir schlugen und kratzten das Eis von den Skiern. Tastend und unbeholfen gewannen wir langsam an Tiefe. Wir hatten die dichte Wolkendecke durchstoßen. Durch steiles, von Felsen und Bäumen durchsetztes Gelände kamen wir auf die Bocca di Laparo. In der Dämmerung erreichten wir die Kapelle des hl. Antonius. Es regnete wieder und wir waren bis auf die Haut durchnäßt. Auf dem Altar entzündeten wir die Kerzen, sahen Christus am Kreuz und den Heiligen in einer Wandnische. Beide waren mit

Maures, Tafonato *R. Lindner*

Tuchflecken bekleidet. Ein fürsorglicher Brauch, der auch in den Alpen zu finden ist. Antonius, aus dunklem Holz geschnitzt, klobig und bärtig, mit einem bunten Kopftuch und einem ebensolchen Gewand angetan, ein Schwein zu Füßen und ein Kind auf dem Arm. Mit großen Augen und halbgeöffnetem Mund schien er uns fassungslos anzustarren. Jesus dagegen lächelte. Lächelte er gütig, als wir auf dem Meßtisch unsere Daunensäcke ausbreiteten?

Am nächsten Morgen lag Neuschnee auf dem Waldboden. Ein Forstweg führte zum Col Verde, ohne Steigung, aber 13 Kilometer lang. Wieder begann es leicht zu schneien, wir überschritten einen bewaldeten Rücken und erreichten das Tal des Marmano. Wir wollten nicht mehr bis zur Bergerie des Pozzi weitergehen. Sicher lagen die Hütten unter dem Schnee. Am Südhang fanden wir einen überhängenden Felsblock, an den sich eine gestürzte Kiefer lehnte. Mit Ästen und dichtbenadelten Zweigen bauten wir unter dem Überhang ein Reisiglager. Wir ruhten in den Daunen, der Schirm strahlte die Hitze der Flammen angenehm zurück und der blaue Rauch breitete sich unter dem Dach aus . . .

Das Herumwerken Rudis weckte mich. In den Geruch des Feuers mischte sich das Aroma des Kaffees und der Duft von Speck. Helligkeit drang herein. Wir packten unsere Siebensachen, die getrockneten Kleider, den Verpflegungssack, den Kochtopf; nichts durften wir verlieren. Wir gingen fort. Da lag unsere Behausung, inmitten von Felsen, Bäumen, unter dem Schnee. Entlang des Baches, der durch einen engen Waldgraben fließt, gelangt man zu der weiten Senke von Pozzi, die zwischen den Hängen des Scaldasole und Pietradione liegt.

Das Renosomassiv ist ein Abschnitt der Durchquerung. Es weist aber auch Möglichkeiten für Einzelunternehmungen auf. Einmal die Überschreitung mit Ausgangspunkt Bergerie Traghette, Aufstieg über die Punta Bacinello zum Hauptgipfel, Abfahrt durch das Valle Longa zur Alm zurück. Sie ist von der Straße zum „Skizentrum" Capanelle rasch erreichbar. Ein Besuch dort lohnt nicht mehr; die Aktivität des Menschen hat alles zerstört. (Dasselbe gilt für das Eseplateau!) Hier beginnt auch eine stark verkürzte Variante der Gesamtüberschreitung. Vom Col Scalella sind noch abseits jeder Erschließung Gipfel zu besteigen. Am raschesten erreichbar ist die Punta Oriente über dem Col Vizzavona.

Dr. E. Arnberger beschreibt in seinem überaus aufschlußreichen Büchlein über Korsika: „. . . eiszeitliche Seewannen, Kare, Trogtäler unter steil aufragenden Felswänden sind die Formenelemente dieser reichgegliederten und verzweigten Berggruppe . . ."

Wolkenloser Himmel. Der 300 Meter hohe Steilhang aus dem Pozzigrund auf die Capella war in dem leichten Pulver wunderbar zu spuren. In einer halben Stunde waren wir auf den Kamm gelangt und folgten ihm über die Gipfel des Torto, Orlandio, Punta Valle zum Monte Renoso. Tiefblicke in die Steilhänge, Mulden und Kessel. Rückblick, wie weit nun schon der Incudine im Süden lag. Jetzt erst sahen wir, wie langgestreckt der Verbindungskamm zum Col Verde her war. Wir hatten für den Weiterweg zwei Möglichkeiten. Vom Gipfel sofort in das steile Tal von Gravona abzufahren. Mit dem Nachteil, bis auf 880 Meter absteigen zu müssen, weit unter den Col Vizzavona. Oder den schwierigen Übergang zur Punta Oriente zu wählen, von der man unmittelbar nach Vizzavona gelangen könnte.

Den ganzen Weg entlang waren wir schon einer Fuchsspur gefolgt. Der Fuchs war wohl hinter den Vögeln hergewesen, deren kleine Trittsiegel wir hin und wieder auf und im Lee der Wächten entdeckten. Sie ihrerseits wieder hinter Insekten her, die im Aufwind über den Grat flogen. Wir verloren die Spur, wo der Felsgrat begann.

Unsere Aufmerksamkeit galt ganz den Hängen, die beunruhigend steil und haltlos in das Rivenau Castagno hinabstürzten. Danach fuhren wir den Nordhang in stäubendem Pulver hinab, die Mulde verengte sich trichterartig zu einer Klamm. Zwischen Felswänden schossen wir den engen steilen Graben hinunter, bis das Vergnügen in einem Kessel auf übereinandergetürmten Lawinenkegeln zu Ende war. Wir stiegen 150 Höhenmeter zurück auf den Nordrücken. Wetterbuchen standen hier bis knapp an die Kammhöhe, die Kronen schräggeschnitten vom Sturm und die starken Stämme gegen den Hang gestemmt. Das Gelände läuft in freien sanften Flächen aus, an die von unten her der geschlossene Wald stößt. Dort liegen die Hütten von Pozzi. Jenseits, über dem Einschnitt des Col Vizzavona, erhebt sich der Monte Oro, der Goldene Berg. Es war Abend

geworden und die letzten Sonnenstrahlen leuchteten in den Gipfelfelsen. Die Dämmerung kam aus dem Tal. Die Amsel hatte zu singen aufgehört und flatterte laut dixend in den Büschen beim Bach. Dann flog sie tief, unauffällig und schnell zu ihrem Schlafplatz im dichten Geäst der Buche über uns. –

Noch in der Dunkelheit brachen wir auf. Der Schnee erhellte den Wald soweit, daß wir zum Col hinabfanden. Wir überquerten die Straße, die Hauptverbindung zwischen den Städten Bastia und Ajaccio. Als es graute, querten wir das felsige und dichtbewaldete Gelände zu den Cascades Anglais hin. Auch der Monte Oro hatte Eiszeitgletscher. Die Spuren treten heute noch auffällig zutage. Im Trogtal des Agnone mit seinen Steilstufen, glattgeschliffenen Platten und Karen. Der Col Vizzavona war eisüberflossen. Heute erstrecken sich ostseitig ausgedehnte Kiefern- und Buchenwälder, und in bezug auf seine Höhenlage ist es der Ort Korsikas, der das tiefste Temperaturmittel und die höchste Niederschlagsmenge aufweist.

Wir folgten einem Pfad, der am rechten Bachufer entlangführt. Der Bach tost dort über große Granitblöcke und bildet große, tiefe Gumpen, das Wasser ist flaschengrün. Der Weg war mühsam zu begehen, Blockwerk, gestürzte Bäume, und die Rucksäcke mit den daraufgeschnallten Skiern schwer. Das Tal weitete sich und der Wald blieb zurück. Wir zogen eine weite Senke hinein, von rotgelben Felswänden umkesselt, darüber das weite Rund einer sehr steilen Schneemulde und die felsigen Grate der Gipfel Migliarello und Monte Oro. Im Talschluß, im toten Winkel der Lawinen, wuchsen noch Ebereschen mit glänzendroten Stämmen, an den Zweigen noch die Beeren des Vorjahres. Zitronengirlitze turnten daran herum, aus dem Erlengebüsch zeterte ein Zaunkönig. Von den aperen Steinen in einer Spirale, steil hochfliegend, Bergpieper, die dann wie kleine Fallschirme, laut zwitschernd, zurück herabschwebten. Aus dem innersten Talwinkel fanden wir einen Weg über die Felsstufe. Weiter dann die Steilmulde hinauf zur östlichsten der Einsattelungen zwischen den Gipfeln. Als wir die Bocca Muratello erreichten, hatte sich der Himmel mit weißen Schleiern überzogen und der Wind packte uns mit heftigen Stößen. Über den Schnee tanzten kleine Wirbel. Die Sicht war noch gut, aber das Licht auf dem Schnee ohne Konturen. Wir fuhren vorsichtig ab, wichen einer sehr steilen, felsdurchsetzten Stufe aus, kehrten in den Grund der Steilmulde zurück. Wilde Felsformen überragten den Kessel. Wir hatten noch vorgehabt, den Verbindungskamm zum Rotondomassiv zu überschreiten – etwa 8 Kilometer Länge, der Mittelteil ist felsig. Rudi untersuchte die I'Onda-Hütten. Ich ging voraus zur Bocca d'Oreccia, dann den Kamm hinauf zum Capo alla Meta. Rudi hatte mich mit einem Abschneider überholt, er stand schon dort, wo der felsige Grat begann. Über die dunkelblau auslaufenden Vorberge sah man das Meer. An der Küste stiegen weiße, zerrissene Wolkenfetzen auf. Während wir umkehrten, prasselte ein Graupelschauer nieder. Die Körner knatterten auf das alte Buchenlaub; dann schüttete es wie aus Kannen. Der Zustand der Hütte ließ mich völlig verzweifeln. Das Schindeldach war von sorglosen Touristen abgebrannt worden. Die Almleute hatten es notdürftig mit Zweigen und Laub abgedeckt. Schmelzwasser und Regen tropfte ins Innere. Pfützen am Erdboden. Ich saß zwischen zwei Wasserfäden und zitterte, bis mich Rudi zum Holzholen hinausschickte. „Niemals wird in dieser Nässe ein Feuer brennen!", und ich sagte viel anderes dazu. Ich mußte um ein zweites Bündel gehen. Der Regen ging in Schnee über. Wenigstens war mir nicht mehr kalt. Als ich zurückkam, drangen dichte Rauchschwaden aus Tür und Dach. Ein helles Feuer loderte. Der Raum war sehr klein. Rudi hatte ein Feldbett repariert und zwischen den Wasserfäden aufgestellt. Er selbst lag auf einem schmalen Brett, wo die Hirten den Käse reifen lassen. Über dem Feuer trockneten unsere Kleider und Schuhe. Es war bald warm geworden und wir schwatzten und scherzten. Es stürmte und schneite zwei Tage und drei Nächte lang.

Bis wir mit dem Gewicht unserer Rucksäcke einverstanden gewesen waren, hatten wir zwölfmal ein- und ausgeräumt und zuletzt Ausrüstung und Verpflegung derart verringert, daß kaum mehr die Hälfte an Gewicht übrig war. Auf der 10 bis 14 Tage währenden Durchquerung (Bavella bis Padro) findet man zwei Unterkünfte, die mit Selbstversorgerhütten in den Alpen vergeichbar sind. Diese lehnten wir ab. Wir wollten in den einfachen Bergerien Unterschlupf finden, oder, wenn notwendig, unter der Waldgrenze biwakieren. Wir glaubten, auf ein Zelt verzichten zu können, hatten keinen Kocher und heizten mit Holz. Ausrüstung:

Harscheisen und Steigeisen. Die Verpflegung bestand aus Knäckebrot, getrocknetem Fisch, Grammeln, Käse, Suppenpulver, Nüssen, Schokolade, Lindenblütentee, Honig und Kaffee. Für jeden 400 Gramm pro Tag. Keines unserer Lebensmittel war in Blech oder anderem, umweltbelastend, verpackt. Unterwegs fingen wir zweimal Forellen. Um der Sache willen naschten wir Hagebutten, Ebereschen, Kiefernsamen, Knospen und anderes Grünzeug; aus Flechten kochten wir Tee.

Bei Sonnenaufgang waren wir an den ersten Gratfelsen der Serra Tenda. Trotz des Neuschnees war der Kamm bis hierher gut zu begehen gewesen. Wir umgingen die Türme, querten die steilen Osthänge unter dem Grat zur Bocca alla Meta und stiegen auf die höchste Erhebung der Serra Bianca, einer gleichmäßigen Schneepyramide. Nun lagen der Kamm zur Bocca Manganello und der Rotondo frei vor uns.

Vor der letzten Erhebung scheuchten wir zwei Raben auf, die über die Kammschneide auf und ab schritten und mit den Schnäbeln in den Schnee pickten. Wespen kamen mit dem Aufwind die Hänge herauf. Die Raben flogen an den gegenüberliegenden Hängen nebeneinander her, einer ließ sich auf einem Gratzacken nieder und flog wieder weg, als der andere hinzu wollte. Dann saßen sie, jeder für sich, auf einem Felsen. Der andere Rabe flog auf und glitt schnell und ohne Flügelschlag hinaus, dann legte er eine Schwinge an und stürzte wie ein Stein hinab, fing sich wieder, schwebte und fiel, wieder und wieder. Beide flogen zu der Schneekuppe hin. Sie betrachteten unsere Spuren. Der eine landete daneben, näherte sich vorsichtig und schritt darin entlang.

Der andere stieg seinem Gefährten nach, drängte sich heran, worauf dieser auszuweichen versuchte. Der Andrängende verbeugte sich und rief in einem heiseren Ton, und sein Kopfgefieder plusterte sich auf. Das ging eine ganze Weile. Sie waren nahe zu uns herangekommen. Schließlich duckte sich der Rabe ganz nieder mit ausgebreiteten Schwingen, gesträubtem Halsgefieder und geöffnetem Schnabel. Da flog der andere auf und weg. Später, als wir schon über die Hänge der Manicca heraufstiegen, sahen wir die Raben hoch oben: gleitend, stürzend und schwebend, und ihr metallisches Rufen hing im Blau des Himmels.

Der Hauptkamm des Rotondomassivs zieht 15 Kilometer von West nach Ost. Felsgipfel, Schneekuppen, zerrissene Grate und steile Hänge. Dahinter verbergen sich die Hochkare, Seemulden und Trogtäler, von Eiszeitgletschern geformt. Lassen wir Ferdinand Gregorovius, der 1852 den Rotondo bestieg und das wohl aufschlußreichste und heute noch gültige Werk über die Insel verfaßte, schildern: „. . . und vor uns lag der weißbeschneite Berggipfel. Seine zersplitterten, schroffen Felsen bilden einen kraterförmigen Halbtrichter, und diese Form hat dem Berg seinen Namen gegeben. Wo dieses wüste ungeheure Felsamphitheater sich öffnet, liegt dunkel hingegossen ein kleiner See, von grünen Wiesen sanft umkränzt. Schneefelder ziehen sich zum Gipfel hinauf. In der Glutzeit des Hundsgestirns und unter dem 42. Breitengrad unter südlichem Himmel, ein seltsamer Anblick und ein wunderbares Gefühl . . ." Von den Hängen der Maniccia überschritten wir die Bocca Mozella, querten abfahrend die Hänge über den kleinen Senken der Rinoseen und standen auf einer Schulter, hoch über dem weiten Tal, das zum Melosee und dem Restonicatal hinabzieht. Wir hatten die Möglichkeit, zum See hinunterzufahren und wieder steil zur Breche Goria aufzusteigen. Oder den Weg über die Porta ins Tavignanotal. Vorsichtig schnitt ich den Hang von oben in einer kleinen Schrägfahrt an. Hier lag viel Triebschnee. Ein Schwung und noch einer. Helga kam hinter mir her. Wir querten zur Bocca Soglia. Ein Kamm mit aufgetürmten Gratzacken führte zur Punta Porta, steile, felsdurchsetzte Hänge stürzten zu beiden Seiten ab. Wir querten unter den Felsen, einmal auf der Seite des Ravin Focicchia, dann an der des Lac Capitello. Der Schnee war hart und wir zogen die Eisen an, immer wieder brach man in dem Windharsch bis über die Knie ein. Wir passierten die letzten Felsen aufatmend und stiegen zur Porta hinauf. Zweifellos ist diese Etappe eine der schwierigsten aber auch eindruckvollsten der Durchquerung. Man schaut ein Hochgebirgsbild, wie man es sich in Korsika nie erträumen würde: ein geschlossenes, tiefverschneites Bergland; die mächtigen rotbraunen Pfeiler des Lombarduccio, den tiefen Seenkessel, den Krater des Rotondo und all die Gipfel ringsum.

Hinter den dunklen Felskulissen tauchten wiederum zwei große Vögel auf. Schwebten an den Wänden entlang, kamen heran, zogen zweimal langsam um die Scharte herum, uns auf-

merksam betrachtend. Sie flogen keinen Steinwurf weit, kaum höher als wir, vorbei. Wir sahen die schwarze Maske ihres Gesichts, die in einem Bart unter dem Hakenschnabel auslief, das schmale Fleckenband über die rahmfarbene Brust und die großen, aber spitzen Schwingen, die zwei Meter überspannten. Wir waren ganz aufgeregt. Bartgeier waren es, Bartgeier, wir konnten es kaum fassen.

Nach Osten führte ein steiles Kar hinab. Helga zog die ersten Schwünge, der Schnee stäubte hinter ihr her. In einem Kessel kletterten wir über hochgetürmte Lawinenkegel und über weitere Mulden und Hänge erreichten wir, zuletzt querend, die Bocca d'Aqua ciarnente. Wir gingen über das flache Feld des Pianu di Campodile und fanden die Bergerie de Vaccaghia. Elf Stunden waren wir in Schnee und Eis unterwegs gewesen und nun lag das von rotschimmernden Buchen bestandene Tal des Tavignano unter uns; der Fluß schlängelte sich glänzend im Gegenlicht der Abendsonne dahin. –

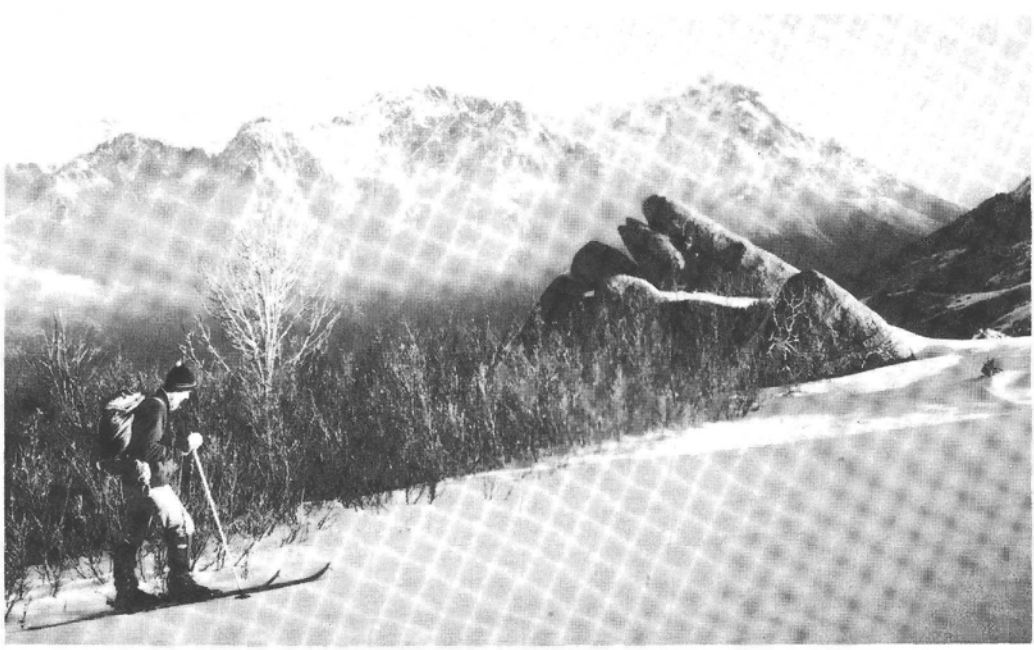
Rudi kam erst zurück, als es beinahe schon finster war. „Ach, du, ich warte schon so!" Als ich dann in meine Taschen griff, um den Löffel zu holen, faßte ich etwas Glitschiges. Ich schrie auf und warf einen Fisch zu Boden. Und Rudi hielt mir einen ganzen Sack voll vor die Nase. Sieben Forellen hatte er in der kurzen Zeit vor der Dämmerung mit einer Drahtschlinge aus dem Bach geholt.

Wieder war es noch Nacht, als wir losgingen. Der Mond stand über den mächtigen Buchen; die dunklen, knorrigen Gestalten hoben sich von der schimmernden Schneefläche und dem Himmel ab. Ein Stück begleitete uns das Murmeln des Baches; dann verstummte er unter der dicken Schneedecke. Über die ebene Fläche des Ninosees stiegen wir auf den Monte Tozzu. Im Süden das Massiv des Rotondo, im Norden über tiefen, bewaldeten Tälern die Mauer des Cinto-Massivs, von der Paglia Orba bis zum Monte Bianco.

Über einen Hang nach Nordwest zur Bergerie Custole geht es hinaus zu den Wäldern des Valdo Niello, dem größten Forst Korsikas. Eine Stunde marschieren wir auf der Paßstraße zum Golofluß. Wir hätten es leichter haben können über den Col Vergio. Dazu hätten wir aber den Skilift dort passieren müssen.

Korsika wird, wie die Alpen auch, dem Massentourismus gefällig gemacht und dadurch zerstört. Die Ernennung eines Parc National ist eine fromme Lüge. Feriensilos verbetonieren

Typisch für Korsika ist der dichte Gebüschwaldbestand in den tieferen Zonen. *R. Lindner*



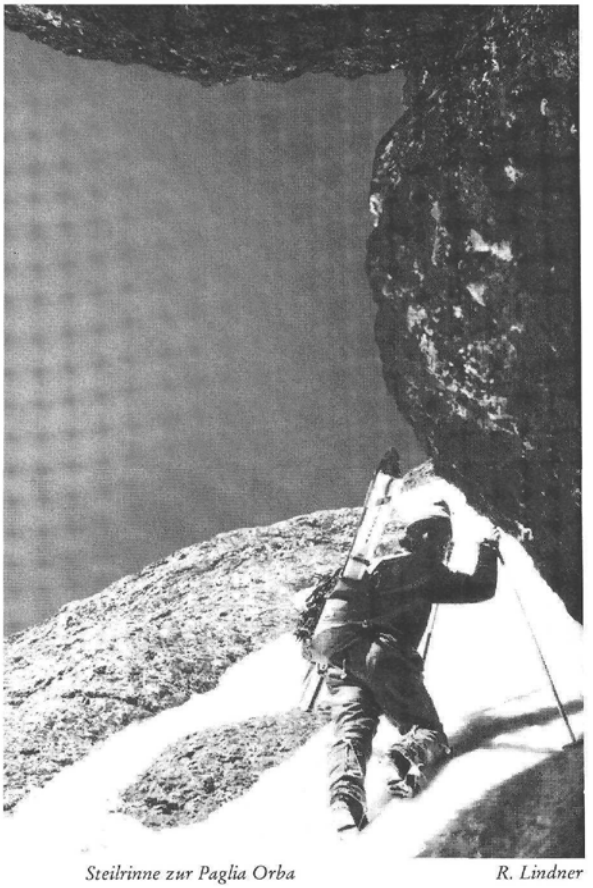
die Küsten. In den Bergen werden Almen niedergebaggert und darauf der Fortschritt gepflanzt, Skilifte und wellblechgedeckte Kisten. Schmutz und Abfall liegen überall. Die Erosion schreitet fort. Waldbrände werden verursacht von einem gelangweilten Publikum, das aus sauerstoffvergeudenden Flugapparaten ausgespien wird. Gift wird im Meer versenkt. Energie und Industrie auf die Insel gebracht. Und die Macchia* überwuchert fruchtbares Land.

Die Cabannen (Bergerien = Hirtenunterkünfte = Almen) der korsischen Berge sind einfache urtümliche Bauten. Oft sind Höhlen unter Felswänden oder riesigen Granitblöcken zu Behausungen ausgebaut. Die eigentlichen Hütten sind aus Stein aufgemauert, ein flaches Dach aus starken, geklobenen Schindeln, mit Steinen beschwert, deckt sie. Selten gibt es Fensteröffnungen. Die Tür ist aus grobgehackten Pfosten gefügt und in Schwelle und Dachbalken eingezapft. Vormals wurde kein eiserner Bestandteil verwendet. In das Holz sind manchmal Zeichen geritzt. Immer wieder der Druidenstern – das Bannzeichen der Kelten (vielleicht schon der alten Ligurier) –, Rauten, Sterne, Mond und Sonne und deren stilisierte Formen: Wirbelräder und Rosetten, schließlich Herzen und Kleeblätter, Initialen und endlich aufgenagelte Hufeisen und Holzkreuze. Boden ist die nackte Erde oder Granitplatten. Es gibt Nischen in den Mauerwänden als Ablage und bestenfalls eine Holzpritsche mit Farnkraut als Lagerstatt. Vielfach wurden die Hütten an Steinbrocken im Gelände angebaut und diese in die Mauern miteinbezogen, eine arbeitsparende und dem Gebäude besondere Festigkeit verleihende Weise. Dort ist im Innern auch die Feuerstelle eingerichtet. Von den rußgeschwärzten Dachbalken hängt eine Kette mit verstellbaren Ringen und Haken und ein breiter Käsekessel. Am Boden einfach geschmiedete Dreifüße. Um die Wohnhütte stehen niedrige Bauten zur Aufbewahrung des Käses, ein Backofen mit Gewölbedach und ein in den Boden gerammter Stamm mit Ästen, auf den man Pfannen und Töpfe, geschlachtete Tiere und zum Trocknen Fleischstreifen und die Felle der Ziegen hängt. Hürden und Mauern umfrieden sie. Die Almen sind Teil ihrer Umgebung, der Natur entliehener Stoff, von Menschenhand gefügt, als Ruhepunkt inmitten von Fels, Baum, Wiese und Wildbach. Allein zum Nutzen gebaut, läßt doch ihr Anblick Freude aufklingen in unserem Gemüt, vielleicht ein Heimatgefühl . . .

Die Bergerie Gratule liegt nahe dem Golo. Der Bach stürzt glitschend über hohe Platten. Das Tal verengt sich klammartig zwischen gelbroten Wänden. Bis in große Höhen stehen auf Absätzen und Bändern vereinzelte Wetterkiefern. Ihre oft meterdicken Stämme sind gewunden und knorrig, mannstarke Äste bilden eine breite Krone. Manche Bäume sind verdorrt, aber immer noch stehen sie aufrecht, das nackte Holz grau mit einem schimmernden, matten Glanz.

Es war früher Morgen, und wir waren die enge Steilstufe des Tales heraufgekommen. Die Schlucht lag noch im Schatten, höher oben strahlte auf die schneedurchsetzten roten Wände schon die Sonne. Darüber der Himmel von einem tiefen, klaren Blau. Das Tal wurde nun weit und flach und wandte sich nach Norden. Zuletzt schwingt es sich, erst sanft, dann steil, zu den Porphyrwänden des Capo Tafonato und der Paglia Orba auf. Die Mulde endet zwischen diesen Bergen im scharf eingehauenen Col Maures. Nach Osten zieht eine Senke zum Col de Foggiale hinauf. Dies ist der Übergang in das Virotal. Wir stiegen die Hänge zur Paglia hinauf, erkletterten die Rinne zwischen den seltsam bauchigen dunkelroten Felsen, die an den Steilstellen von grellgelben Flechten bemalt waren. Dann stiegen wir bis zum Gipfel weiter mit Skiern. Der Blick hinab ins Virotal ist 1200 Meter tief. Erst ist es dicht bewaldet, dann nach draußen hin kahl und braun. Hoch über dem Fluß liegt das Dorf Calassima. An der Nordseite fällt der Blick in den Tondokessel. Diese 1000 Meter tiefe Steilschlucht ist von hunderte Meter hohen Wänden überragt (und stellt die wildeste Abfahrt in den korsischen Bergen dar). Nach Osten zieht der türmereiche Grat der „Grande Barriere“ bis zur Punta Minuta. Danach der Doppelgipfel des Capo Larghia und der Grat zum Monte Cinto. Das Ravin Stagnu zieht dort vom Virotal hinauf. Es ist ein steiles Tal mit Plattenschüssen, Rinnen und Wänden. Das Col Vallon nahe der Larghia ist ein möglicher Übergang, jenseits gelangt man in den Cirque Trimbolacciu. Dieser wird als der großartigste Hochgebirgskessel Korsikas bezeichnet. Die Abfahrt verdient ebenfalls diese Bewertung. Vom Col Vallon gewinnt man auch die Bocca di a Cruvetta und von dort den Cinto.

* Buschwald und Gestrüpp



Steilrinne zur Paglia Orba *R. Lindner*

Im Pulverschnee fuhren wir die Gipfelhänge und die Steilrinne von der Paglia Orba ab. Nur an einer 20 Meter hohen Engstelle schnallten wir die Skier ab. Am Fuß der Felsen saßen wir und freuten uns an der Sonne.

Über uns kletterte mit kleinem Rucken ein Vogel die Platten hinauf. Sein Kopf und Rücken waren grau mit einem fliederfarbenen Schimmer, der Schwanz schwarz mir weißen Enden. Dann flatterte er mit seinen karminroten Flügeln – gaukelnd wie ein Schmetterling – herab und begann seine Arbeit von neuem. Sein Gesang ist ein sanftes Flöten in fünf bis sechs ansteigenden Tonstufen – eine bezaubernde Melodie von süßer Lebenslust und wilder Freiheit. In manchen Verbreitungskarten der Ornithologie ist der Mauerläufer (ebenso wie die Alpendohle) für Korsika nicht verzeichnet. Aber schon Ferdinand Gregorovius war er aufgefallen, er nannte ihn aber nicht beim eigentlichen Namen: „....die zierliche Bergamsel vom Monte Rotondo, ein schöner grauer Vogel mit rotschwarz-weißen Flügeln . . .“

Eine 1000-Meter-Abfahrt brachte uns in das Virotal und zur Grotte des Anges, eine sagenumwobene Höhle unter einem runden Porphyrblock, ein Ungetüm von vielleicht 500 Tonnen. Anges liegt nahe am Bach und ist begrenzt von grünen Kiefern und Büschen der korsischen Nieswurz (Schneerose). Es sind kniehohe Stauden mit dunkelgrünen, länglichen, gesägten Blättern und Büscheln blaßgelbgrüner großer Blüten. Rundum bedeckte grauer Bergginster den aperen Boden und dazwischen blühte Krokus. Seine Blüten von feinen Lanzettblättern auf zarten Stengeln waren in der Sonne weit geöffnet. Wir übernachteten in einer dürftigen Bretterhütte. Noch spät nach der Dämmerung hörten wir pfauchende und keuchende Laute, an eine Lokomotive erinnernd. Tschuk, tschuk, tschör, das Balzen der Rothühner.

Am folgenden Morgen standen wir auf dem Gipfel des Monte Cinto.

Die Berge, die über dem Stranciaconetal nördlich aufragen, sind Monte Corona, Punta Statoghia und Monte Padro. Von den Cols Petrella und Ondella fließen gleichnamige Bäche durch steile Täler und vereinigen sich beim Waldflecken Tassineta. Die Tassineta fließt sodann mit wenig Gefälle durch ein schmales Tal nach Südosten und mündet in den Stranciacone. Der Weg führt entlang des Bachufers talein. Der Wald an den Hängen ist von Bränden zerstört. Am Laufe der Gewässer haben sich einige Baumgruppen erhalten. Der Pfad schlängelt sich durch Baumheide, Ginster und Asphodill.

Die Bergerie Tassinetta liegt auf einem kleinen Wiesenflecken unter schlanken Laricciokiefern. Es gab nur mehr einige Mauerreste und eine halbverfallene Hütte, wilde Rosen überwucherten die Steinhaufen. Wir waren mittags dort angekommen und das Licht flimmerte durch die dichten Baumkronen. In der Wärme der Frühlingssonne öffneten sich mit scharfem Knacken die Zapfen, die braunen Samen wirbelten herab. Hunderte Zitronengirlitze und Buchfinken trippelten geschäftig auf dem Boden herum.

Im Süden nun der Wall des Cintomassivs, steile Felsmauern, tiefverschneit und schattenblau, und auf den Hängen des Manicatales und im Kar Trimbolacciu das Licht der hochstehenden Sonne. Im Norden die Statoghia, deren rotbraune Felsen bis ins Tal herabreichen. Ein Ausläufer sperrt das Tal des Ondella. Auf den steilen Platten haben sich große Wetterkiefern gehal-

ten, und dazwischen stürzt ein hoher Wasserfall herab. Spät am Nachmittag, es half nichts, mußten wir doch noch etwas tun. Eine Schlafstelle bauten wir und eine Feuerstelle. Wir sammelten Holz, holten Wasser vom Bach, verzehrten die letzte Ration und ordneten unsere Habseligkeiten, um, wenn wir in der Dunkelheit aufbrechen würden, nichts liegen zu lassen.

Am nächsten Tag, wieder lange vor Tagesanbruch, das längst vertraute Ritual: Vor die Hütte treten, in den Himmel schauen, in die Dunkelheit horchen und die Luft tief durch die Nase einziehen. Die Sterne standen ruhig am Himmel, das Rauschen des Wasserfalls drang gleichmäßig und ganz leise herab, die Luft war kalt. Helga hatte schon das Feuer entzündet. Gestern hatten wir noch dürre Ästchen in eine Rolle von Birkenrinde gewickelt und trockene Späne bereit gelegt, so daß der Kaffee nicht zu lange dauerte.

Wir überquerten den Bach und stiegen die Hänge hinauf. Die Skelette der verbrannten Bäume standen verloren in der Dunkelheit. Der Himmel im Osten wurde langsam heller. Vor uns ein leises Zirpen. Zehn Schritte vor uns standen zwei junge Mufflons; die hellen Gesichter zu uns gekehrt, schauten sie uns neugierig an, die Lauscher hoch aufgerichtet. Schließlich sprangen sie mit einem zischenden Pfeifen davon. Später, als wir über den Westgrat auf die Statoghia kletterten, sahen wir ein ganzes Rudel. Zwei Widder mit großen, gedrehten Schnecken, schwarzem Wildstreif über den Rücken und zimtbraun, dunkel und weiß gefärbt. Weiters vier Schafe und drei Jährlinge. Sie zogen ruhig und vertraut über den Col Ondella und bemerkten uns nicht.

Wir überschritten die Statoghia, die Bocca Tula, und stiegen über Schnee- und Felsflanken auf den Monte Padro, letzter Gipfel und nordöstlichster Eckpfeiler der korsischen Gebirge.

Nach Osten führt eine weite, mäßig geneigte Trogmulde hinab. In Pulverschnee und Firn gelangten wir 700 Höhenmeter tiefer. Der Campo Padro endete hier, zwischen senkrechten Wänden eingeengt, mit einem 70 Grad geneigten Plattenschuß von 200 Meter Höhe. Über die Platten tosten Sturzbäche, an den Rändern hingen unterhöhlte Schneeschilder. In der Abfahrtsspur stiegen wir zurück. Wir waren jetzt sehr müde. Aufsteigend und querend gelangten wir auf den Ostgrat. Wir hofften, hier eine Abfahrts- oder doch wenigstens eine Abstiegsmöglichkeit zu finden. Aus der Karte schien das Gelände eher noch unwegsamer. Ein kurzer steiler Hang zog zwischen Felstürmen hinab, unten ein Grassattel, das Gelände wurde dort noch steiler, es war nicht mehr einzusehen. Aber man mußte es versuchen. Helga blieb einstweilen. Vom Sattel zog eine steile felsduchsetzte Flanke hinab. Der Schnee war hier im Schattenhang pulvrig. Es war kein Problem mehr. Der Schnee reichte bis zum flachen Sattel im Kamm des Solane.

Aus der schattigen Nordseite kamen wir unmittelbar auf eine krokusübersäte Wiese. Von Süden, die Hänge herauf, wehte ein warmer Wind. Ein Zitronenfalter gaukelte um die Ginsterbüsche. Das Läuten der Herdenglocken klang herauf. Wir kehrten zurück, hinab in das Tal und zu den Menschen.

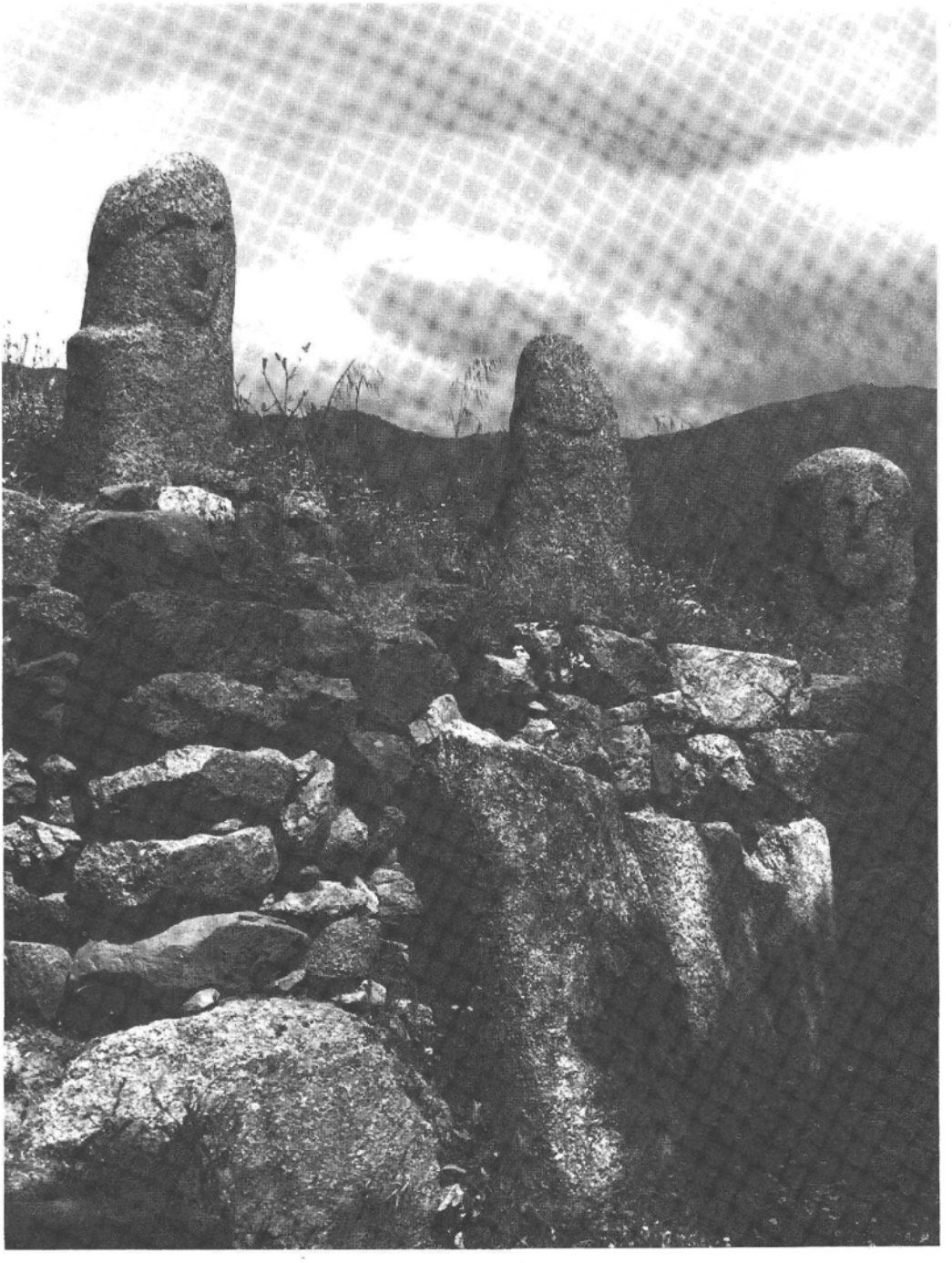
Anschrift der Verfasser:
Helga und Rudolf Lindner
Berg- und Skiführer
8621 St. Ilgen/Hochschwab

HINWEISE

Wetter- und Schneeverhältnisse: Die Frühlingsmonate sind im gesamten Mittelmeerraum niederschlagsreich. Als günstigste Zeit gilt Februar bis März. Im April reicht die Schneegrenze etwa auf 1400 Meter herab. Viele Nordabfahrten sind aber bis in den Mai möglich. Der Schnee ist an den Steilhängen oft beinhart und glasig verharscht.

Karten: I. G. N. Carte Touristique Corse 1:100.000 (1975), eingezeichnete Routenführung der „Haute Route Corse" im Sommer. Blätter Corse-nord/73, -sud/74.
I. G. N. Carte de France 1:50.000 (1965–1972), Blätter: XLII-53, XLII-52, XLII-51, XLI-51, XLI-50, XLII-50.

Führer: BERGWELT KORSIKA von H. Schymik, Finkverlag 1973. Sommerführer, Routenbeschreibungen aber für Skitouren brauchbar. KORSIKA von Dr. E. Arnberger, Freytag-Berndt-Verlag 1960. Landeskundliche Darstellung. Sehr empfehlenswert. SKINEULAND KORSIKA von D. Mühlschlegl in „WINTER", Heft 7/1956; Bericht SKI-KORSIKA von N. Ziegler in „JUGEND IM OeAV", 3/1966; SKI HAUTE ROUTE (Renoso–Cinto) von B. Amy, ALPINISMUS, 2/1971; KORSIKA von Ferdinand Gregorovius, Neuauflage 1854/1975 im Societätsverlag. Sehr empfehlenswert.



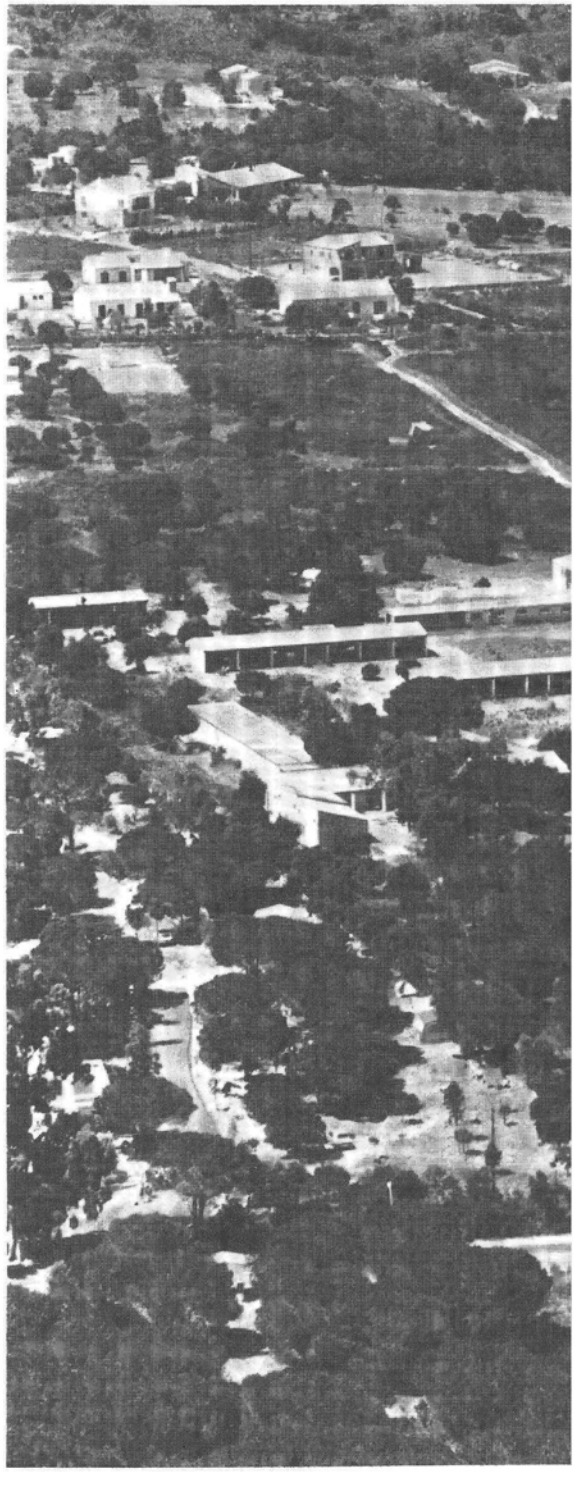
Filitosa: Ausgrabungsstätte von Menhir-Statuen, vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern (1600 bis 2000 v. Chr.), ein Besuch ist sehr lohnend. *H. Pilz*

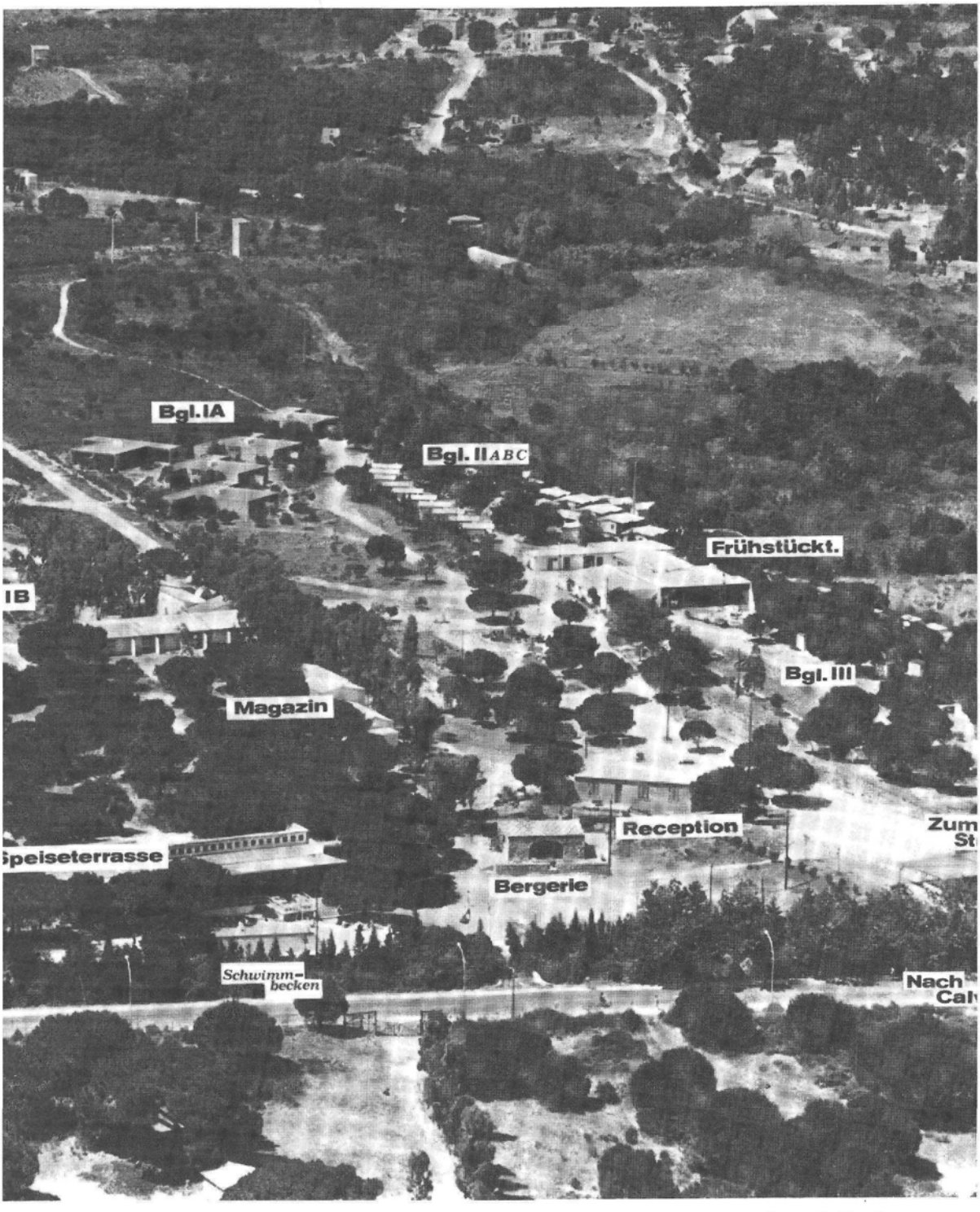
Das Feriendorf „Zum störrischen Esel" auf der Insel Korsika unter dem Patronat des OeAV-Bezirks Dornbirn

HELMO VON DODERER

Schon als 17jähriger Studiosus hatte ich Lust, Gruppenfahrten zu organisieren. Durch eifrige Werbung innerhalb der Schule kam es so weit – damals eine völlig ungewohnte Sache –, daß schließlich zwei Klassen samt dem halben Lehrkörper eine Woche nach Wien fuhren. Nach dem Zweiten Weltkrieg veranstaltete ich als Tourenwart des OeAV, Bez. Dornbirn, sogenannte „Sektionsfahrten". Der Gedanke entsprang eigentlich einer Radtour durch Südtirol, in deren Verlauf ich vom Gipfel des Ortlers aus Skifahrer am Monte Cevedale beobachtete. „Das wäre doch auch etwas für meine Vereinskameraden!" dachte ich. Zu Pfingsten im folgenden Jahr kam es dazu, und in den weiteren Wintern und später im Sommer fuhren wir zuerst nur für einige Tage, dann für mehrere Wochen mit Bahn oder Bus ins Ortlergebiet, in die Bernina, ins Wallis und ins Montblancmassiv. Schließlich besuchten wir auch außeralpine Gebirge, wie den Jostedalsbree am Sognefjord oder die Pyrenäen in Südfrankreich. Als Schriftleiter des Sektionsblattes von Vorarlberg las ich auch von Kundfahrten der DAV-Sektion Schwaben auf Korsika.

Als der Bezirk 1955 eine zweiwöchige Gruppenfahrt nach Korsika ausschrieb, war niemand bereit mitzumachen, nur einige Getreue, sechs an der Zahl. Dort sei es zu heiß, dort gäbe es ja doch keine richtigen Berge und nur Disteln und Schlangen. Wir fuhren mit dem Zug nach Piombino und mit der Fähre nach Portoferraio auf Elba. Ein Fischkutter sollte uns nach Korsika mitnehmen. Nach einer Woche mußten wir reumütig nach Livorno zurück, um von dort mit dem Kursdampfer nach Bastia überzusetzen. Unser erster „Stützpunkt" war ein kleines Café in Bastia. Von Asco aus erstiegen wir den höchsten Berg der Insel, den Monte Cinto (2706 m). Zu weiteren Touren kam es nicht, da uns einesteils der Proviant ausgegangen und andernteils für meine Kameraden der Urlaub zu Ende war. Vom Gipfel des Cinto leuchtete die Bucht von Calvi herauf. Ich ahnte nicht, daß wir dort unten später einmal eine





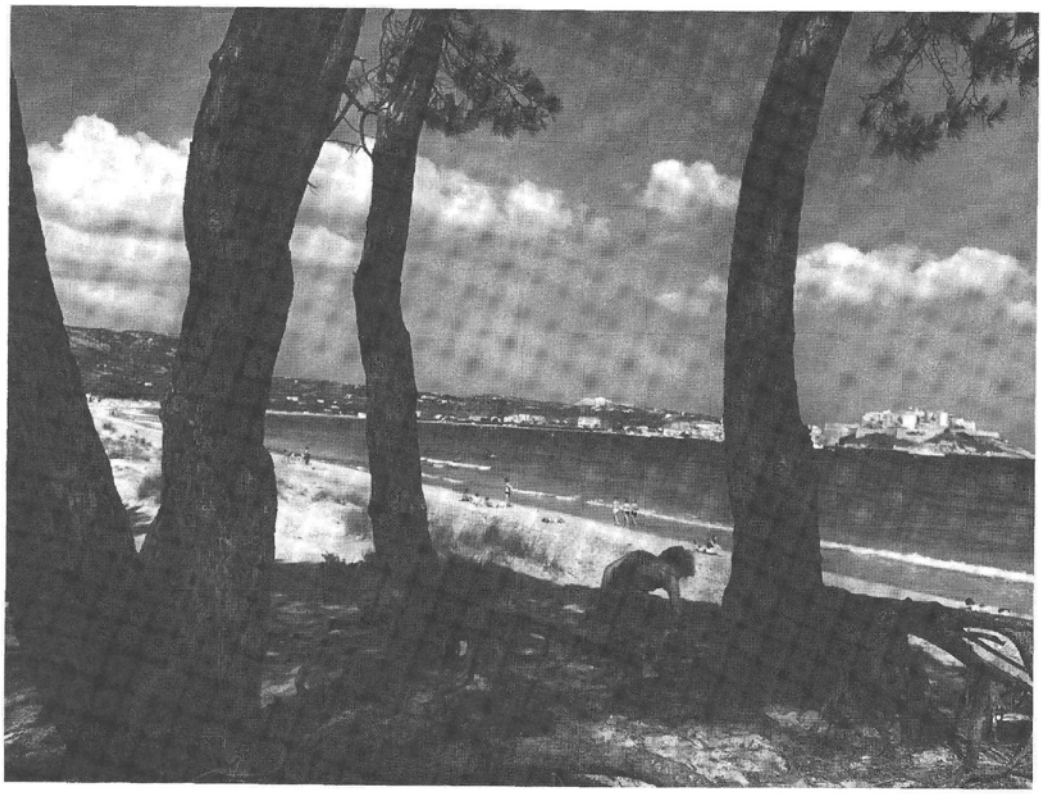
Das Korsika-Feriendorf des OeAV-Bez. Dornbirn *Fotostudio Rhomberg*

zweite Heimat finden würden. 1959 waren wir auf Finsteraarhorn, Jungfrau und Mönch unterwegs. Ein Bergkamerad schlug vor, doch gleich anschließend wieder nach Korsika zu fahren. Vier Jahre waren seit dem ersten Besuch vergangen. Spontan bildete sich eine Gruppe von über 30 Teilnehmern, davon ein guter Teil aus dem Berner Oberland. Prof. Hug riet uns, nach Calvi zu fahren, es hätte die schönste Bucht der Insel. Die Fahrt mit einem alten Bus von Dornbirn nach Nizza gestaltete sich dramatisch. Nicht nur, daß in der ersten Nacht auf dem Campingplatz an der Riviera ein heftiges Gewitter mehrere Zelte zum Einsturz brachte und alles schwamm, am Morgen des folgenden Tages streikte der Bus. Wäre nicht zufällig ein Automechaniker dabei gewesen, wir hätten Nizza und damit Korsika nie erreicht. Im letzten Augenblick erwischten wir das Schiff. Nach einer stürmischen Überfahrt, bei der die meisten ihre Mägen entleerten, hörte ich in der Menge der abfahrenden Touristen am Hafen von Calvi zwei Radler sprechen. Es waren Tiroler. Sie rieten mir, zum Campingplatz Eden zu gehen. Niemand von uns war je zuvor in Calvi gewesen. Ein Lastwagen brachte schließlich im Dunkel das viele Gepäck samt der Küchenausrüstung und den Zelten ein Stück außerhalb des Städtchens. Am Morgen erkannten wir, daß wir in einer Sumpfwiese, die von Tamarisken umrahmt war, unweit des Strandes gelandet waren. Monsieur Chernet, der Zeltplatzverwalter von nebenan, entdeckte uns rasch. Wir unternahmen Bergtouren im Forst von Bonifato und auch eine Rundfahrt mit dem Autounternehmer Mariani, der auch heute noch unsere Gruppen befördert. Monsieur Chernet schlug mir vor, doch jeden Sommer zu kommen und mit mehreren Gruppen. Der Gedanke ließ mich nicht mehr los. Zu schön war es hier, der herrliche Pinienhain an einem drei Kilometer langen, feinen Sandstrand mit dem klaren Meerwasser, das reizende Städtchen mit der riesigen Festung, die weiten, romantischen Klippen auf der Westseite, dann vor allem die hohen, zerklüfteten Berge, die über 2000 Meter emporragten. Begeistert waren wir auch von den urwaldartigen Laricio-Kiefernwäldern, den Bergseen und Schluchten im Inneren der Insel.

Bei einer Klettertour im selben Herbst am Piz Linard verlor ich durch Steinschlag drei Zehen. Ich hätte wohl kaum je die Zeit gehabt, mir ein prospektartiges Gebilde „aus den Fingern zu saugen", wäre ich damals nicht fünf Wochen lang im Spital gelegen. Ein tüchtiger Unternehmer, Ernst Rhomberg, fand sich bald. Zu Ostern 1960 fuhren wir mit geliehenen Zelten auf eine Woche, in der wir auch eine Skiüberquerung von Calacuccia über die Schulter des Monte Cinto nach Asco unternahmen, nach Calvi. Hinterher erfuhren wir, daß diese Tour noch niemand zuvor gemacht hatte. Ich fand einen Mitarbeiter, einen agilen, vielseitig begabten Berufskollegen, Kurt Müller. Wir ergänzten uns, und er wurde mein Partner bis zum heutigen Tage. So entstand eine Arbeitsgemeinschaft. Durch sieben Wochen fuhren Autobusse im Sommer 1960 nach Nizza. Neue Teilnehmer kamen, Dabeigewesene kehrten zurück. Über 700 Mitglieder und Freunde des Vereins besuchten dieses Zeltlager im ersten Jahr! Wir hatten jetzt eigene, geräumige Zweimann-Hauszelte. Sie standen zerstreut wenige Schritte vom Meer entfernt unter den Pinien. Kurt Müller zeigte sofort seine Fähigkeit als Planer und Praktiker in Bausachen. Ein kleines Küchenhüttchen aus Latten und Bambus entstand. Freiwillige halfen überall mit. Frühstück und Abendessen wurde an Tischen und Bänken unter freiem Himmel eingenommen. Das Lebensmitteldepot bestand aus einem Militärzelt. Alles war höchst provisorisch. Am Abend tranken wir kuhwarmen Wein aus einem großen Faß.

Täglich wurden Ausflüge, Rundfahrten und Bergtouren unternommen. Als wir erstmals nach Sant Antonio, einem winzigen Nest auf einer Bergkuppe, gelangten, gefiel uns ein kleiner Esel so gut, daß wir ihn im Bus mit nach Calvi brachten. Er spreizte aber seine Füße und wollte nicht weiter. Da rief eine Rankweilerin: „Zeltlager zum störrischen Esel!" Schnell wurde ein Plakat gemalt und aufgehängt. Der Name blieb bis heute: „Feriendorf zum störrischen Esel."

Vor 17 Jahren waren die Ansprüche unserer Mitglieder noch nicht so hoch wie heute. Trotz des einfachen Essens, trotz eines Hauszeltes, in dem man kaum stehen konnte, trotz dem vielen Sand, der sich überall einnistete, hat es unseren Teilnehmern gefallen, so daß noch viele von damals schwärmen. Mit dem Bezirk Dornbirn der OeAV-Sektion Vorarlberg wurde alles abgesprochen. Er gab zu dem neuen Tun den Segen. Ihm war vor allem daran gelegen, daß ihm kein Risiko erwachse und das Zeltlager im Geiste des Vereins geführt werde. Das Trium-



Der Strand von Calvi *K. Meusburger*

virat Doderer–Müller–Rhomberg fand also den Mut, im folgenden Jahr die Korsika-Fahrten fortzusetzen, wobei freilich eifrig nachgedacht wurde, wie man manches besser und anders machen könnte, ob es sich nun um die Art des Anmeldens handelte, um die Busfahrten, um die Küche, um den Eßplatz und so fort. Die Anmeldestelle konnte ins Haus des Autounternehmers verlegt werden. Im folgenden Jahr bauten wir aus Dexion-Gestänge und Zeltstoff ein großes „Eßzelt". Die Küche wurde in eine ehemalige Kioskhütte verlegt. Durch Zufall lernten wir einen angesehenen Korsen aus Calvi kennen. Er zeigte uns brachliegendes Macchiegelände*, freilich weiter weg von Meer und Stadt, das dem Bürgermeister Dr. Orabona gehörte. Während dreier heißer und auch strenger Sommer entstand dort eine sanitäre Anlage und ein kleines Küchenhaus mit Eßterrasse. Das kostbare Wasser und der elektrische Strom mußten von weit her zugeführt werden. Im Juli 1963 wagten wir den Wechsel vom alten auf den neuen Platz. Bald erkannten wir, daß unsere Hauszelte auf der etwas erhöhten Lage noch mehr dem Wind, der hin und wieder bläst, ausgesetzt waren und keine Dauerlösung für die Unterkunft darstellten. So konstruierten wir in Dornbirn ein Modell eines einfachen, demontierbaren Bungalows, dessen Fertigteile mit großen Lastwagen im Zollwege nach Nizza transportiert wurden und mit dem Schiff auf die Insel gelangten. In wenigen Tagen konnten sie dort von einem kleinen Arbeitstrupp aufgestellt werden. Zuerst waren es ganz einfache Hartfaserhüttchen, später wurden neue Typen ersonnen und mit Eternit verkleidet. Schließlich bauten wir aus Betonziegeln zuerst kleine, dann große Bungalows, die auch WC, Dusche, Kalt- und Warmwasser aufwiesen. Jährlich

* Macchie: Gestrüppartiger Buschwald

wurden neue Gartenbeete angelegt, viel gerodet, Bäume und Sträucher aller Art gesetzt. Die kleine Speiseterrasse wurde mehrfach erweitert, ein Aufenthaltsraum und ein Kiosk kamen hinzu. Stets wurde alles zu klein und hatten wir auf dem gepachteten, schmalen Gelände zu wenig Platz. Jährlich erscheint seit 1960 im Herbst ein neuer Prospekt, ausführlich und reich bebildert. Dank der intensiven Werbung in den Sektionszeitschriften des OeAV und DAV erfreut sich das Feriendorf jährlich eines regen Zuspruchs. Das erste Pachtverhältnis lief aber 1969 aus. Der Sohn des Bürgermeisters hatte inzwischen das neben uns liegende Bungalow-Hotel übernommen. Er hatte aber wenig Interesse. Er sah sich nicht mehr darüber hinaus, denn vieles war verlottert und der Zuspruch zu gering. In Verhandlungen brachten wir es so weit, daß es der Club Alpin Autrichien, wie das Feriendorf auf französisch heißt, in Pacht nahm. Mit einem Schlag erweiterte sich unser Terrain von einem halben Hektar auf sieben Hektar! Freilich, die Pacht fiel auch hoch aus. Andererseits konnten wir mit dem übernommenen Bungalow-Hotel schalten und walten wie wir wollten. Jedes Jahr mußte nun viel Geld in diese Anlage gesteckt werden. Die Küche wurde erneuert, die Unterkünfte, die Installationen, die kaputen Dächer. Groß war der Arbeitstrupp, der hier eingesetzt wurde, samt vielen Freiwilligen. Es entstand auch eine Werkstätte, eine neue Wäscherei, ein großes Magazin, neue Stromverteileranlagen, eine Sanitätsstation, ein Verwalterhaus, die sogenannte Reception. In ihr zog ein Franzose ein. Auch ein Unterhaltungslokal neben dem Sportplatz und Schwimmbekken wurde dank der Tatkraft und Geschicklichkeit eines Hilary Paterno aus rohen Granitsteinen erbaut, die sogenannte Bergerie. Der Personalstand wuchs ständig, da wir nun auch die Küche teilten. In der bisherigen Küche wird nur mehr das Frühstück zubereitet, in der einstigen Hotelküche das Mittag- und Abendessen. Außer den zwei Mädchen in der Reception und dem Verwalter gehören nun zum Personal der Chefkoch mit seinen Helferinnen, die Frühstücksköchin und ihre Helfer, Die Leiterin der Wäscherei mit ihren Frauen, die Platzwarte, der Betriebsmechaniker, der Magazineur, die Krankenschwester, die Frauen in Kiosk und Bergerie, der Nachtwächter, schließlich der Gästebetreuer, „Leiter" genannt, und seine Helfer, die Berg- und Rundfahrtenreferenten.

Das Feriendorf zum störrischen Esel wird im Geiste des Alpenvereins geführt! Es ist eine Art große Schutzhütte, ein Stützpunkt für Bergsteiger und Erholungsuchende des Vereins, nur abgewandelt und verlegt an die Mittelmeerküste. Nach wie vor bemühen wir uns, die „Tölzer Richtlinien" anzuwenden. So wollen wir keine Gäste, die nur am Strand liegen, die keinen Sinn haben für die Schönheit der Natur, die angeben und nur herumsitzen in Lokalen, die mit Kofferradios herumlaufen. Ab 22 Uhr herrscht Ruhe im Feriendorf, Ausnahmen nur beim Abschiedsabend auf der großen Terrasse am Freitag oder in der Bergerie, im Unterhaltungslokal, das weitab von den Unterkünften und mehr an der Straße liegt, dort kann gesungen und musiziert werden bis 1 Uhr.

Im Feriendorf kann jeder wählen zwischen Halb- und Vollpension, kann jeder bleiben eine oder mehrere Wochen. Das Mittag- und Abendessen ist einheitlich. Freilich, wer zusätzlich irgendeine Speise will, hat die Möglichkeit. Jeder Gast muß selbst das Bett machen, muß sich das Essen selbst holen. Da sich die Teilnehmer im Feriendorf wie zu Hause fühlen, sind sie oft auch gerne bereit, freiwillig mitzuhelfen, ob das beim Setzen von Pflanzen, beim Markieren eines Pfades, beim Roden von Macchie, beim Wegräumen von Geschirr, bei einer Fahrt mit Bus und fahrbarer Küche, beim Organisieren eines Festes und so fort, ist.

Durch die Aktivität der Gästebetreuer und Sportreferenten wird eine Vielzahl von Unterhaltungen geboten. Großgeschrieben wird das Wandern! Es stehen Leihfahrräder zur Verfügung, ja sogar Mopeds; Leihautos oder Taxi können bestellt werden. Am Montag findet ein Lichtbilderabend über die Insel statt, am Dienstag fährt die Radlergruppe in die Balagne, am Mittwoch ist meist Singabend. Oft wirken vier bis fünf Gitarrespieler mit. Am Donnerstag und nach dem Abschiedsabend wird getanzt. Die Tanzkapelle bilden vielfach Personal oder Gäste. Am Freitag wird der traditionelle Abschiedsabend abgerollt, bei dem vor allem die Gäste mitwirken. Dabei werden die Abzeichen für drei-, sechs- oder neunmaligen Besuch auf der Insel feierlich an die Brust gesteckt. Die Gewinner von irgendwelchen Wettkämpfen erhalten das besondere Sportabzeichen. Im Hochsommer werden die Kinder bis zehn Jahren in einem eigenen Hort betreut. Am Morgen laufen die Teilnehmer der Frühgymnastik an

den Strand. Manchmal fährt eine Gruppe mit einem Boot bei Sonnenuntergang in eine einsame Bucht, um dort ein kleines Fest zu veranstalten, gibt es doch im Westen eine 60 Kilometer lange, herrliche Klippenküste. Immer wieder nächtigen Gruppen auf dem Gipfel des Hausberges, der sich hinter dem Feriendorf auf 700 Meter Höhe erhebt. Ein Schwimmlehrer leitet die Wasserballwettkämpfe und den Schwimmunterricht am eigenen Schwimmbekken für groß und klein. Eine kleine Reitschule besteht seit neuestem im Hochsommer. Oft finden Tischtennis- und Schachwettkämpfe statt oder kleine Ausstellungen von Künstlern oder von den Zeichenwettbewerben der Kinder. Täglich wird bis in die Nacht Volleyball gespielt, oft gegen französische Mannschaften, was mit viel „Bahöll" verbunden ist. Eine Fußballmannschaft, aus dem Personal zusammengestellt, spielt jährlich einmal gegen die einheimische Mannschaft der Stadt Calvi. Im Frühjahr finden oft botanische Exkursionen unter fachkundiger Führung statt. Im Herbst helfen oft ganze Gruppen den Weinbauern beim Einbringen der Ernte und werden reichlich belohnt. Im Oktober kann der Gast selbst im eigenen Gelände und in der Umgebung Champignons und andere köstliche Pilze sammeln. Auf dem erwähnten Hausberg, Capo alla Vetta, wurde 1969 ein sieben Meter hohes Gipfelkreuz errichtet. 20 kräftige Burschen, Gäste des Feriendorfes, trugen das schwere Fichtenkreuz in nur zwei Stunden auf den Gipfel. Die heilige Messe las Pfarrer Fußenegger aus Dornbirn und die Festrede hielt der damalige Obmann des Bezirks Dornbirn, KR Dr. Martin Zumtobel. Sein Nachfolger, Alfons Feuerstein, war es, der dank seiner Zähigkeit zusammen mit einigen zünftigen Bergkameraden ein fünf Meter langes Lärchenkreuz auf die steile Punta Minuta (2556 m) hinaufschleppte. Es war ein Bravourstück! 1973 erbauten wir mit Hilfe eines kleinen Arbeitstrupps, lauter Mitgliedern des OeAV-Bezirks Dornbirn, auf 1450 Meter im obersten Asco-Tal für das Feriendorf eine kleine Selbstversorgerhütte, die Asco-Hütte. Sie steht jedem Mitglied des OeAV und DAV offen. Es muß nur der Schlüssel über die Anmeldestelle des Feriendorfes in Dornbirn (oder auch über Calvi) angefordert werden. Während bei den sonstigen Bergfahrten meist im Freien oder in Bergerien (Schafalpen) genächtigt wird, haben wir für unser Haupttourengebiet, das Cintomassiv, vor allem für die Besteigungen der Mufrella, Capo Stranciacone, Punta Missodio, Pic von Cube, Punta Minuta, Capo Rosso und Monte Cinto – sie sind alle zwischen 2100 und 2700 Meter – diesen Stützpunkt errichtet. Da das Hüttchen im großen Naturschutzpark Korsikas liegt, duldete der Bürgermeister von Asco es nicht, daß wir es weiter oben, abseits der Straße, errichteten. Der Platz gewährt aber eine prachtvolle Aussicht. Am Capo alla Vetta, dem Hausberg bei Calvi, erschloß Bergführer Major Torggler eine Kletterführe. Hinter diesem Hausberg erheben sich einige wildzerrissene Felsentürme, wie Capo Serra d'Alzo, Monte Piano und andere. Auch hier fand sich ein Idealist. Dank der Verbissenheit eines Johann Rubinig und Othmar Heinzle der eine aus Bruck an der Mur, der andere aus Weiler im Rheintal, erstand 1975 auf den Vorgipfel des Serra d'Alzo eine kleine Biwakschachtel. Wie viele Gäste des Feriendorfes schleppten vier Stunden weit schwere Bretter und Balken hinauf! Der Hausberg heißt auch bei den Korsen längst „Mont Autrichien".

Damit unsere Teilnehmer auch vor Antritt der Reise sich auf das Reiseziel Korsika vorbereiten können, verfaßte H. v. Doderer einen kleinen Reiseführer, der außer der Anreise, Land und Leuten alle Rundfahrten der Insel beschreibt und vor allem den Raum Calvi. Ein zweiter Führer, genannt „Zwei Dutzend Bergfahrten auf Korsika", beschreibt die Bergfahrten, die hauptsächlich vom Feriendorf aus gemacht werden. Schließlich existiert auch ein eigenes Liederbuch für das Feriendorf.

In Korsika existiert auch eine Art Naturschutzverein, der „Parc Naturel Regional de Corse", mit dem wir in Verbindung stehen und natürlich im gleichen ideellen Sinn mitwirken. Bis jetzt stehen freilich die Initiatoren noch auf einsamen Posten. Der Leiter predigt am Montagmorgen den neuen Gästen wöchentlich, daß kein Feuer gemacht werden darf, die Bergblumen und seltenen Orchideen, die da im Frühjahr überall herausprießten, geschont werden müssen, daß nach Rasten bei Fahrten nichts liegengelassen werden darf. Jeden Sommer sorgen Freiwillige von uns dafür, daß der Strand von Unrat befreit wird; wir haben auch schon eigene Abfallkörbe aufgestellt. Es darf hier an dieser Stelle ruhig gesagt werden: Für die Korsen sind wir das sauberste Bungalowdorf Calvis! Die Gendarmerie Korsikas wandte sich auch

schon öfters an uns, wenn Touristen in Bergnot gerieten, um mitzuhelfen.
Mitte August findet jährlich ein dreitägiges Fest statt. Mittelpunkt ist das katholische Kirchenfest Mariä Himmelfahrt. Schon viermal verschönten Trachtenmusikkapellen aus Vorarlberg in Calvi diese Festtage. Dabei wurde es bereits zur Gewohnheit, daß die Gäste des Club Alpin Autrichien beim nächtlichen Umzug die Fakkeln tragen. 1975 fanden die Volkstänze unseres Personals ein weites Echo bei den Korsen und Franzosen. 1976 wirkte eine steirische Trachtenkapelle mit und wieder haben die Mädchen in Dirndln und die Burschen in den Lederhosen am Hafen von Calvi vor vielen Hunderten von Einheimischen und Touristen österreichische Volkstänze zum besten gegeben.
Während des Sommers finden im Rahmen der Korsischen Festspiele manche ausgezeichnete Kammermusikabende in der Balagne statt, in der Landschaft zwischen Ile Rousse und Calvi. Einige Male wurden auch derartige klassische Musikabende im Feriendorf selbst veranstaltet, wobei die Honoratioren der Stadt und Umgebung bei uns zu Gast waren.
Wenn am Sonntag das weiße Schiff mit den vielen „Korsikanern", die ihren Urlaub beendet haben, langsam aus dem Hafen treibt, ist der Abschiedsschmerz oft groß, singen die Zurückgebliebenen ihre Lieder und wird mit Tüchern und Fahnen gewinkt, steigen manchmal auch Raketen vom Strand aus zum Himmel als letzter Gruß.
Fragen wir nach dem Grund, warum der Zuspruch aus den Sektionen des OeAV und DAV so stark ist und nicht nachläßt? Dann wird es wohl zunächst an dem liegen, daß Calvi mit seinem Strand und seinen Bergen und seinem reizenden Städtchen ein einmaliger Platz ist, den man ohne Flugzeug in eineinhalb Tagen leicht erreichen kann, daß neben einer ausgefeilt funktionierenden Organisation sowohl die Hin- und Rückfahrt wie der Betrieb selbst doch so viele Vorteile bieten, die dem Normalverbrauch eines AV-Mitgliedes entsprechen, daß die legere Art eines Bungalow- und Zeltdorfes mit seinen ebenerdigen Unterkünften (die seit einigen Jahren großteils WC, Dusche, Kalt- und Warmwasser aufweisen) zusagt. Es fühlen sich alle wohl, ob jung oder alt, ob von Flensburg, Stuttgart, Feldkirch oder Wien. Alle verbindet die gleiche Stimmung.
Es ist nicht leicht, ein derartiges Unternehmen, das das ganze Jahr überwacht und betreut sein will, 1000 Kilometer von zu Hause entfernt, zu leiten, dafür zu sorgen, daß alles klappt, richtig gewirtschaftet wird, das Personal gewissenhaft und fleißig ist. Die Leitung des Feriendorfes zum störrischen Esel, OeAV/Bezirk Dornbirn, in Zusammenarbeit mit Autobus-Rhomberg, muß sich aber auch bewußt sein, daß das Feriendorf stets im Geiste dieses Vereins geführt wird, denn allzuleicht besteht doch hin und wieder die Gefahr, in ein gewöhnliches, sagen wir banales Halbhotel, in ein Strandlager, abzugleiten! Hoffen wir, daß das Feriendorf zum störrischen Esel noch viele Jahre unter den gewiß nicht einfachen Verhältnissen in einem fremden Staat und noch dazu auf einer Insel mit ihrem eigenen Volkscharakter erhalten werden kann!

Korsika

ist dreieinhalbmal so groß wie das österreichische Bundesland Vorarlberg (fast 9000 km²). Nach Sizilien, Sardinien und Cypern ist sie die viertgrößte Insel des ganzen Mittelmeeres. Sie liegt für uns Mitteleuropäer am nächsten, nur 160 km vom Kontinent entfernt. Korsika hat ein vielseitiges Gesicht. Bald brechen rötliche Felsen jäh zum schäumenden Meere ab, bald laden weite Sandbuchten umsäumt von Pinienwäldern zum Baden ein. Malerische Dörfer und Städtchen, oft burgartig über dem Meer, zieren die Küste. Die Hänge sind vielfach bewachsen mit Wein, Oliven, Eukalyptus, Mandeln und Marillenbäumen, mit Palmen, Kork- und Steineichen und Edelkastanien. Andere Küstenabschnitte sind bedeckt von der immergrünen, stark duftenden Maquis. Wer würde ahnen, daß Korsika im Innern hohe, wilde Berge, weite, herrliche Wälder und stille Bergseen besitzt? Uns lockt die weitgehende Unberührtheit und Ursprünglichkeit dieser Insel, die strahlende Sonne, das tiefblaue, klare Meer, die Schönheit der Landschaft und die Ruhe. Darum ist für uns Korsika die ideale Ferieninsel.

Anschrift des Verfassers:
Helmo v. Doderer
Klotzacker 13
6850 Dornbirn

Die Gebirgswälder Korsikas

GEORG WITTENBERGER

Die Insel Korsika nimmt im Mittelmeerraum eine besondere Stellung ein. Die reiche Entfaltung der Gebirgswälder und die üppigen Macchien lassen sie zu einem beliebten Exkursionsziel werden. Kulturland spielt in Korsika eine geringe Rolle. Burrichter (1961) gibt 8,1 % der Fläche an und nennt u. a. die Gebirgigkeit, die Mentalität der Korsen (als Hirten und Jäger verachten sie den Ackerbau) sowie die Abnahme der Bevölkerung als Gründe. 1836 sollen noch 320.000 Einwohner die Insel bevölkert haben, 1954 waren es rund 200.000 und neuere Schätzungen sprechen von 150.000. Allenthalben sieht man in den Bergen verlassene Häuser und aufgegebene Kulturflächen, auf deren Terrassen sich die Macchie ausbreitet. Über die Hälfte der Bevölkerung lebt heute in den beiden größten Städten Bastia und Ajaccio.

Die Vegetationsstufung ist in den vergangenen Jahrzehnten von vielen Autoren beschrieben worden (z. B. Rikli 1903, Firbas 1928, Rauh 1938, Burrichter 1961). Um die Erforschung der Pflanzenwelt haben sich besonders J. Briquet, R. Litardière und M. Rikli verdient gemacht. J. Bouchard (1974) nennt in seiner „Flore pratique de la Corse" knapp 1750 Arten. Während eines Aufenthaltes im Mai 1975 bestand die Gelegenheit, die Wälder Korsikas, die rund 30 % der Fläche von insgesamt 8722 km² einnehmen, zu studieren.

Das Klima der mediterranen Hochgebirge ist verschieden von dem nördlicher Breiten. Es teilt sich mit den tieferen Lagen die Winterregen und die sommerliche Trockenheit (Firbas 1928). Oberhalb von 1600 m haben wir im Mai noch Schnee angetroffen, der an Nordhängen und in geschützten Lagen bis auf 1300 m herunter reichte (z. B. Forêt de Valdo-Niello unterhalb des Col de Vergio).

Die Hauptmasse der Niederschläge kommt ab Herbst, ein zweites kleineres Maximum ist im März. Korsika zeichnet sich durch hohe Niederschläge aus, die im Landesinnern zunehmen. So wurden in Pertusato 584 mm, Ajaccio 698 mm, Porto 921 mm und in Vizzavona (1050 m NN) 1651 mm gemessen. In noch höheren Gebirgslagen steigt die Menge auf rund 2000 mm im Jahr an. Da mehr als die Hälfte der Insel Bergland ist, wirkt das Zentralmassiv als Kondensator: Die höchsten Gipfel sind fast immer von Wolken umgeben, während an der Küste strahlender Sonnenschein herrscht. Frühsommergewitter, die schon morgens um 9 Uhr kommen können, verbunden mit Hagel, sind keine Seltenheit. Erst im Spätsommer erfolgt eine Auflösung der Bewölkung.

Das mittlere Winter-Temperaturminimum liegt an der Küste (Ajaccio) bei + 4,3 Grad Celsius. Erst über 1000 m treten Fröste auf, die dann rasch an Härte zunehmen. Die mittleren maximalen Temperaturen im Juli und August liegen in Ajaccio bei 29,5 Grad Celsius, am Cap Pertusato bei 24,4 Grad Celsius.

Korsika ist der zerstückelte Rest einer Landmasse der Tyrrhenis. Von Sardinien ist es nur durch die 70 m tiefe und rund 12 km breite Straße von Bonifacio getrennt. Eine untersecische Schwelle, die kaum 200 m unter dem Meeresspiegel liegt, verbindet die Insel mit dem italienischen Festland bei Livorno. Seit der Überflutung der letzten Landbrücken haben sich zahlreiche Endemiten ausgebildet, die der Flora einen besonderen Reiz geben. Bouchard (1974) nennt 78 Endemiten (die z. T. auch auf Sardinien vorkommen) und 32 vikariierende Arten.

Der Gebirgsblock gliedert sich geologisch der Verbindungslinie Ile Rousse und Solenzara entsprechend in zwei Hälften. Im Nordostteil sind stark gefaltete, schieferartige Sedimente, im Südwestteil ein archaisches Granitmassiv zu finden. Letzteres bildet oft bizarre Formen und Farben aus (Burrichter 1961). Die Westküste ist durch einsame Golfe mit steilabfallenden Felsen gekennzeichnet. An der Ostküste findet sich Schwemmsand. An zwei Stellen, bei Bonifacio und bei Patrimonio (Cap Corse), sind blendend weiße Kalksteine als Platten ausgebildet, die fremdartig wirken und teilweise von einer interessanten Flora besiedelt sind.

Die höchsten Gipfel des aus Granit aufgebauten Massives sind der Mte Cinto mit 2710 m, der Mte Rotondo mit 2625 m und der Mte d'Oro mit 2391 m.

Die Bergketten sind durch tiefe Täler getrennt. Die kürzeste Entfernung vom Meer zum Mte Cinto beträgt knapp 24 Kilometer.

Von der Küste bis rund 900 m NN finden sich heute hauptsächlich Macchie und Garigue. In der mediterranen Stufe (bis 400 m NN) ist von

den Kulturen betrachtet, der Ölbaum beherrschendes Gehölz (besonders um Filitosa). An der Ostküste wird Wein gezogen. In der submediterranen Stufe (400 bis 900 m NN) sind die Kastanienwälder anzutreffen (Kastanienstufe). Diese Stufe ist bevorzugtes Siedlungsgebiet. Die Kastanien *(Castanea sativa)* sind an die Stelle der thermophilen Eichenarten und der Hopfenbuche *(Ostrya carpinifolia)* getreten.

Holzeinschlag, Weidegang und periodisches Brennen haben die natürliche Vegetation, den Steineichenwald *(Quercetum ilicis)*, verschwinden lassen. Zu finden ist sein Regenerat aus extensiv genutzten Niederwäldern oder aus der Baumheiden-Erdbeerbaum-Macchie *(Erica arborea-Arbutus unedo-Macchie)* mit der Baumheide und dem Erdbeerbaum. Eine weitere häufige Pflanzenformation in diesen Höhen ist die Zistrosen-Garigue mit der dominierenden Art *Cistus monspeliensis.*

Stellenweise bildet die Kastanie in ihrer „Stufe" ausgedehnte Wälder, „Castagnica's", so bei Evisa, im Niolo (Calacuccia) oder in der direkt danach benannten Region „Castagniccia". Mächtige Riesen mit einem Umfang von sieben bis zehn Meter sind keine Seltenheit. Darunter wühlen die korsischen Schweine, eine Mischung von Haus- und Wildschwein, die relativ zahm sind und sich füttern lassen. Im Tal des Taravo und des Solenzara finden sich ausgedehnte Korkeichenwälder *(Quercus suber).*

Von 900 bis knapp 1800 m ist die montane Stufe, die Klimaxstufe der Buchen-Tannen-Laricio-kiefernwälder anzutreffen. Darüber schließt sich die subalpine Stufe bis 2100 m aus Zwergstrauchbeständen an. An trockenen Stellen treten *Juniperus nana* und *Berberis aetnensis* (vikariierende Art zu *Berberis vulgaris*), an feuchten *Alnus suaveolens,* das ist die vikariierende Art zu *Alnus viridis,* auf. Diese Erle kann an Wasserläufen bis 1400 m heruntergehen wie im Renoso-Massiv. Sie ist an den stark drüsigen Blättern zu erkennen. In diesen Erlengürteln, aber auch in den oberen Gebirgswäldern, finden sich Moorwiesen, pozzi, die Firbas (1928) näher beschrieben hat. An der Waldgrenze findet sich eine anthropozoogene Dorn-

Zerzauste Wetterkiefern (Pinus laricio) säumen den Col den Bavella (1243 m NN). Die bizarren Felsspitzen haben dem Bavella-Massiv den Namen „die Dolomiten Korsikas" eingetragen *G. Wittenberger*

polstergesellschaft mit *Anthyllis hermanniae, Astragalus sirinicus* und *Genista asphalathoides.*
Die alpine Stufe (über 2100 m) setzt sich aus offenen Weiden und Felsvegetation zusammen. Ihr fehlt allerdings die „saftige Frische und die große Mannigfaltigkeit" unserer Alpen (Rikli 1903). In Felsspalten leuchtet das korsische Edelweiß *(Helichrysum frigidum).* Die Zahl der Endemiten in dieser Stufe ist groß.
Die schönsten Landschaften Korsikas liegen innerhalb des 130.000 Hektar großen Naturparkes. Dank der Einsicht der französischen Forstverwaltung wurden die schon seit Jahrzehnten berühmten Wälder (z. B. Forêt d'Aitone, Forêt de Valdo-Niello, Forêt de Tartagine, Forêt de Vizzavona, Forêt de Bavella, Forêt de l'Ospedale, Forêt des Felosarma) dem Schutze des Gesetzes anvertraut. Die Unzugänglichkeit des Landesinnern, so war das Hochland des Niolo und damit der Forêt de Valdo-Niello lange Zeit schwer zu erreichen, und das Ascotal, ein Sacktal, wurde erst im Zuge des Fremdenverkehrs erschlossen, war für die Erhaltung der natürlichen Vegetation von Vorteil.
Zwei Bäume sind vor allem am Aufbau der montanen Stufe beteiligt, die Buche *(Fagus silvatica)* und die Laricio-Kiefer *(Pinus laricio)* (Abb.). Eine untergeordnete Rolle spielen die Tanne *(Abies alba)* und die Meerstrandskiefer *(Pinus pinaster).* Diese Kiefer bildet bereits an der Küste im Dünensand kleine Wäldchen. Sie kommt dann wieder in der Kastanienstufe vor und bildet in der montanen Stufe den unteren Kieferngürtel. Ab ca. 1000 m wird sie von der Laricio-Kiefer abgelöst. Beide Kiefern lassen sich u. a. durch die Größe der Zapfen gut unterscheiden. Die Laricio-Kiefer mit ihrer glatteren Borke, mit gleichmäßigen Längs- und Querrissen, hat die kleinen Zapfen.
Pinus laricio, die Hauptzierde der korsischen Bergwälder, hat je nach Standort ein verschiedenes Aussehen. In geschützten Lagen oder auf tiefgründigem, fruchtbarem Boden zeigt der Baum eine pyramidenartige Krone und eine regelmäßige Beastung. Schon Rikli (1903) verglich an bestimmten Stellen den Laricio-Kiefernwald aus der Ferne betrachtet mit einem Fichtenwald, eine Beobachtung, die wir auch oft machten. Im Alter werden die unteren Äste abgestoßen, sodaß die Kiefer ein majestätisches Aussehen annimmt. Der Baum kann bis 50 m hoch werden.
Weitere Bäume der montanen Stufe sind die Birke *(Betula pendula),* der Ahorn *(Acer pseudoplatanus)* und die Eberesche *(Sorbus aucuparia).* An Schneewächten findet sich die Birke in Reinbeständen zum Beispiel unterhalb des Col de Vergio (1464 m NN) zum Forêt de Valdo-Niello. Am Col selbst stehen an feuchten Hängen (nordöstliche Lage) uralte Wetterbuchen, vom Winde zerzaust; an trockenen Südhängen bildet die Laricio-Kiefer die Wald- und auch die Baumgrenze (zwischen 1400 und 1600 Meter). Die Buche selbst kann auf den ihr zusagenden Böden und bei ausreichender Feuchtigkeit bis knapp 1800 m steigen. Eine genaue Abgrenzung der Waldgrenze ist freilich oft nur schwer zu treffen, da vereinzelte Wetterbäume oft hoch hinaus steigen, und zum anderen die Hirten bei der Anlegung einer Bergeria die Gewohnheit hatten, von oben herab zu roden oder zu brennen. Dies hat wohl zu der bereits erwähnten Dornpolstertreppe geführt.
Die Gebirgswälder im Zentralmassiv Richtung Westen unterscheiden sich von denen in den nach Osten offenen Tälern. Im Osten Korsikas, im Regenschatten, herrschen eindeutig die Kiefernwälder vor.
Der Übergang in den tieferen Lagen, dort wo die Kastanienstufe nur wenig ausgebildet ist, ist fließend. *Pinus pinaster* wird immer zahlreicher. *Erica arborea* ist noch bei 1000 m zu finden. *Cistus*-Arten *(Cistus salviaefolius), Arbutus unedo, Juniperus oxycedrus, Similax-, Lonicera-* und *Tamus*-Arten dringen in diesen unteren Kieferngürtel mit *Pinus pinaster* ein. *Blechnum spicant* und *Cyclamen repandum* sind zu finden. Auffällig schon am Straßenrand ist im Forêt de l'Ospedale das massenhafte Auftreten des Dingel *(Limodorum abortivum).* Auch die korsische Schneerose *(Helleborus corsicus),* vikarierende Art zu *Helleborus lividus,* ist zu finden; in der Buchenstufe erreicht sie ihr Optimum.
Bei etwas über 1000 m löst *Pinus laricio* die Meerstrandskiefer ab. Am Col de Bavella, bei 1243 m, bietet sich der grandiose Ausblick zwischen zersausten Laricio-Kiefern auf bizarre Felsspitzen. Und der Blick schweift weiter hinunter auf den Forêt de Bavella, ein einziges grünes Meer. Allerdings ist eine Vielzahl der Bäume, die Forstverwaltung hat verschiedene Nadelgehölze angepflanzt, noch jung. Erst in Jahrzehnten wird wieder ein so prächtiger Wald wie der Forêt d'Aitone herangewachsen sein.
Neben wenigen Macchienpflanzen, die in die

Aufforstungsflächen dringen, ist an der Straße der rote Fingerhut *(Digitalis purpurea)* besonders auffällig. Oben am Paß selbst eine ähnliche Vegetation wie am Col de Vergio. Hinzu kommt in großer Menge *Anemone apennina* unter den Laricio-Kiefern.

Beide Kiefernarten werden durch Brand begünstigt. Wie grauenhaft die verkohlten, in den Himmel ragenden Baumreste aussehen können, wird im Forêt de Marmano deutlich. Doch schon zeigen sich die ersten jungen Kiefern, teils Naturverjüngung, teils aufgeforstet.

In den nach Westen offenen Tälern ändert sich das Bild der Kiefernwälder bei rund 1200 m. Tannen *(Abies alba)* und Rotbuchen *(Fagus silvatica)* treten auf (z. B. im Forêt d'Aitone) und bilden an schwer zugänglichen Stellen urwaldähnliche Komplexe. Dort wo die Feuchtigkeit groß ist, löst die Buche schließlich die Laricio-Kiefer ganz ab, steigt wesentlich höher empor und bildet die Waldgrenze. Lediglich an trockeneren Stellen sind Kiefereinsprengsel zu finden. An die obere Kiefernstufe schließt sich also ein Buchengürtel an.

Größere, zusammenhängende Reinbestände der Buche sind selten, da die Forstwirtschaft den Nadelbaum bevorzugt. An Bergrücken und Pässen ist an die Stelle der subalpinen Buchenstufe, wegen intensiver Beweidung mit Schafen, oft eine Borstgrasheide getreten *(Nardus stricta)*.

Reiche, reine Buchenbestände sind am Col de Vizzavona (1161 m) zu finden. Der Unterwuchs, der an mitteleuropäische Buchenwälder erinnert, wird im wesentlichen von *Helleborus corsicus, Cyclamen repandum, Allium ursinum, Mercurialis perennis, Ranunculus ficaria, Saxifraga rotundifolia, Veronica montana, Anthoxanthum odoratum, Festuca heterophylla, Luzula pedemontana, Galium verum, Lactuca muralis, Hedera helix, Digitalis purpurea, Sanicula europea, Asperula odorate, Linaria Hepaticifolia, Ilex aquifolium, Daphne laureola* und *Atropa belladonna* gebildet (z. T. nach Rauh 1938). Je trockener der Boden durch den Wind wird, umso spärlicher wird der Unterwuchs. Lediglich *Helleborus corsicus* steigt bis in die Zwergstrauchregion empor.

Als Zeichen von großer Luftfeuchtigkeit sind die Buchen von Epiphyten bedeckt. Ähnlich den Laricio-Kiefern im Forêt de Valdo-Niello, sind große Mengen von *Usnea barbata*, der Bartflechte, neben *Sticta pulmonaria* zu finden. Unsere Excursionen in den Buchenwäldern am Col de Vizzavona waren stets von Regen und tiefhängenden Wolken begleitet.

Doch gibt es auch reine Buchenbestände, die durch Erosion bedingt, keinen Unterwuchs tragen. Solche steinigen Böden mit uralten Exemplaren bestockt, sahen wir im Renoso-Massiv bei den Bergerias de Capanelle (1550 m bis 1650 m). Und dort, wo in Bergeinschnitten das Wasser zu Tal stürzt, ist ein unmittelbarer Übergang zu dem undurchdringlichen Erlenkrummholz *(Alnus suaveolens)*.

Berühmt sind die beiden Waldgebiete Forêt d'Aitone und Forêt de Valdo-Niello. Steigt man von Evisa mit prächtigen Kastanienwäldern empor, beginnen bei 1000 m reine Laricio-Kiefern-Bestände, zum Teil uralte Baumriesen (Abb. 6). Später kommen hohe Tannen *(Abies alba)* hinzu. Im Unterwuchs ist neben *Pteridium aquilinum, Gentiana asclepiadea* und *Carex acutiformis* zu finden. Dazwischen immer wieder *Erica arborea*. Fast jeder ältere Baum, ob Kiefer oder Tanne, ist mit der Mistel *(Viscum laxum)* besetzt. Ein weiterer Schädling ist der Lariciopilz. Im Forêt de Valdo-Niello sind oft Spuren der korsischen Wildschweine zu finden. Während Rikli (1903) lediglich zehn Exemplare des Fremdlings *Larix europaea*, der Lärche, zählte, sind es heute schon hunderte.

Am Paß selbst (Col de Vergio, 1464 m NN) stehen zerzauste Wetterbäume. Die Borstgrasrasen (starke Beweidung) sind dort im Mai über und über mit *Crocus corsicus* und *Gagea soleirolli* übersät. *Helleborus corsicus* ist ebenfalls zahlreich. In Richtung Niolo die bereits erwähnten Birkenbestände.

Ein eigenartiges Bild bietet das Tal des Asco. Hier fehlt die Kastanienstufe. Dafür sind die Hänge über und über mit Wacholder *(Juniperus oxycedrus)* bedeckt; beim Ort Asco selten *Juniperus thurifera*. Die zahlreich aufgestellten Bienenstöcke weisen auf einen ausgezeichneten Honig hin, der einen ungewöhnlich herben Geschmack aufweist. Erst weit hinter Asco (620 m) beginnen bei rund 850 m die Kiefernwälder, fast nur *Pinus laricio*, begleitet von prächtigen Stechpalmen *(Ilex aquifolium)*. Am Endpunkt der 25 Kilometer langen Sackstraße (1450 m) rücken die Berge immer näher. Hier ist der Ausgangspunkt für eine Bergtour zum Mte Cinto. Der Unterwuchs in den Laricio-Kiefern-Wäldern ist jedoch fast vollkommen verschwunden. Hangrutschungen und Wildschweine haben die Bodendecke vollkommen zerstört.

Herrliche Gebirgswälder finden sich nur in Zentralkorsika. Die ins Cap Corse ausstrahlende Gebirgskette mit dem Col de Teghime (548 m) bei Bastia, ist nahezu entwaldet. Hier hat sich Macchie ausgebreitet. Vor allem im Norden der Ostseite des Cap Corse sind riesige Flächen abgebrannten Landes zu sehen. Das junge Grün versucht die verkohlten Stämme bereits zu überwachsen.

Während einer Frühlingsfahrt schrieb Rikli (1903): „Längs der Forststraßen gewährt der sorgfältig gepflegte Gebirgswald beinahe den Eindruck eines herrschaftlichen Parks, abseits aber, an weniger zugänglichen Orten, treten uns öfters fast urwaldähnliche Verhältnisse entgegen. Am Boden liegt massenhaft vermodertes Holz. Mächtige, vielhundertjährige Stämme sind kernfaul, ein Sturm hat den morschen Baum gefällt, jetzt liegen diese Riesen zwischen einer jüngeren, kräftigeren Generation am Boden und verfaulen noch vollständig. Große Mengen von Holz gehen auf diese Weise verloren."

Die Forststraßen sind heute asphaltiert und so ausgebaut, daß sogar Reisebusse die Windungen ohne Mühen nehmen. Dazwischen hat die Verwaltung Feuerschutzwege angelegt, die allerdings von Touristen nicht befahren werden dürfen. In den Naturparken ist das Campen in freier Wildnis untersagt, doch Schilder weisen unweit der Forstämter auf verschwiegene Plätze, wo der Campingfreund sein Zelt aufschlagen kann. Naturparkplätze werden immer zahlreicher.

Die von Rikli geschilderte Wildnis ist noch vorhanden, doch oft hörten wir Holzfällerkolonnen, die uralte Laricio-Kiefern fällten und das Holz zu Sammelstellen transportierten. Dort, wo ganze Hänge der Säge zum Opfer fallen, wird sofort wieder aufgeforstet. Künstliche Terrassen sollen dabei die Erosion verhindern.

Korsika hat neben der Macchie herrliche, ausgedehnte Hochwälder zu bieten, die auch im Hochsommer einen angenehmen Aufenthalt versprechen.

Anschrift des Verfassers:
Dipl.-Biol. Georg Wittenberger
Am Hasenpfad 8
6113 Babenhausen

LITERATUR:

Bouchard, J.: Flore pratique de la Corse. 2. Auflage 1974.

Briquet, J. (Forts. R. de Litardière): Prodrome de la flore Corse. 1910–1955.

Burrichter, E.: Steineichenwald, Macchie und Garigue auf Korsika. Ber. geobotan. Institut ETH Rübel 32, 32–69 (1961).

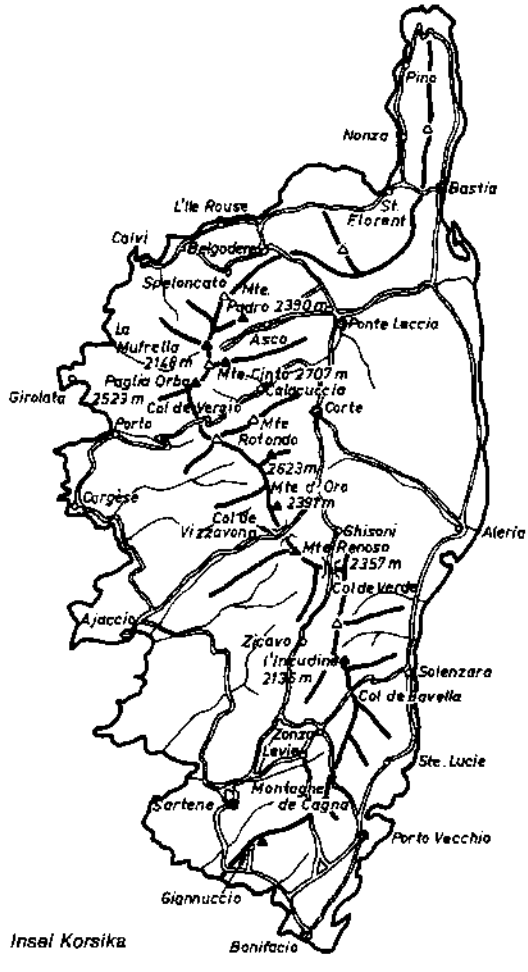
Ellenberg, H.: „Eigenbürtige" und „fremdbürtige" Vegetationsstufung auf Korsika. Beitr. Phytologie 1–10 (1964).

Firbas, F.: Beiträge zur Geschichte der Moorbildung und Gebirgswälder Korsikas. Beih. Bot. Cb. 44 (2. Abt.) 249–282 (1928).

Rauh, W.: Dendrologische Beobachtungen auf einer Sommerreise in Korsika. Mitt. DDG 51, 172–189 (1938).

Rikli, M.: Botanische Reisestudien auf einer Frühlingsfahrt durch Korsika. Vierteljahrss. naturf. Gesell. Zürich 47 (3 u. 4) 1–140 (1903).

Zbuzek, H.: Pflanzen Korsikas. Wien 1973.



Insel Korsika

Die eiszeitliche Vergletscherung des Atterseegebietes

HUBERT NAGL

Die Quartärforschung, welche sich mit den Problemen der Eiszeit (Dauer, Gliederung), ihren Sedimenten und Formen, aber auch deren Nutzungsmöglichkeit beschäftigt, hat in den letzten Jahren entscheidende Fortschritte gemacht. Vor allem die letzte, die seit A. Penck (1909) als „Würm" bezeichnete Eiszeit, ist heute in wesentlichen Zügen und vielen Details bekannt. Dies geht auf sedimentologische, morphologische, palynologische und pedologische Untersuchungen zurück, die durch die absolute Altersbestimmung (^{14}C) sowie Korrelation mit Formen (Standterrassen) und Kulturen (Vorländer, Höhlen) auch zeitlich faßbar ist. Im folgenden sollen die würmeiszeitlichen Verhältnisse im Bereich des westlichen Traungletschers geschildert und ihre Bedeutung aufgezeigt werden.

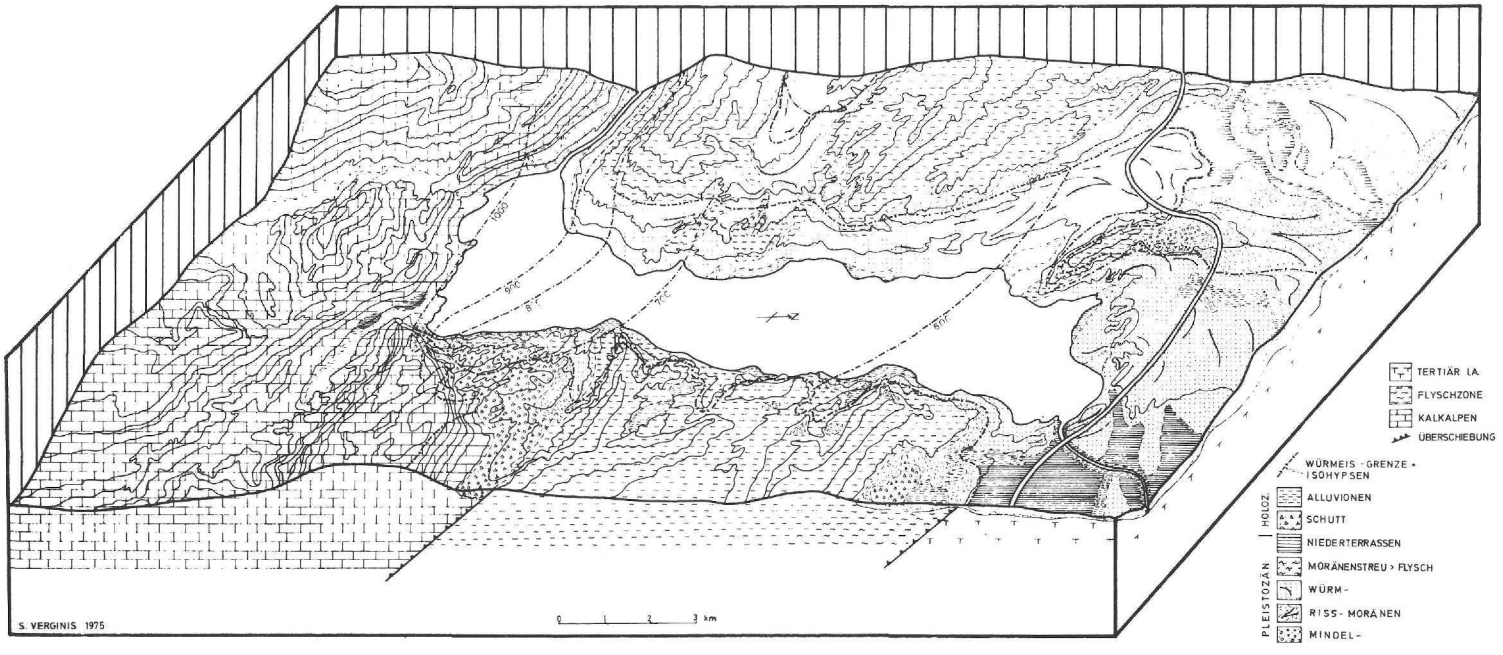
Beschränken wir uns auf das Gebiet, welches vom Attersee entwässert wird, so umfaßt es mit 463,5 km² den Nordraum der Kalkvoralpen und die Flyschzone, im Randbereich bereits den Südrand der Molassezone (Alpenvorland); Fuschlsee, Zeller oder Irrsee und der Mondsee entwässern über die Seeache in den Attersee, mit 46 km² Fläche der größte österreichische Alpensee. Mit Ausnahme der tektonisch und lithologisch bedingten Großformen geht die abwechslungsreiche Landschaft auf die Tätigkeit des eiszeitlichen Traungletschers, insbesondere der Würmzeit, zurück.

Die Besonderheit des Traungletschers – der wie alle eiszeitlichen Gletscher in relativ kurzer Zeit aufgebaut und wieder abgeschmolzen ist –, durch absolute Datierungen von Holzfunden, Pollenanalysen in hochgelegenen Mooren u. a. modernen Methoden konnte im Inntal, in den Ötztaler Alpen und Hohen Tauern eindeutig nachgewiesen werden, daß die gewaltigen Eismassen frühestens um 25.000 B. P. aufgebaut und ca. 14.000 B. P. wieder abgeschmolzen waren –, liegt in der starken Verästelung seines Zungenbereiches. Der vom Dachstein und Toten Gebirge herab gespeiste Traungletscher gabelte sich vorerst im Talraum von Bad Ischl: Der östliche Zweig zog weiter nach Norden und endete bei Gmunden. Sein Zungenbecken erfüllt der Traunsee, mit 191 m (möglich über 200 m) der tiefste See unseres Landes. Der westliche Ast sowie ein weiterer Zweigast der bei Mitter-Weißenbach gegen NW zum Attersee abbog, bildeten ein fünfzüngiges Eisstromnetz aus: Der Wolfgangsee-Fuschlsee-Ast, Mondsee-Thalgau-Ast, der Mondsee-Irrsee-Ast, der Mondsee-Oberwanger-Ast und der Attersee-Ast. Letzterer wurde vor allem über den Schwarzensee und das Weißenbachtal genährt. Selbst ohne Berücksichtigung der heutigen Talverschüttungen und Schlamm- bzw. Sedimentschichten in den Seen ergeben sich Eismächtigkeiten von ca. 600 m am Nordrand der Kalkalpen, von 400 m über Mondsee und 200 m über Attersee. Die ausschürfende Kraft der Gletscherbewegung und die abdämmende Wirkung der Endmoränenkränze (siehe Karte) ließen die Becken der Salzkammergutseen zurück. Die weiten Seeflächen sind jedoch nicht nur Grundlage eines bedeutenden Fremdenverkehrs – auf 2,4 % der Staatsfläche, welche das Salzkammergut einnimmt, wurden fast 10 % der Fremdennächtigungen, davon bis zu 99,8 % Ausländer, gezählt –, sondern auch hervorragende Wasserspeicher. Der oligotrophe Attersee soll in naher Zukunft als Trinkwasserreserve genützt werden; sein Wasserinhalt beträgt rund 4 Mrd. m³, das ist fast das 4000fache aller Wiener Wasserspeicher . . .

Noch größere Bedeutung kommt jedoch den eiszeitlichen Ablagerungen, den Moränen der Gletscher, den Staubablagerungen (Löß) der eiszeitlichen Winde und den Schotterfeldern im Vorland der Vergletscherung zu. Ohne sie würde sowohl die intensive Landwirtschaft als auch die Industrieballung im Ager-Traun-Gebiet nicht möglich sein.

Wie die beigegebene Karte zeigt, sind prinzipiell Alt- und Jungmoränen voneinander zu trennen, ebenso Terrassen und holozäne Talböden. Die Altmoränen bilden ein staublehmbedecktes Hügelland, das bis zum Hausruck reicht und von der Ager und ihren Nebenflüssen unterbrochen wird. Auf Grund der regenwasserstauenden Wirkung der Staublehme wird es meist als Grünland genutzt. Die scharfen Jungmoränenwälle hingegen sind als Waldkuppen erkennbar, oft aber sind sie durch eine rege Siedlungstätigkeit, der guten Aussicht wegen, gekennzeichnet; dort, wo talein Grundmoränenlandschaften anschließen, sind gute Acker-

GEOLOGISCH-GEOMORPHOLOGISCHES BLOCKDIAGRAMM DES ATTERSEES



Grünland-Gebiete anzutreffen. Am Gebirgshang sind immer wieder Reste der Seitenmoräne erhalten, in vielen Fällen kommt es zur Abdämmung von Seitengräben, sodaß sich Seen und Moore gebildet haben, die großen naturwissenschaftlichen Wert besitzen (Wildmoos nördlich Mondsee, Egelsee nördlich Unterach/Attersee).

Unter den Terrassen hat hier nur die Niederterrasse und ihre Teilfelder, die aus der Würmeiszeit und deren Rückzugsphasen stammen, größere Verbreitung. In Gegensatz zu älteren Schotterfeldern sind sie unbedeckt, sodaß nur seichtgründige Böden entwickelt sind. Dadurch hatten sie immer geringen Wert für die Landwirtschaft und – begünstigt durch den Wasserreichtum gefällsreicher Flüsse – entwickelten sich auf ihren Fluren Industriezonen und Siedlungsausbauten. Sie sind aber auch erstrangige Grundwasserkörper, die allerdings durch die vorhin genannten menschlichen Tätigkeiten gefährdet erscheinen. So wird auch die heutige Raumdifferenzierung im wesentlichen durch die verschiedenen ökologischen Standorte der „glazialen Serie" bestimmt, d. h. von der eiszeitlichen Abfolge (jeder gletschernahen Ablagerung): Zungenbecken mit Oser, Söllen, Kames, Endmoräne, Sander, Terrasse, also der genetischen Verflechtung von glazialen und fluvioglazialen Akkumulationen. Bei den älteren Terrassen und Moränen ist die Gliederung weniger stark ausgeprägt, weil die den Standort bestimmenden Deckschichten einheitlich aus Löß oder Staublehm bestehen.

Ganz besonders günstig aber ist die Wirkung dieser würmeiszeitlichen Moränen und der auf ihnen entwickelten Böden in bezug auf die geringe Auswaschung landwirtschaftlicher Dünger und damit der Gefahr der Seenverunreinigung (Eutrophierung oder Nährstoffanreicherung). Im Rahmen eines OECD-Programmes konnte vor allem für den Attersee gezeigt werden, daß die Landwirtschaft keine Ursache der lokal festgestellten Eutrophierungstendenz darstellt, sondern die Nährstoffe aus Haus- und Fremdenverkehrsrückständen, vor allem Abwässern, stammen. Dazu kommen einige Industriebetriebe, die jedoch mengenmäßig im Seebereich weniger ins Gewicht fallen. Auf Grund von Einzelbefragungen wurde der gesamte Natur- und Mineraldüngeraufwand von Modellräumen und stichprobenartig von allen landwirtschaftlich genutzten Uferzonen berechnet und mit den durch die Bäche und das Grundwasser in den See gelangenden Phosphormengen ermittelt. Zur Kontrolle wurde auch der Rest, nach Abzug des Pflanzenentzugs, der im Boden verbleibt, mengenmäßig berechnet, sodaß der erhaltene Wert ziemlich sicher erscheint.

Es konnte festgestellt werden, daß von den 1974 aufgewendeten 140.000 kg Phosphor in verschiedenen Düngemitteln nur 1500 kg in den See gelangten (also ca. nur 0,03 %). Dies geht fast ausschließlich auf die wasserhaltenden Sedimente zurück, die auch die Nährstoffe solange zurückhalten können, bis sie von der Pflanze aufgebraucht worden sind. Solch günstige Verhältnisse treffen vor allem für den Attersee zu, dessen intensiv genutzte Moränenumrahmung die oben genannten Verhältnisse aufweist.

Der Mondsee hingegen zeigt einen weit höheren Anteil von Schotterfächern (Delta der Wangauer Ache und der Griesler Ache) auf. Dadurch ist auch – infolge der hohen Wasserdurchlässigkeit – die Auswaschungsgefahr viel größer und die Phosphorzufuhr merklich höher; die Seeache ist daher die Hauptgefahr für den Attersee, doch ist auch hier die landwirtschaftliche Belastung gegenüber Fremdenverkehr und Hausabwässern drittrangig.

Diese kurze Übersicht soll in Text und Karte zeigen, daß gerade die Wirkungen der letzten Eiszeit das heutige Landschafts- und Wirtschaftsgefüge weitgehend prägen. Aber nicht nur die vorliegenden Verhältnisse, sondern auch der Ablauf der Geschehnisse als Hinweis für aktuelle Vorgänge auf der Erde, ist aus den eiszeitlichen Formen und Geschehnissen abzuleiten; gerade dafür ist das Salzkammergut ein gutes Beispiel.

Anschrift des Verfassers:
Univ.-Doz. Dr. Hubert Nagl
Geographisches Institut der Universität Wien
Universitätsstraße 7
1010 Wien

Aus der Welt der Alpenvögel

WILHELM WRUSS

Bergsteiger werden auf ihren Touren sicher des öfteren Vögel beobachten, die sie nicht bestimmen können. Dabei sind es gerade die Vögel, die dem Menschen immer wieder begegnen und seine Aufmerksamkeit erregen. Gerade die Vogelwelt des Gebirges ist noch am wenigsten erforscht, da die Lebensräume mancher Vogelarten uns Ornithologen verschlossen sind, da wir ja meist nicht jenes Rüstzeug mitbringen, das den Bergsteiger, insbesondere den Kletterer auszeichnet und ihn Wände und Steilhänge bezwingen läßt. Neidvoll blickt wohl jeder Mensch einem Vogel nach, der oft in Sekundenschnelle gähnende Abhänge überwindet und in kurzer Zeit Strecken durchmißt, für die wir stundenlange Märsche aufwenden, soferne wir überhaupt in der Lage sind, das Gelände zu betreten. Gerade wegen der Geländeschwierigkeiten ist unser Wissen über die Alpenvögel, ihre Biologie, ihr Verhalten usw. zum Teil noch sehr bescheiden.

Aus den 300 heimischen Vogelarten sollen den Berggehern nun jene Vogelarten vorgestellt werden, mit deren Begegnung er rechnen kann, und es soll auch die Anregung gegeben werden, bei der Erforschung der heimischen Alpenvogelwelt mitzuwirken. Oft können zufällige Beobachtungen und Hinweise den Avifaunisten jahrelange mühevolle Suche ersparen. Es seien daher auch die vogelkundlichen Zentralen der einzelnen Bundesländer angeführt:

Burgenland: Biologische Station Illmitz, 7142 Illmitz;
Kärnten: Käntner Vogelschutzwarte, 9020 Klagenfurt, Walddorf 22;
Niederösterreich (mit Wien): Österreichische Gesellschaft für Vogelkunde, Postfach 417, 1014 Wien;
Oberösterreich: Vogelschutzstation Steyregg, 4020 Linz, Kroatengasse 14;
Salzburg: Ornithologische Arbeitsgemeinschaft am Haus der Natur, 5020 Salzburg;
Steiermark: Forschungsstätte P. Blasius Hanf am Furtner Teich/Maria Hof, 8841 Frojach, bzw. Landesstelle Steiermark der Österreichischen Gesellschaft für Vogelkunde, 8262 Ilz 183;
Tirol: Tiroler Vogelwarte, 6040 Innsbruck, Pontlatzer Straße 49;
Vorarlberg: Landesstelle Vorarlberg der Österreichischen Gesellschaft für Vogelkunde, 6900 Bregenz, Gablerstraße 7.

Für alle Hinweise über die Vogelwelt sind die genannten Stellen sehr dankbar, und unser Wissen um die heimische Vogelwelt könnte sicher erweitert werden. Gerade die Weitererschließung unserer Bergwelt stört nicht nur den na-

Gänsegeier *I. Zmölnig*

turverbundenen Wanderer; sie zieht auch für viele Vögel den unwiederbringlichen Verlust eines oft raren Lebensraumes nach sich. Nicht nur in den Tieflagen werden wertvolle Nahrungs- und Bruträume auf immer zerstört. Nein, auch in den gebirgigen Teilen unserer Heimat kann durch Wegebau, Liftanlagen, Seilbahnen, Hotelanlagen usw. wertvollste Umwelt zerstört werden. Sehr viel wurde in der Vergangenheit schon durch Unwissenheit vernichtet. Es soll daher in aller Öffentlichkeit verlangt werden, daß die verantwortlichen Stellen Kostbarkeiten der heimischen Natur erhalten helfen. Eine noch viel intensivere Forschungstätigkeit als bisher wird unumgänglich notwendig werden: Österreich ist durch das Fehlen staatlicher Vogelschutzwarten derzeit noch „Entwicklungsland" auf dem Gebiete des Vogelschutzes und der Vogelforschung.

Eine kurze Aufzählung von Alpenvögeln an dieser Stelle kann jedoch keineswegs ein Vogelbestimmungsbuch ersetzen. Erst die bildliche Darstellung wird den meisten Menschen die Bestimmung der einzelnen Vogelarten erleichtern. Es wird daher die Anschaffung eines Vogelbuches *(z. B. Peterson, Vögel Europas oder Parey's Vogelbuch)* empfohlen. Während der Zugzeit kann es natürlich passieren, daß dem Bergwanderer Vögel unterkommen, die aber selbst nichts mit dem Gebirge zu tun haben, außer daß sie während des Zuges die Alpen überfliegen müssen. Funde seltener Enten- oder Reiherarten auf hochgelegenen Gletschern sind der Beweis dafür, daß die Alpen bei Schönwetter für die Vögel wohl keine allzuschwierige Barriere darstellen; bei Schlechtwetter jedoch kann es immer wieder zu Vogelkatastrophen kommen.

Jene Arten, die nur auf dem Zug im Gebirge anzutreffen sind, werden weitgehend ausgeklammert und in erster Linie jene behandelt, die Dauerbewohner unserer Gebirge sind, dort brüten und ihre Jungen aufziehen. Die Reihenfolge richtet sich weitgehend nach der bei Peterson verwendeten Systematik:

Die Familien der *Taucher* und *Enten* sind in unseren Alpen nur mit wenigen Arten vertreten. Es lohnt sich jedoch, auf die Brutvorkommen des *Zwergtauchers* und des *Gänsesägers* besonders zu achten. Beim Zwergtaucher, dem kleinsten Lappentaucher, ist vor allem die Brut über 1000 m Seehöhe besonders interessant. Der Gänsesäger besiedelt manche Gebirgsflüsse und brütet in verschiedenen Höhlungen längs dieser Gewässer. Durch den Wassersport und Kraftwerksbauten sind manche Brutplätze arg gefährdet.

Die *Greifvögel* sind schon jedem Bergwanderer aufgefallen und haben ihrer Flugkünste wegen Bewunderung gefunden. Während der Sommermonate können in den Tauern regelmäßig *Gänsegeier* beobachtet werden. Sie kommen aus ihren im Mittelmeerraum gelegenen Brutplätzen zu uns und sind oft in größeren Flügen zu beobachten. Der Mangel an Aas treibt sie gelegentlich sogar auf Müllablagerungsplätze. Es wäre sicher zweckmäßig, wenn man den Geiern an geeigneten Futterplätzen Aas bereitstellen könnte. Viel seltener ist der *Bartgeier* zu beobachten. Er hat so wie der *Mönchsgeier* noch im 19. Jahrhundert in unseren Alpen gehorstet. Gerade über die Geiervorkommen in den Alpen wissen wir Ornithologen noch immer zuwenig Bescheid, und jede Meldung darüber ist wertvoll. König der Lüfte ist zweifellos der *Steinadler*, der erfreulicherweise noch immer in den Alpen brütet. Die gar nicht so häufigen Horstplätze werden in den meisten Bundesländern regelmäßig kontrolliert, so daß wir ungefähr den Bestand kennen: rund 40 bis 50 Brutpaare in ganz Österreich, eine Zahl, die sicher höher sein könnte, wenn alle Eingriffe des Menschen in die Adlerbestände (Aushorstung, Fallenfang, Abschuß usw.) ausblieben. Sollte ein Kletterer unvermutet an einen besetzten Adlerhorst gelangen, so soll er den Platz sofort wieder verlassen, um die Adler nicht zu beunruhigen. Gefahr droht von den Altadlern dem Menschen überhaupt keine. Die zuständige ornithologische Forschungsstelle wird für jede Horstmeldung dankbar sein. Bei der Beringung von Jungadlern in den Horsten haben uns Kletterer schon wertvollste Dienste geleistet. Über der Waldgrenze sind auch der *Mäusebussard*, der *Wespenbussard* sowie *Habicht* und *Sperber* zu beobachten. Ihre Horste liegen meist etwas tiefer, doch stellen Almwiesen oft ein gutes Jagdrevier dar. Sicher aufgefallen ist jedem Wanderer auch schon der rotbraune *Turmfalke*, der gerne auf Almwiesen nach Mäusen und Insekten jagt. Der vom Aussterben bedrohte seltene *Wanderfalke* brütet in steilen Felswänden in den tieferen Lagen. Leider werden gerade seine Horstwände gelegentlich als Kletterschulen verwendet, was zu einem Verlust des Horstplatzes führen kann. Es muß daher unbedingt beach-

Steinadler *I. Zmölnig*

tet werden, daß Brutwände der Wanderfalken von Jänner bis Juli absolut in Ruhe zu lassen sind, damit die wenigen Brutpaare nicht gestört werden. Der katastrophale Rückgang dieses größten heimischen Falken hat einerseits seine Ursache in der Verfolgung durch den Menschen und andererseits in der Aufnahme von Pestiziden in der Nahrung, was dazu führt, daß die Eier der Falken unfruchtbar oder die Eischalen so dünn werden, daß sie bei der Bebrütung zerbrechen.

Von den Hühnervögeln sind *Auerhahn* und *Birkhahn* bekannt, die jeden Beobachter erfreuen. Auch die *Schneehühner* sind sicher schon vielen über der Baumgrenze begegnet, im Sommer in ihrem braunen Tarnkleid und im Winter im weißen Winterkleid. Viel seltener anzutreffen ist das heimliche *Steinhuhn,* dessen Brutverbreitung in den Ostalpen noch sehr ungenau bekannt ist.

Die Familie der *Regenpfeifer* ist nur mit einer einzigen Art im Gebirge vertreten: mit dem *Mornellregenpfeifer.* Dieser sonst in der arktischen Tundra Heimische hat auch in den Ostalpen an ganz wenigen Plätzen eine Heimstatt gefunden und zählt zu den kostbarsten Raritäten der Avifauna Österreichs. Gerade in den letzten Jahrzehnten ist durch die Forschungstätigkeit von Professor Erich Hable viel Neues über den Mornell bekanntgeworden. Falls ein Wanderer auf Almmatten dem seltenen Regenpfeifer begegnen sollte, wird er dieses Erlebnis nie vergessen. Von den Brutplätzen müssen alle Störungen weitgehend ferngehalten werden, und dazu ist es notwendig, daß sie alle genau registriert werden. An manchen Gebirgsflüssen kann einem auch noch der *Flußuferläufer* begegnen, der seine Jungen auf gebüschbestandenen Schotterbänken und Flußufern aufzieht.

Beim Wandern am zeitlichen Morgen und nachts wird man immer wieder Bekanntschaft mit den Vögeln der Nacht, den *Eulen* und *Käuzen,* machen. Wenn auch diese Bekanntschaft meist nur akustisch ist, so verdienen diese Tiere mehr Beachtung. In Felswänden, meist inner-

halb der Waldgrenze, brütet der *Uhu*, dessen nächtliche Rufe schon manchen Wanderer erschreckten. Leider kennen wir nur mehr wenige Brutplätze. Das gimpelähnliche Rufen des *Sperlingskauzes* ist meist in höheren Lagen zu hören. Gelegentlich kann man diesen Nachtvogel auch am hellichten Tag erblicken. Den *Rauhfußkauz* mit seinem typischen dreiteiligen Ruf hört man fast nur in höheren Lagen. Beide Käuze brüten in Spechthöhlen. Das „Huhuhuu" des *Waldkauzes* und sein „Kuwitt" können wir vom Tal bis zur Waldgrenze hören. Als häufigste Nachtvogelart ist dieser Kauz wohl auch am meisten bekannt. In der Größe zwischen Waldkauz und Uhu liegend, ist der *Habichtkauz* ein seltener Besucher der Alpen, über dessen Brutverbreitung fast nichts bekannt ist.

Das einförmige Schnurren des *Ziegenmelkers* (Nachtschwalbe) ist nur in der Dämmerung und nachts zu vernehmen. Gesehen haben den Ziegenmelker sicher erst wenige Leser. Fast überhaupt nicht zu finden ist sein Gelege, das er ohne Unterlage in eine Mulde am Waldboden legt. Nur durch Zufall könnte ein Wanderer darauf stoßen und den Ornithologen einen wertvollen Brutnachweis liefern. Eine auffällige Vogelerscheinung mancher Teile der Ostalpen (vor allem der südlichen Teile) ist der *Alpensegler*. Mit dem bekannten Mauersegler unserer Täler eng verwandt, schießt er pfeilschnell mit seinen sirrenden Rufen durch die Lüfte und über die Grate. Wir erkennen ihn sofort an der weißen Unterseite mit dem dunklen Halsband. Mit großer Geschwindigkeit fliegt er an seinen Brutplatz in Felswänden und verschwindet dann in einer Felsritze. Gelegentlich finden wir ihn auch als Brutvogel in hoch gelegenen Kirchen. Er ist ausschließlich ein Bewohner der Lüfte, der sein Nistmaterial genauso im Flug aufnimmt wie die Nahrung. Als mediterrane Form ist er in erster Linie in Kärnten und Südtirol bzw. in der Schweiz anzutreffen.

Von den zahlreichen Spechtarten sind neben dem vom Tal bis zur Waldgrenze vorkommenden *Buntspecht* vor allem die typischen alpinen Spechte interessant: Der dem Buntspecht ähnliche *Weißrückenspecht* fällt durch das Fehlen der großen weißen Schulterflecke auf; an ihre Stelle tritt eine Querbänderung. Typischer Bewohner der Fichtenwälder höherer Lagen ist der *Dreizehenspecht*, der als einziger Specht ohne Rot im Gefieder mit einer gelben Kopfplatte auffällt. Brutnachweise dieser Arten sind bei allen Ornithologen sehr gefragt. Der größte Specht ist der *Schwarzspecht*, den jeder am vollkommen schwarzen Gefieder mit der roten Kopfplatte sofort erkennen wird. Seine Rufe sind weithin zu hören.

Von den Lerchen ist es vor allem die *Feldlerche*, die auch auf Almwiesen ihr Gelege ausbrütet, und mancher dieser Tatsache Unkundige hört mit Erstaunen, den ihm nur aus Tallagen vertrauten Lerchengesang hoch im Gebirge. Viel seltener, aber doch auch regelmäßig, tritt die schön singende *Heidelerche* in höheren Lagen auf. Von den *Schwalben* sind die an hochgelegenen Schutzhütten brütenden *Mehlschwalben* bekannt, dir durch ihren weißen Bürzel sogleich auffallen. Neben der Brut an menschlichen Gebäuden sind auch die oft großen Kolonien an Felsüberhängen und in Felshöhlen überaus interessant und in ihrem Bestand keineswegs vollständig erfaßt. Zum Unterschied von der *Rauchschwalbe*, die bei uns nur mehr an menschlichen Gebäuden brütet, hat sich die Mehlschwalbe ihre ursprünglichen Nistplätze auch noch erhalten. Praktisch ausschließlich an Felswänden, besonders wärmerer Lagen, brütet die braune *Felsenschwalbe*, die Ketterern sicher schon begegnet ist.

Von den *Rabenvögeln* ist der *Kolkrabe* allgemein bekannt. Seine typischen „Krokk-krokk"-Rufe über Almwiesen verraten ihn dem Kundigen sofort. Seine Brut zieht er schon früh im Jahr in Felswänden auf. Die *Alpendohle* ist an ihrem gelben Schnabel leicht zu erkennen und ist Charaktervogel des Gebirges. Alpendohle und Kolkrabe profitieren schon lange von dem großen Futterangebot rund um Schutzhütten. Eine große Seltenheit ist die *Alpenkrähe*, die man am langen gebogenen roten Schnabel erkennen kann. *Raben-* und *Nebelkrähen* sind auch des öfteren auf Almwiesen auf Jagd aus. Der *Tannenhäher* ist ein typischer Bewohner der Zirbenwälder und in seinem braunen Gefieder und mit dem typischen Ruf unverkennbar. Er sorgt durch das Vergraben von Zirbelnüssen für die Verbreitung der Zirben, ähnlich wie der *Eichelhäher*, der im Herbst Eicheln in großer Zahl vergräbt. Als Nesträuber sind beide Arten nicht zu unterschätzen.

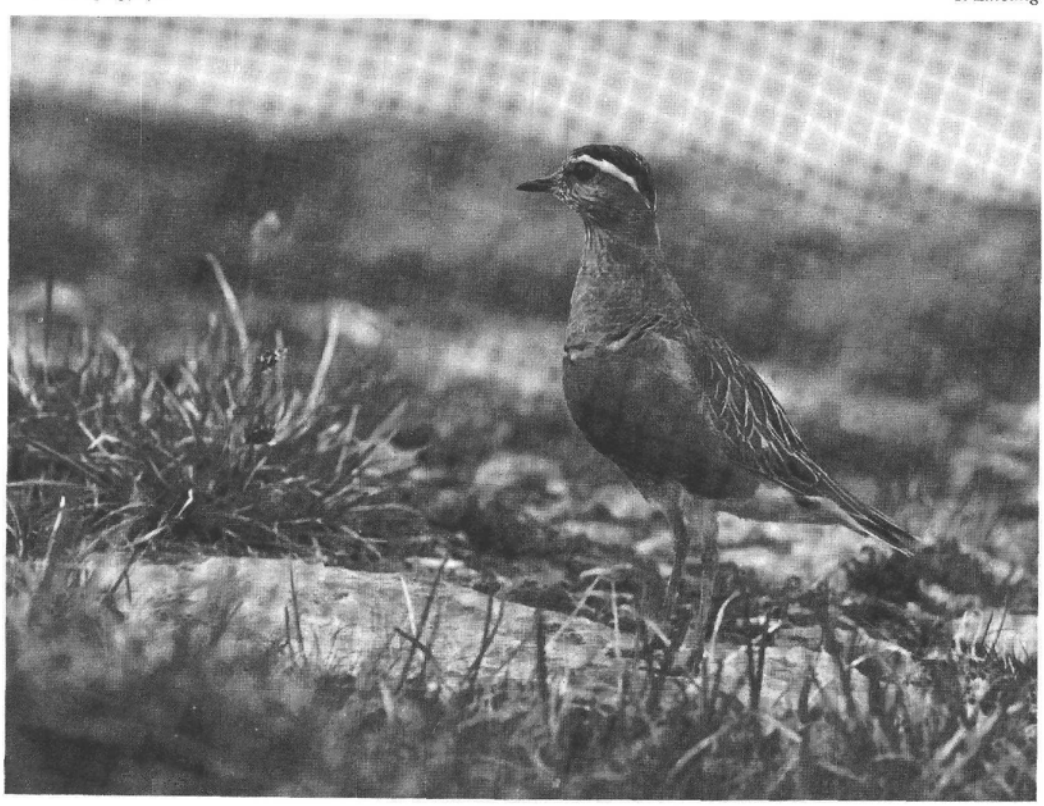
Von den zahlreichen *Meisenarten* sei in erster Linie die für Almregionen typische *Weidenmeise (Alpenmeise)* genannt, deren pfeifender Balzgesang und typischer Alarmruf sofort auf-

fällt. Ihr „wähd – wähd" läßt sie sogleich vernehmen, wenn sich ein Wanderer ihrer Nisthöhle nähert, die sie oft in die allerhöchsten Baumruinen meißelt. *Tannenmeise, Haubenmeise* und *Kohlmeise* finden wir auch noch in höheren Lagen. In Felswänden begegnen dem Kletterer gelegentlich die wohl schönsten Felsbewohner: die seltenen *Mauerläufer.* Diese „fliegende Alpenrose", wie sie von den romantischen Ornithologen genannt wird, läuft die Felswände ruckartig hinauf und sucht nach Nahrung. Das Nest dieses grau-schwarzen Vogels mit den auffälligen karminroten Flügelflekken ist in Felsritzen verborgen und nur ganz selten kann man eines finden.

Ein auffälliger Bewohner der Gebirgsbäche ist die dunkelbraun gefärbte *Wasseramsel:* ihre weiße Brust verrät sie. Sie baut ihr umfangreiches Nest gerne an Wehren, Brücken, Mühlen, aber auch unter Wurzeln am Bachufer. Die Nahrung sammelt sie tauchend, schwimmend und am Bachgrund laufend auf. Obwohl kein Wasservogel, hat sie sich vollkommen an das Element Wasser gewöhnt. Die vielen Bachableitungen im Gefolge der Kraftwerksbauten engen ihren Lebensraum immer mehr ein. Ebenfalls ein Bewohner der Gebirgsbäche ist die schwarz und gelb gefärbte *Gebirgsstelze,* die mit ihrem langen wippenden Schwanz alsogleich auffällt.

Aus der großen Familie der *Drosseln* seien in erster Linie die Bewohner der Waldgrenze genannt: Die *Ringdrossel,* kenntlich an dem halbmondförmigen weißen Brustschild, baut ihr Nest häufig in den dichten Fichten der Kampfzone des Waldes. In dieser Höhe finden wir auch noch die *Misteldrossel* und in manchen Gebirgsteilen auch die *Wacholderdrossel.* Der *Steinrötel,* mit schieferblauem Kopf und rostroter Unterseite, ist wohl die schönste, aber auch seltenste und heimlichste Drosselart. Er brütet in Lagen zwischen 2000 und 2400 m. In

Mornellregenpfeifer *I. Zmölnig*



den südlichen Teilen der Alpen gibt es die blau gefärbte *Blaumerle,* eine weitere wunderschöne, aber sehr seltene Drosselart.

Ein Charaktervogel des Gebirges, der sowohl in Almhütten als in Steingeröll jeder Art brütet, ist der *Hausrotschwanz.* Er ist auch Wirt für den selbst in große Höhe vordringenden Brutparasiten *Kuckuck.* Gelegentlich findet man auch den schöneren *Gartenrotschwanz* noch im Bereich der Waldgrenze. Von den *Grasmücken* seien die *Mönchsgrasmücke* und die *Klappergrasmücke* erwähnt, die oft bis zur Waldgrenze anzutreffen sind. Der *Berglaubsänger* ist ein zwar unauffälliger, aber umso beachtenswerterer Bewohner warmer Südhänge. Die *Heckenbraunelle* ist als brauner unauffälliger Vogel meist am Gesang feststellbar und brütet in dichten Fichtenbäumen bis zur Baumgrenze. In den darüberliegenden Urwiesen und Felswänden brütet die *Alpenbraunelle,* die mit ihrem lerchenartigen Balzgesang auf sich aufmerksam macht. Eine ähnliche Verbreitung haben die zwei *Pieper;* der *Baumpieper* brütet bis zur Waldgrenze und auf den anschließenden Almwiesen; bevorzugt in der Nähe von feuchten Stellen findet man den *Wasserpieper.* Beide Arten fallen durch ihren Fluggesang auf. Der Wasserpieper ist ein Charaktervogel für die meisten Almwiesen.

Die Familien der *Finken* und *Ammern* umfassen einige Arten, die für die Gebirgslagen charakteristisch sind. Der kleine *Birkenzeisig* mit leuchtend roter Brust und seinen auffälligen Flugrufen ist typisch für die obere Waldgrenze. Im selben Gebiet, aber auch tiefer, findet man den goldgelb und schwarz gezeichneten *Erlenzeisig.* Eine ganz besondere Rarität der Ostalpen ist der *Zitronenzeisig,* von dem es nur wenige Nachweise gibt. Am grauen Nacken ist er sofort zu erkennen. Der *Gimpel* ist eine allgemein bekannte Vogelgestalt, die bis in die oberen Waldteile anzutreffen ist. Der *Fichtenkreuzschnabel* ist sofort an seinen Flugrufen zu erkennen, und die leuchtend rot gefärbten Männchen sind ein prächtiger Anblick. In Fichtensamenjahren tritt er oft invasionsartig auf, währenddem er ansonsten nur in relativ geringen Brutbeständen anzutreffen ist. Nestfunde dieser Art sind äußerst selten. Den *Buchfink* treffen wir als Allerweltsbürger vom Tal bis zur Waldgrenze in einer Regelmäßigkeit an, die von keiner anderen Vogelart erreicht wird. Den als Wintergast bekannten *Bergfink* findet man gelegentlich auch in den Sommermonaten bei uns. Vermutlich verleiten tundraähnliche Gebirgsteile diesen Bewohner Skandinaviens dazu, in den Alpen zu verweilen. Echte Brutnachweise hat es bisher noch keine gegeben; meist handelt es sich um einzelne singende Männchen. Jede Feststellung dieser Art im Sommer ist jedoch von großer Bedeutung. Aus der Finkenfamilie sei als Charaktervogel der Felsregion noch der *Schneefink* erwähnt, der mit seinen weißen Flügeln und dem schwarzweiß gezeichneten Schwanz sicher schon jedem Bergwanderer begegnet ist. Seine Nester baut er in Felslöcher jeder Art. Von den Ammern sei die *Zippammer* erwähnt, die an warmen Südhängen gelegentlich anzutreffen ist. Ihre auffälligen Ziepp-Rufe haben ihr den Namen gegeben und verraten auch ihre Anwesenheit.

Aus dem Studium von Bestimmungsbüchern zieht man den Vorteil, ungefähr zu wissen, mit welchen Vogelarten man im Gebirge zusammentreffen kann und ob diese Vögel häufig oder selten sind. Den Bergsteigern soll dieser Aufsatz eine Anregung sein, auf die gefiederten Begleiter im Gebirge mehr als bisher zu achten – und vielleicht durch gelegentliche Meldungen dazu beizutragen, den Ornithologen das mühevolle gezielte Nachsuchen nach den Alpenvögeln zu erleichtern.

Anschrift des Verfassers:
Wilhelm Wruß
Walddorf 22
9020 Klagenfurt

Steinwildkolonie Pitztal-Kaunertal

Die größte und erfolgreichste Steinwildkolonie der österreichischen Alpen

HANS JÖCHLER

Im Frühjahr 1962 verpachtete mir die Gemeinde Prutz im Oberinntal die Eigenjagd „Verpeil" im Kaunertal. Von vielen Bergtouren kannte ich die Schönheiten des Verpeiltales, doch wußte ich damals nicht, welch wunderbare Erlebnisse und welch herrlichen Anblick ich mit dem Jagdpachtvertrag in der Tasche hatte.

Das Verpeil ist ein auf steilem Weg von Feichten im Kaunertal erreichbares Hochtal; im Westen davon das Kaunertal; nach Osten das Pitztal, umgeben von stolzen Dreitausendern, wie Schweikert, Rofelewand, Verpeilspitze, Schwabenkopf und Madatschtürme. In der Mitte des Tales liegt in einem schönen Boden die in den letzten Jahren neugestaltete Verpeilhütte (früher Schönbödelehütte) der Sektion Frankfurt am Main des DAV. Ich freute mich, in dieser Bergwelt Jagd und Hege ausüben zu dürfen und suchte in den beidseitigen Talflanken, in den vielen Karen, Felsschluchten und Graten die Einstände des Wildes.

Von Woche zu Woche zog der Schnee die Felswände hinauf bis zu den Gletschern des Schweikert, Madatsch und zum Pitztaler Jöchl, und wir konnten den schütteren Wald der Zirbe und die Legföhrenbestände durchwandern und an den steilen Felswänden mit den vielen Grasbändern das Gamswild und in den Blaisen (Grashalden) die Murmeltiere beobachten. Anfang August war ich mit Salzsteinen im Rucksack bereits viele Stunden am Weg und näherte mich dem Pitztaler Grat. Als ich über eine Steilstufe hinaufkletterte, erblickte ich über mir Wild. Ich erkannte zwei Steingeißen mit je einem Steinkitz. Sie hatten sich dieses prachtvolle Felsparadies zur Heimat auserkoren, dieses unvergleichlich schöne Verpeiltal sogar höchstpersönlich ausgesucht. Sie kamen aus der Landesjagd im Pitztal.

Mich übermannte die Freude über diesen Anblick. Vorsichtig kletterte ich noch etwas näher und wandte kein Auge von diesem königlichen Wild. Auf dem Heimweg wurde mir bewußt, daß der heutige Anblick eine große Aufgabe und Verantwortung bedeutete. Zuhause stöberte ich in Büchern und Schriften, um den Versuch, das Steinwild in unseren Bergen wieder anzusiedeln, unterstützen zu können.

Ich fand in den Schriften von Dr. E. Bächler „Der Stand der Steinwildkolonie in der Schweiz" wertvolle Hinweise und Anregungen.

In der Folge versuchte ich zusammen mit meinen Waidkameraden mit geschickt angelegten Salzlecken Steinwild ins Verpeil zu bannen. Dabei entdeckten wir drei Steinböcke und wir hofften, sie würden zu den Geißen finden und als Stammväter eine neue Kolonie gründen. Wochen später fanden wir die Familien friedlich beisammen. Uns haben diese Steinwildfamilien, die später noch Verstärkung aus dem Pitztal bekamen, gar manches schöne Bild, viele Erlebnisse und viel Freude bereitet.

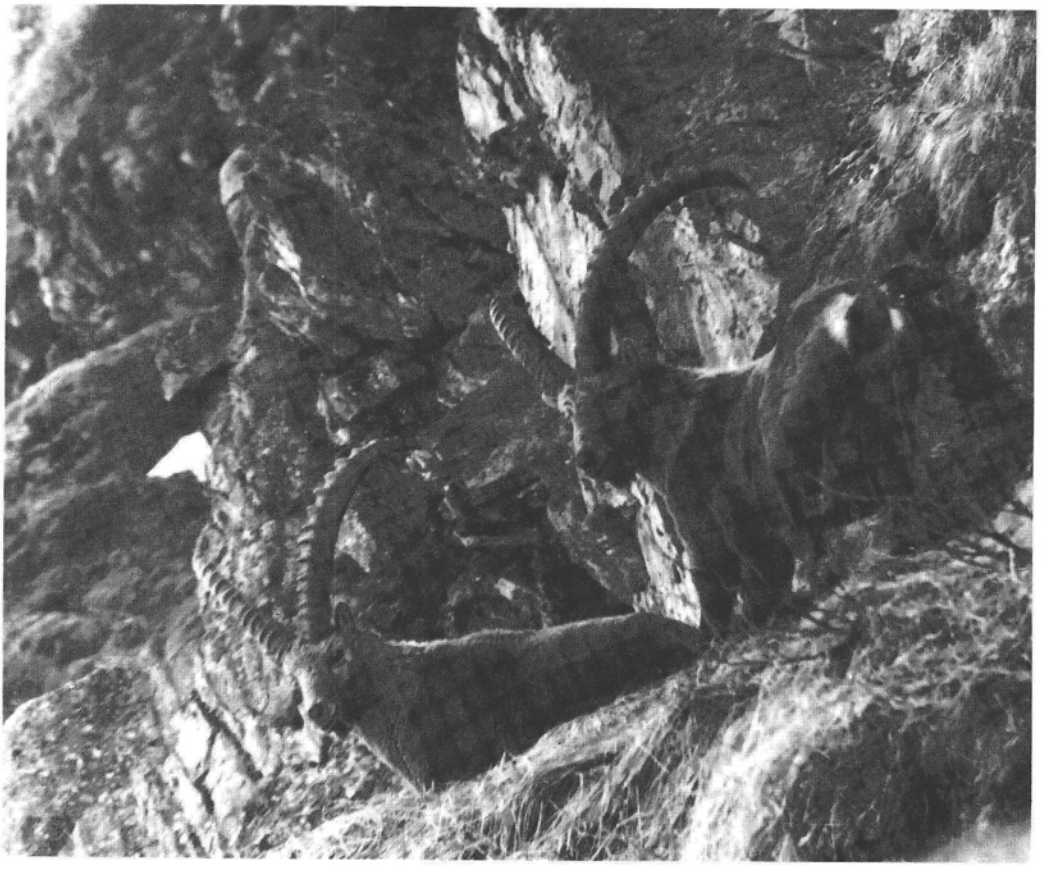
Wie konnte das Steinwild aussterben?

Aus Urkunden, Funden, Wappenbildern und Erzählungen entnehmen wir, daß der Steinbock im ganzen österreichischen Alpengebiet heimisch war. Zumindest zur Zeit Kaiser Maximilians (1519) wird in zahlreichen Urkunden auf das Steinwild hingewiesen. Doch mangelndes Verständnis für die Erhaltung der Natur, Unwissenheit, Amulettaberglaube und nicht zuletzt auch durch Notzeiten bedingtes Wildererunwesen haben dazu geführt, daß das Steinwild am Beginn des 18. Jahrhunderts ausgerottet wurde.

Nur wer das Steinwild in freier Wildbahn erleben konnte, weiß, wie leicht diese Tierart auch mit den damals vorhandenen primitiven Feuerwaffen auszurotten war. Denn selbst die kapitalsten Steinböcke verlassen sich auf ihre Tarnfarbe, auf ihre Kraft beim Kämpfen und auf die Sprungsicherheit beim Fliehen, sie verharren deshalb sehr lange, ja oftmals konnten wir uns auf 10 bis 20 Schritte an sie heranpirschen. So wäre der Steinbock fast wie viele seiner Zeitgenossen, z. B. der Bär, der Luchs, der Geier u. a., aus unseren Alpen verschwunden und wir wären um diese Tierart ärmer geworden.

Wiederansiedlung

Ein gütiges Geschick hat uns die Wildart des kraftvollen Alpensteinbockes erhalten und den Lebensfaden nicht ganz abreißen lassen: Im Aostatal, südlich des St. Bernhard blieben einige



Steinwild in Tirol *H. Jöchler*

Stücke erhalten und wurden unter strengen Schutz gestellt. Dank der Umsichtigkeit von Schweizer Naturfreunden wurde Zuchtmaterial in mehrere Tierparks geholt und so die Art erhalten. Die erfolgreichste Schweizer Steinwildkolonie im Nachbargebiet dürfte am Piz Albris/Graubünden entstanden sein, und von dort konnten unsere österreichischen Alpen wieder mit Anfangsbeständen besiedelt werden. Diesen edelgesinnten und uneigennützigen Schweizer Bürgern gebührt Lob und Dank. Auch in Österreich wurde versucht, in verschiedenen Orten wieder Steinwild einzubürgern: Im Wildpark Rosegg, im Großglocknergebiet, in der Ahornachalpe (Zillertal), am Tristkopf, Bächental, am Seekar, am Sonnjoch (Karwendel und Achenseegebiet), in der Gunggl und im Floitegebiet (bei Ginzling), im Pitztal-Kaunertal, im Malfontal bei Pettneu am Arlberg und letztlich auch im Radurschl bei Pfunds, um nur einige zu nennen.

Steinwildkolonie Pitztal-Kaunertal am erfolgreichsten

Auch das Land Tirol als Jagdpächter des Pitztales, eines der größten Jagdgebiete Tirols, hat nicht gerastet und begann schon im Jahre 1953 Steinwild anzusiedeln. Zu diesem Zweck ließ man auf der orographisch linken Seite des Pitztales, im Raume St. Leonhard/Eggental, ein ca. 6 ha großes Gatter errichten. In den Jahren 1953 bis 1956 wurden elf Steingeißen und sechs Steinböcke ausgesetzt, in der Hoffnung, bei alljährlicher Vermehrung diese dann in die freie Wildbahn zu entlassen. Der Gatter war leider

schlecht gewählt. Ein in der Nähe befindlicher Wasserfall machte durch die starke Feuchtigkeit dem Wild arg zu schaffen, sodaß sechs Geißen und ein Steinbock infolge Krankheit eingingen.
Nach reiflichen Überlegungen entschloß man sich, den Gatter aufzulassen. Der Bestand wurde durch Einfuhr von weiterem Steinwild vergrößert, sodaß im Jahre 1959 bereits zwei Kitze im Pitztal und ein Kitz im Kaunertal gesetzt wurden. Im Frühjahr 1961 hatte die Kolonie einen Stand von elf Böcken und dreizehn Geißen. Mit Freude und Genugtuung konnte man feststellen, daß sich die Kolonie zu entwickeln begann, wobei rund zwei Drittel des Steinwildbestandes ins Verpeil hinüberwechselte.
Der Standort im Verpeil behagte dem Steinwild ganz besonders. Die Talflanken vom Hochrinneck und Schweikert sind steil und felsig und der Baumbestand oberhalb der Verpeilalpe reicht bis 2400 m.
Der Steinbock liebt den Fels als sein Element. Der Fels bietet ihm nicht nur Schutz vor Feinden, sondern auch vor Sturm und Unwetter. Gern schmiegt er sich bei Regen und Schneesturm an einen überhängenden Felsblock und äst an den vielen schmalen Grasbändern. Die steil abfallenden Felswände des Verpeiltales mit ihren zahllosen Vorsprüngen, Klüften, Karen und der üppigen Vegetation bilden den idealen Lebensraum. Im Winter ist das Steinwild hier kaum von Lawinengefahr bedroht, da sich der Schnee an den steilen Felsen nicht ansammeln kann und laufend abrutscht oder bei geringem Wind ins Tal verfrachtet wird.
Bereits 1965 erreichte die Kolonie ca. 50 Stück und so entschloß man sich 1966, weitere drei Geißen und einen Bock aus Pontresina anzukaufen und diese auf der orographisch rechten Seite des Pitztales anzusiedeln. Insgesamt wurden also 21 Geißen und 10 Böcke eingesetzt.
Bis zum Frühjahr 1975 – so Oberforstrat Dipl.-Ing. Bauer, Jagdleiter der Landesjagd der Forstverwaltung Imst – wurden bereits 350 Stück Steinwild gezählt. Mit den heurigen Kitzen ist die Zahl auf über 400 angewachsen. Die Kolonie Pitztal-Kaunertal ist somit die größte und erfolgreichste Österreichs.
Die Steinwildkolonie ist neben dem rein Jagdlichen zu einem besonderen Fremdenverkehrsanziehungspunkt geworden. Unzählige Touristen mit Ferngläsern und Fotogeräten steigen dem vertrauten Steinwild nach.
Hinsichtlich der jagdlichen Bewirtschaftung muß gesagt werden, daß man bis zum Jahre 1972 bewußt keine Abschüsse tätigte, ausgenommen zwei Hegeabschüsse im Jahre 1964 und 1970. In beiden Fällen ergab die Untersuchung Darmentzündung infolge Parasitenbefalls, Verminöse Bronchopneumonie, wobei beim letzteren Steinbock völlige Erblindung festgestellt wurde. Die ältesten Stücke ließ man eingehen, um den natürlichen Aufbau der Kolonie so wenig wie möglich zu stören. Auf Grund der zum letztgenannten Zeitpunkt jedoch vorhandenen großen Stückzahl und Massierung war dies weiterhin nicht mehr zu verantworten, da neben dem ständigen Verlust von beachtlichen Trophäenwerten auch die Gefahr bestand, daß kränkelnde Stücke zu Seuchenherden werden könnten, die den Erfolg aller Bemühungen um das Steinwild im Pitztal und Kaunertal in Frage gestellt hätten.
Das Steinwild, so hofft man, wird sich nun bald auf die umliegenden Reviere ausbreiten und sich in nächster Zeit mit der zuletzt gegründeten Kolonie im Radurschl treffen und verschmelzen.
Mit dieser von Erfolg gekrönten Wiedereinsetzung des Steinwildes hat die Tiroler Landesregierung, an der Spitze Landeshauptmann Ök.-Rat Eduard Wallnöfer, unserer schönen Heimat jenes Kleinod zurückgegeben, das es vor Jahrhunderten verloren hatte. Möge das bisher Erreichte ein erfreulicher Anfang sein zur weiteren Wiederbesiedelung unserer Alpen, um auch dieses edle Wild, das Steinwild, als echten König der Berge für kommende Generationen zu erhalten.

Anschrift des Verfassers:
KR Hans Jöchler
Bruggfeldstraße 25
6500 Landeck

Vor 20 Jahren veranstaltete eine wagemutige Redaktion ein Preisausschreiben: „Wahre Erlebnisse mit Tieren". Von den eingelaufenen 32.648 Beiträgen wurden 100 gelesen und 15 mit Preisen bedacht. Von den leer ausgegangenen 32.633 Literaturprodukten befinden sich noch heute 3476 auf einer Umlaufbahn um die Redaktionen dieser Erde. Seither gibt es solche Preisausschreiben in schöner Regelmäßigkeit immer wieder bei alpinen Vereinen, Bergverlagen usw. Sie werden noch alle daraufkommen, was sie damit angerichtet haben. Mögen wenigstens die nachfolgenden Ausführungen jenen in der Sparte noch nicht ganz bewanderten Literaten die ärgsten Fehler im wahren Bergerleben ersparen.

Bergerlebnisse, wie man sie schildert *A. Kunzenmann*

Bergerlebnisse . . .

Eine leichtfaßliche Anleitung für Anfänger

WILHELM KASUHN

Während in der alpinen Literatur früherer Epochen dem Berg als solchem eine Zentralstellung eingeräumt wurde, stellt das moderne Schrifttum den Menschen in den Mittelpunkt. Der Erlebende des Berichtes bist du, und du bist es, für dessen kleine Abenteuer mit mehr oder weniger gebirgigem Hintergrund sich der Leser interessiert. In Anlehnung an Zsigmondy hat man zwischen objektiver und subjektiver Bergliteratur zu unterscheiden: Objektiv sind z. B. die zahlreich vorhandenen Führerwerke, Erlebnisberichte aber sind aus der Natur der Sache heraus subjektiv. Deine Aufgabe sei es also zu erleben, nicht zu beschreiben.

Verliere daher niemals viele Worte über Namen, Gebirgsgruppe usw. der zum Schauplatz des Erlebnisberichtes auserschenen Bodenerhebung. Rede zünftig und schlicht beispielsweise von „Bozongkamin", „Dülferriß", „Walkerpfeiler" usw. Der Fachmann weiß, wo das ist – den Laien geht es nichts an.

Trotz der ausgesprochenen Nebenrolle des Berges in deinem Erleben darfst du jedoch nie verabsäumen, dich über das betreffende Gebiet in jeder Hinsicht zu informieren. Lasse dich beispielsweise nicht eine Sekunde lang von den düsteren Granitmauern des Wettersteins beeindrucken, mache im Gemäuer des Totenkirchls niemals ergriffen Halt vor einem Edelweiß, das aus engem Felsspalt der Sonne entgegensprießt, laß um Himmelswillen nicht auf dem Gipfel des Hirschenkogels einen friedlich äsenden Sechzehnender an dir vorüberziehen. Erlebnis und Schauplatz müssen zusammenpassen. Wir verstehen uns doch?!

Deine Leser brennen begreiflicherweise darauf, alles, aber auch wirklich alles über dich zu erfahren. Fange also zweckmäßig schon vor dem Reiseantritt mit dem Erleben an. Daten, die unbedingt zu erwähnen sind:

A: a) wie geschlafen

b) wann aufgestanden? bb) rechtzeitig oder verschlafen? bbb) in letzterem Falle warum? (Wecker kaputt oder nicht aufgezogen, alkoholische Abschiedsfeier am Vorabend u. dgl. mehr)

c) Was gefrühstückt? cc) ob in Ruhe oder hastig hinabgewürgt? ccc) warum du gerade Tee mit oder ohne Zucker, mit oder ohne Kognak oder letzteren ohne Tee und Zucker vorziehst?

d) ob auf dem Bahnhof pünktlich eingetroffen oder etwa im letzten Augenblick auf den fahrenden Zug aufgesprungen?

e) was du unterwegs gegessen und wie du es vertragen hast?

B: Dasselbe natürlich auch hinsichtlich aller eventuellen übrigen Teilnehmer an der Fahrt.

Hier scheint eine kurze *Zwischenbemerkung* zum Thema Alleingang oder Seilgemeinschaft am Platz. Im allgemeinen bietet letztere merkliche Vorteile. Als Alleingänger kannst du keine lustigen Gespräche führen (Monologe sind unmodern), kannst du deine Rekordleistungen nicht an denen von Gefährten messen, mußt im voraus auf Effekte wie „unangeseilt gehen" oder „gleichzeitig klettern" (darüber unten mehr) verzichten.

Diese und noch andere Gründe sprechen also für eine (zweckmäßig Dreier-)Seilschaft. Von Nutzen erweist sich dabei auch die Teilnahme eines Mädchens. Ein solches kann man nicht bloß zum Teekochen benützen, es gibt auch noch zahlreiche andere Verwendungsmöglichkeiten. So gelingt es routinierten Erlebnisberichtern oft, die in der modernen Literatur verpönten und von blasierten Lesern verspotteten lyrischen Passagen (Blümlein am Wegesrand, Käferchen auf dem Stein usw.) ohne Prestigeverluste einzubauen, indem man sie mit gutmütigem Spott als Äußerungen der Gefährtin zitiert. Selbstverständlich sind Seilgefährtinnen jung, hübsch und munter und singen wie die Lerchen; zweckmäßig heißen sie Lore, Hansi, Gretl, Resi u. dgl.; Namen wie Irmintraudis, Adelgunda, Theodosia usw. sind minder geeignet.

Trotz der in allen anderen Zweigen des Schrifttums überhandnehmenden Sexwelle sei zumindest dem Anfänger von einschlägigen Experimenten abgeraten. Darüber gehen die Meinungen in Fachkreisen zu sehr auseinander. Dabei sind die geäußerten Bedenken weniger moralischer als technischer Natur. Von berufener Seite wird – sicherlich nicht ganz grundlos – beispielsweise die Realisierbarkeit während eines Biwaks auf abschüssiger, fußbreiter Leiste angezweifelt. Gegen die Heranziehung von Berghütten für einschlägige Zwecke ist mit Widerstand seitens der hüttenbesitzenden Vereine

zu rechnen. Es empfiehlt sich daher, die weitere Entwicklung abzuwarten. Gegen kameradschaftliche Küsse auf erstürmten Gipfeln bestehen dagegen keine Bedenken.
Nach dieser – keineswegs unwichtigen – Abschweifung aber wieder zurück zum eigentlichen Thema!
Erfolgt die Anreise im Auto, dann lasse deinen Buick oder Chevrolet daheim. Erlebniskonsumenten sind Neidhammel. Zweckmäßig fahre einen alten VW oder Fiat 500.
Wichtig und von allgemeinem Interesse sind natürlich eventuelle Pannen auf der Fahrt. Zu diesen ist unbedingt auszusagen:

a) Warum steckengeblieben? (Kühlwasser in den Benzintank gefüllt, Handbremse nicht aufgemacht usw.)
aa) Falls Reifen geplatzt, weshalb Reserverad zu Hause gelassen?
b) Gespräche während des Anschiebens zur nächsten Reparaturwerkstatt, insbesondere Kommentare der Anschiebenden (Kraftausdrücke in angemessenen Grenzen gestattet).

Der Hüttenanstieg soll keinesfalls in sensationeller Rekordzeit vollzogen werden. Bleibe nur um, sagen wir, 40 Minuten hinter der im Führer angegebenen Zeit zurück; eventuelle Rechtfertigung des mageren Ergebnisses: die schweren Rucksäcke.
Apropos Rucksäcke! An geeigneter Stelle sei das Gewicht der einzelnen Rucksäcke verzeichnet und ihr Inhalt aufgezählt. Versehentlich eingepackte Dinge (z. B. elektrisches Bügeleisen) oder vergessene Utensilien (z. B. Opiumtropfen gegen Bauchweh) eröffnen dabei Chancen zu witzigem Diskurs.
Auf der Hütte angekommen, zunächst Tee kochen (hierzu siehe auch „Seilgefährtin" weiter oben). Selbstverständlich kommt auch dem übrigen Speisezettel und seinem Einfluß auf den anschließenden Stoffwechsel erhebliches Interesse zu. Der gewiegte Erlebende weiß zum Beispiel der Wirkung blähender Speisen manche Pointe abzugewinnen, doch dürfen einschlägige Stellen nicht ins Vulgäre abgleiten.
Am darauffolgenden Morgen wird natürlich noch bei Dunkelheit aufgestanden. Vertauschte Bergschuhe, das Schimpfen aufgeweckter Schlafmützen und ähnliche Vorkommnisse tragen zur Auflockerung des Geschehens bei.
Ehrgeizlinge, Hysteriker und Hudler, die vor dir losziehen, regen dich nicht auf: du wirst die Leutchen auf halbem Wege ausgepumpt wiederfinden.
Vor dem Aufbruch ist natürlich noch Tee zu kochen.
Mit dem Erreichen des Einstieges (von da an 50 Minuten keine Möglichkeit für eine Brotzeit) beginnt die Hauptgefahr für deinen Bericht: leicht könnte er jetzt in eine Tourenbeschreibung abgleiten. Beschränke dich auf die markantesten Stellen des Weges (sofern sich dort etwas zuträgt), sprich z. B. vom „Klemmblock", der „überhängenden Platte", dem „Seilquergang" usw. und langweile deine Leser nie mit Beschreibungen (die waren natürlich alle schon dort). Ein beliebter markanter Punkt ist stets der „Rastplatz der Erstersteiger" (Gelegenheit zum Teekochen!). Hier kannst du auch bedächtig eine gedörrte Pflaume kauen. Dies erfreut sich zwar wegen resultierender Darmbeschwerden nicht mehr der früheren Beliebtheit, bleibt aber ein Steckenpferd älterer Jahrgänge.
Wichtig ist natürlich eine fortlaufende Schilderung des Wetters während der ganzen Tour. Meteorologische Vorkenntnisse sind hiezu nicht notwendig, in irgendeiner Phase jeder Bergfahrt regnet es immer. Durch geeignetes Schimpfen über das wässerige Wetter wirst du beim Leser stets kameradschaftliche Gefühle wachrufen. Renommiere dagegen nie mit strahlendem Schönwetter; solches gehört zu der dir fremden Sparte der Volksmärchen und Sagen.
Noch einige allgemeine Richtlinien:
Über Gletscher gehe grundsätzlich unangeseilt, in leichteren Felsen (bis etwa V+) wird gleichzeitig geklettert. Stets ist dabei hervorzuheben, daß derartiges natürlich nur Klassealpinisten gestattet ist. Grundsätzlich verächtlich von jedem Normalweg sprechen.
Eine Seilschaft, die vor dir in der Wand ist, besteht stets aus Anfängern und Patzern, die deinen Gipfelsturm aufhalten. Über einen letzten Gipfelaufschwung wird grundsätzlich stets „emporgestürmt".
Talwärts geht es stets „in großen Sprüngen" (notfalls bei Vorhandensein ausreichender Schwierigkeiten auch auf dem Normalweg). Sehenswertes im Gebirge wird grundsätzlich „geschaut". Vokabeln wie „betrachtet" oder „bewundert" kennzeichnen dich zwar als Grammatikprotzen, weisen dich aber unweigerlich als Anfänger im Bergerleben aus.
Ein Seilsalat kann in die langweiligste Kletterei

Erfrischung bringen. Die daran im Regelfall schuldtragenden Seilgefährtinnen pflegen bei der Seilbedienung oft ans Strümpfestricken zu denken. Prahle nie mit deinen eigenen Leistungen. Wenn dein Seilkamerad einmal die Pallavicinirinne rauf und runter in 2,58,20.4 durchklettert hat, zolle ihm die gebührende Anerkennung und gestehe daneben beschämt deine eigenen 3,16,43.0 (allerdings bei widrigen Umständen).

Mit der Rückkehr in die Hütte (womöglich über einen 70-Grad-Eishang abfahren) ist dein Erlebnis bis auf ein letztes Teekochen praktisch zu Ende.

Auf der Rückfahrt träume von dem herrlichen „Geschauten".

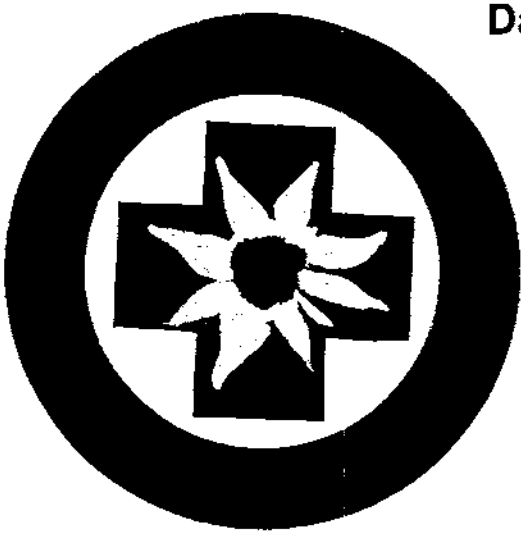
Zum Abschluß noch eine große Bitte:

Schreibe nie über „Sinn und Zweck des Bergsteigens". Davon lebt, kümmerlich genug, ein anderer Zweig der Alpinliteratur. Nicht allen Berufsgruppen ist die Anpassung an die heutigen Verhältnisse so glatt gelungen, wie beispielsweise im Falle Roßtäuscher: Altwagenhändler. Den Moralphilosophen unter anderen ist die Umstellung auf die prosaische Gegenwart bis jetzt nur unvollkommen geglückt. Seit niemand mehr auf den „Sinn und Zweck unseres Daseins" neugierig ist, müssen sie ihren Unterhalt durch Abhandlungen über „Zweck und Sinn des Briefmarkensammelns" oder „Warum handeln wir mit Käse? Beruf und Berufung" u. dgl. fristen.

Erschwere also nicht auch du noch den Lebenskampf dieser leidgeprüften Gruppe literarischer Kollegen und bleibe beim Erleben. Wenn du diese Anleitungen befolgst, wirst du es mit einigem Fleiß bald zu solcher Perfektion bringen, daß du dir das blödsinnige Herumhatschen in schotterigen Gebirgsgegenden ersparen und deine Berichte am schattigen Schreibtisch erleben kannst. Schließlich ist auch die Agatha Christie noch nie einem Einbrecher nachgerannt!

Anschrift des Verfassers:
Wilhelm Kasuhn
Auhofstraße 1
1130 Wien

Das Rettungsehrenzeichen



Als einzige Anerkennung für seinen unermüdlichen, freiwilligen Einsatz zur Hilfe für seinen Nächsten kann der Rettungsmann das EHRENZEICHEN für VERDIENSTE im RETTUNGSWESEN erlangen, wenn er folgende Bedingungen erfüllt:

1. Für mehrmalige, außerordentlich schwierige und mit besonderer Lebensgefahr verbundene alpine Rettungen oder Bergungen, wobei eine öfters vorliegende, wiederholte, wesentliche Überschreitung der pflichtgemäßen Aufopferung gegeben sein muß.

2. Für mehrmalige, außerordentlich schwierige und mit besonderer Lebensgefahr verbundene Rettungen oder Bergungen unter wesentlicher Überschreitung der pflichtgemäßen Aufopferung, wobei der Verwaltungsausschuß Erleichterungen gegenüber den zu 1. genannten Bedingungen sowohl hinsichtlich der Zahl als auch der Schwierigkeit nach eintreten lassen kann, wenn es sich um solche Personen handelt, die durch viele Jahre ständig bei Rettungsunternehmungen als Rettungsmann erfolgreich tätig gewesen und mitausgerückt sind.

Diese Auszeichnung verleiht nur der AV. Dazu verpflichtet sich der Verwaltungsausschuß, jedes Ansuchen einer Landesstelle des ÖBRD zu prüfen und die nötigen Unterlagen hiezu einzuholen. Nach Prüfung der Grundlagen über die zu beurkundende Verleihung des Ehrenzeichens im einzelnen Falle entscheidet ausschließlich der Verwaltungsausschuß. Jede Verleihung ist im Rettungs-Ehrenbuch einzutragen. Berechtigt zur Eingabe ist jede Rettungsstelle, jede AV-Sektion, jeder alpine Verein.

Die Rettungs-Ehrenzeichen-Träger

Name	Wohnort	Zeichen-Nr.	verliehen am
Thäder Raimund	Hirschwang	1	26. 2. 1923
Spielbüchler Ignaz	Hirschwang	2	4. 6. 1923
Hartner Franz	Reichenau	3	4. 6. 1923
Höllenberger Ferdinand	Reichenau	4	4. 6. 1923
Staiger Hans	Reichenau	5	4. 6. 1923
Zaschzewsky Hans	Reichenau	6	4. 6. 1923
Irschik Thomas	Reichenau	7	4. 6. 1923
Kronich Camillo	Ottohs. a. d. Rax	8	4. 6. 1923
Binder Rudolf	Naßwald	9	4. 6. 1923
Inntaler Daniel	Naßwald	10	4. 6. 1923
Karlitzky Otto	Weichtal	11	4. 6. 1923
Jeller Franz	Prein	12	4. 6. 1923
Mühlhofer Josef	Prein	13	4. 6. 1923
Hahndl Franz	Payerbach	14	4. 6. 1923
Hamburger Rudolf	Wien	15	4. 6. 1923
Nieberl Franz	Kufstein	16	4. 6. 1923
Klammer Josef	Kufstein	17	4. 6. 1923
Giendl Mathias	Admont	18	4. 6. 1923
Riedl Franz	Admont	19	4. 6. 1923
Samek Otto	Admont	20	4. 6. 1923
Herold G.	Lindau	21	2. 7. 1923
Mossauer Joh. Friedr.	Berwang	22	2. 7. 1923
Menger Heinrich Dr.	Innsbruck	23	8. 10. 1923
Schwaighofer Johann	Kufstein	24	8. 10. 1923
Schwaighofer Josef	Kufstein	25	8. 10. 1923
Schwaighofer Thomas	Kufstein	26	8. 10. 1923
Kaindl Michael	Kufstein	27	8. 10. 1923
Stöger Franz	Kufstein	28	8. 10. 1923
Seitner Alois	Salzburg	29	10. 12. 1923
Pitsch Johann	Salzburg	30	14. 1. 1924
Sixt Georg sen.	Vorderkaiserfelden	31	24. 3. 1924
Zellner Hugo	Reichenhall	32	14. 7. 1924
Hintersteiner Anton	Reichenhall	33	14. 7. 1924
Spielmann Reinhard	Ehrwald	34	14. 7. 1924
Ensmann Felix	Neukirchen	35	2. 3. 1925
Oberdorfer P.	Heiligenblut	36	7. 5. 1925
Falch Roman	St. Anton a. A.	37	20. 7. 1925
Filzer Hans	Nassereith	38	20. 7. 1925
Kurz Josef	Berchtesgaden	39	20. 7. 1925
Aschauer Josef	Berchtesgaden	40	20. 7. 1925
Eller Rudolf	Lienz	41	8. 11. 1926
Aichner J.	Lienz	42	8. 11. 1926
Thurner Franz	Lienz	43	8. 11. 1926
Mathies Anton	Stuben	44	3. 10. 1927
Stranitzer Adam	Mauthen	45	2. 11. 1927
Hörhager Alfons	Dornauberg	46	23. 1. 1928
Vonier Anton	Schruns	47	2. 8. 1928
Perner Bernhard	Ramsau	48	12. 11. 1928
Mayerhofer Hans	Ramsau	49	12. 11. 1928
Simonlechner Florian	Ramsau	50	12. 11. 1928
Steiner Franz	Ramsau	51	12. 11. 1928
Steiner Georg	Ramsau	52	12. 11. 1928
Rudigier Emeran	Gaschurn	53	26. 11. 1928
Ganter Andreas	Dalaas	54	26. 11. 1928
Pfister Peter	Admont	55	21. 1. 1929
Janisch Theodor	Villach	56	18. 2. 1929
Kaltenegger Sepp	Werfen	57	16. 4. 1929
Baumgartner Kuno	Innsbruck	58	29. 4. 1929
Gerold Alois	Innsbruck	59	29. 4. 1929
Müller Alois	Innsbruck	60	29. 4. 1929

Name	Wohnort	Zeichen-Nr.	verliehen am
Netsch Hermann Dr.	Innsbruck	61	29. 4. 1929
Schlögl Johann	Innsbruck	62	29. 4. 1929
Zeuner Karl	Innsbruck	63	29. 4. 1929
Stoll Franz	Innsbruck	64	29. 4. 1929
Hagspül Karl	Innsbruck/Hötting	65	18. 9. 1929
Ottis Sepp	Schliersee	66	17. 4. 1930
Falbesoner Vitus	Neustift	67	2. 6. 1930
Schreiber Alois	Scharnitz	68	22. 9. 1930
Aschenbrenner Peter	Kufstein	69	10. 11. 1930
Egger Ernst	Kufstein	70	10. 11. 1930
Eisenmann Johann	Kufstein	71	10. 11. 1930
Ploner Franz	Scheffau	72	10. 11. 1930
Stöger Franz jun.	Kufstein	73	10. 11. 1930
Stöger Heinrich	Kufstein	74	10. 11. 1930
Weinberger Franz	Kufstein	75	10. 11. 1930
Reichegger Sepp	Kürsinger H.	76	6. 7. 1931
Nußbaumer Georg	Kitzbühel	77	6. 7. 1931
Lackner Hans	Kitzbühel	78	6. 7. 1931
Langer Hans	Kitzbühel	79	6. 7. 1931
Kaufmann Hermann	Kufstein	80	23. 5. 1931
Kaufmann Sepp	Kufstein	81	23. 5. 1931
Kraft Xaver	Kufstein	82	23. 5. 1931
Preindl Johann	Kufstein	83	23. 5. 1931
Röhr Fritz	Kufstein	84	23. 5. 1931
Schwaiger Christian	Kufstein	85	23. 5. 1931
Rainer Rudolf	Kufstein	86	23. 5. 1931
Obersteiner Ludwig Dr.	Graz	87	23. 5. 1931
Nemecek Hans	Wien	88	9. 12. 1931
Slezak Hans	Wien	89	9. 12. 1931
Weigend Toni	Wien	90	9. 12. 1931
Stadler Wolfram	Wien	91	9. 12. 1931
Stärker Norbert	Wien	92	9. 12. 1931
Ullmann Josef	Wien	93	9. 12. 1931
Zuska Karl	Wien	94	9. 12. 1931
Menzinger Heinrich	Steyr	95	9. 12. 1931
Binder Josef	Wien	96	9. 12. 1931
Fraisl Rudolf	Wien	97	9. 12. 1931
Knebl Fabian	Wien	98	9. 12. 1931
Peterka Hubert	Wien	99	9. 12. 1931
Proksch Fritz	Wien	100	9. 12. 1931
Loidl Leopold	Admont	101	9. 12. 1931
Krbetz Fritz	Reichenau	102	9. 12. 1931
Heuschober August	Weichtal	103	9. 12. 1931
Gruber Georg	Pühringer H.	104	11. 4. 1932
Winkler Leonhard	Bucheben	105	11. 4. 1932
Hohenwallner Nikolaus	Kaprun	106	12. 9. 1932
Bacher Georg	Kaprun	107	12. 9. 1932
Enzinger Alex	Kaprun	108	12. 9. 1932
Schernthanner Johann	Kaprun	109	12. 9. 1932
Fritzer Heinrich	Kufstein	110	12. 12. 1932
Splechtna Ludwig	Kufstein	111	12. 12. 1932
Feidl Otto	Mürzzuschlag	112	18. 9. 1933
Ensmann Pius	Neukirchen	113	27. 11. 1933
Winkler Rupert	Zell a. S.	114	27. 11. 1933
Schuster Konrad	Innsbruck	115	11. 7. 1934
Raditischnig Hermann	Villach	116	13. 12. 1934
Göbel Hermann	Admont	117	9. 1. 1935
Mayer Ernst	Admont	118	13. 3. 1935
Tollinger Vinzenz	Solbad Hall i. T.	119	21. 3. 1935
Unterkircher Valentin	Heiligenblut	120	17. 6. 1935
Granögger Alexander	Heiligenblut	121	17. 6. 1935
Bernhard Josef jun.	Heiligenblut	122	17. 6. 1935
Lackner Josef	Heiligenblut	123	17. 6. 1935

Name	Wohnort	Zeichen-Nr.	verliehen am
Lackner Johann	Heiligenblut	124	11. 1. 1937
Goilmitzer Anton	Heiligenblut	125	19. 1. 1937
Koiler Josef	Heiligenblut	126	11. 3. 1937
Kaiser Johann	Heiligenblut	127	11. 3. 1937
Moderegger Johann	Berchtesgaden	128	11. 3. 1937
Russegger Michael	Berchtesgaden	129	11. 3. 1937
Wechs Willi	Berchtesgaden	130	11. 3. 1937
Fischer Franz	Partenkirchen	131	11. 3. 1937
Kubacsek Hermann	Gloggnitz	132	11. 3. 1937
Matouschek Hans	Gloggnitz	133	28. 4. 1937
Hohenwarter Josef	Kaprun	134	24. 6. 1937
Unterwurzacher Kajetan	Krimml	135	25. 10. 1937
Keil Anton	Saalfelden	136	7. 1. 1938
Geier Heinrich	Zeppezauer Hs.	137	19. 1. 1938
Vierthaler Hubert	Hallstatt	138	17. 12. 1937
Reindl Anton	Partenkirchen	139	16. 2. 1938
Gramminger Ludwig	München	140	16. 2. 1938
Schmidhuber Oswald	Innsbruck	141	29. 4. 1938
Siebenwurst Richard	München	142	28. 7. 1939
Göttner Adolf	München	143	27. 11. 1940
v. Kraus Karl Dr.	München	144	29. 7. 1941
Paidar Herbert	München	145	29. 7. 1941
Rosenschon Gottlieb	München	146	29. 1. 1942
Schmaderer Ludwig	München	147	29. 1. 1942
Steinberger Richard	München	148	29. 1. 1942
Ferch Alois	Klagenfurt	149	29. 1. 1942
Schuhmann Adolf	Admont	150	29. 1. 1942
Mayerhofer Fritz	Gstatterboden	151	29. 1. 1942
Binder Rudolf d. J.	Nasswald	152	29. 1. 1942
Gaisbauer Franz	Gloggnitz	153	29. 1. 1942
Neuwirth Reinhold	Atzelsdorf	154	29. 1. 1942
Kasparek Fritz	Wien	155	29. 1. 1942
Poppinger Karl	Wien	156	29. 1. 1942
Lechner Hans	Mayrhofen	157	29. 1. 1942
Lucke Hans	Kufstein	158	29. 1. 1942
Spescha Franz	Bludenz	159	29. 1. 1942
Erhardt Johann	Partenkirchen	160	29. 1. 1942
Kofler Max	Mayrhofen	161	29. 1. 1942
Hang Raphael	Ramsau	162	29. 1. 1942
Brandner Franz	Berchtesgaden	163	17. 6. 1935
Schuster Helmut	Berchtesgaden	164	17. 6. 1935
Stadler Fritz	Wien	165	17. 6. 1935
Hofer Johann	Neustift	166	17. 6. 1935
Matschek Hans	Klachau	167	17. 6. 1935
Zopf Alois	Goisern	168	17. 6. 1935
Rimml Josef	Plangeross	169	17. 6. 1935
Burghardt Simon	Hall b. Admont	170	13. 1. 1936
Kröll Heinrich	Johnsbach	171	19. 2. 1936
Schafhuber Josef	Krumau	172	19. 2. 1936
Weissensteiner Kilian	Hall b. Admont	173	19. 2. 1936
Mariner Wastl	Innsbruck	174	19. 2. 1936
Schmidhuber Hannes	Innsbruck	175	19. 2. 1936
Guggiberger Georg	Kufstein	176	19. 2. 1936
Arco Ludwig	Solbad Hall i. T.	177	2. 11. 1936
Aschenbrenner Paul	Innsbruck	178	1. 10. 1936
Frenademetz Hans	Innsbruck	179	1. 10. 1936
Ertl Ignaz	Innsbruck	180	9. 12. 1936
Hörtnagl Fritz	Innsbruck	181	11. 1. 1937
Steindl Franz	Ginzling	182	11. 1. 1937
Waroschitz Leo	Schwaz	183	11. 1. 1937
Tscholl Hermann	St. Anton	184	11. 1. 1937
Ehrenstrasser Georg	Kufstein	185	11. 1. 1937
Sauerwein Johann	Innsbruck	186	11. 1. 1937

Name	Wohnort	Zeichen-Nr.	verliehen am
Wösch Robert	Solbad Hall i. T.	187	29. 1. 1942
Hornsteiner Heinrich	Mittenwald	188	14. 12. 1942
Finger Arthur	Kempten	189	14. 12. 1942
Steinmassl Sepp	München	190	14. 12. 1942
Pflugmacher Bertl	Partenkirchen	191	14. 12. 1942
Maltau Michael	Berchtesgaden	192	14. 12. 1942
Ruder Hans	München	193	14. 12. 1942
Fuchs Max	Berchtesgaden	194	12. 2. 1943
v. Ingram Otto	Stahl-Hs.	195	13. 8. 1943
Hattinger Arnulf	Fürstenbrunn	196	23. 9. 1946
Kofler Sepp	Scharnitz	197	11. 10. 1948
Kofler Franz	Innsbruck	198	11. 10. 1948
Rainer Kuno	Innsbruck	199	11. 10. 1948
Fankhauser Anton	Kufstein	200	22. 3. 1949
Perner Richard	Ramsau	201	22. 2. 1950
Matouschek Josef	Reichenau	202	6. 7. 1950
Pehofer Hans	Reichenau	203	6. 7. 1950
Höller Hans	Gstatterboden	204	20. 12. 1950
Hahner Alois	Mürzzuschlag	205	22. 11. 1951
Scheiber Franz	Eisenerz	206	26. 5. 1952
Auer Hans	Villach	207	18. 12. 1952
Lackner Sebastian	Filzmoos	208	10. 3. 1954
Kienesberger Max	Gmunden	209	5. 4. 1956
Hofer Peter	Kitzbühel	210	14. 3. 1957
Klotz Franz	Innsbruck	211	2. 4. 1957
Maier Ferdinand	Kitzbühel	212	3. 12. 1957
Anker Karl	Solbad Hall i. T.	213	19. 12. 1957
Gombocz Karl	Solbad Hall i. T.	214	19. 12. 1957
Mayerhofer Heinrich	Ramsau	215	4. 2. 1959
Walcher Karl	Ramsau	216	4. 2. 1959
Lucke Karl	Kufstein	217	20. 4. 1960
Seissl Hans	Stripsenjoch-Hs.	218	20. 4. 1960
Ploner Rudolf	Kufstein	219	20. 4. 1960
Wiechenthaler Fridolin	Kufstein	220	20. 4. 1960
Fischbacher Max	Kufstein	221	20. 4. 1960
Fuchs Anton	Kufstein	222	20. 4. 1960
Paulweber Sepp	Reutte	223	1. 6. 1960
Schennach Friedl	Reutte	224	1. 6. 1960
Schimpfösl Rudolf	Reutte	225	1. 6. 1960
Mühlangerer Alois	Hieflau	226	14. 9. 1960
Stoll Alfred	Admont	227	14. 9. 1960
Rabuse Harald	Admont	228	14. 9. 1960
Kanduth Richard	Admont	229	14. 9. 1960
Habersatter Peter	Admont-Aigen	230	14. 9. 1960
Strobl Hermann	Gaudeamus-H.	231	5. 4. 1961
Spielbüchler Gottfried	Gosau	232	14. 11. 1962
Bacher Sepp	Kaprun	233	17. 3. 1965
Gaugg Anton	Scharnitz	234	14. 7. 1965
Kneisl Heinrich	Seefeld	235	1. 9. 1965
Rauth Herbert	Seefeld	236	1. 9. 1965
Hagemeister Helmuth	Seefeld	237	1. 9. 1965
Seethaler Josef	Hallstatt	238	8. 11. 1967
Schwazer Franz	Kufstein	239	5. 2. 1969
Hosp Albert	Kufstein	240	5. 2. 1969
Erharter Toni	Kufstein	241	5. 2. 1969
Richter Adolf	Kufstein	242	5. 2. 1969
Leitner David	Kufstein	243	5. 2. 1969
Künig Rudi	Kufstein	244	5. 2. 1969
Kröll Peter	Matrei i. O.	245	22. 10. 1969
Havranek Fritz	Klagenfurt	246	4. 2. 1970
Patzl Siegfried	Spital a. P.	247	11. 11. 1970
Gebauer Helmut	Ramsau/Dachstein	248	26. 5. 1971
Strasser Josef	Ramsau/Dachstein	249	26. 5. 1971

Name	Wohnort	Zeichen-Nr.	verliehen am
Ogrinz Franz	Graßnitz (Stmk.)	250	26. 5. 1971
Gruber Mathias	Reichenau/Rax	251	25. 8. 1971
Gruber Ignaz	Reichenau/Rax	252	25. 8. 1971
Spitzenstätter Walter	Innsbruck	253	28. 9. 1971
Obholzer Hans	Maurach	254	15. 12. 1971
Wöll Franz	Maurach	255	15. 12. 1971
Braunhofer Herbert	Maurach	256	15. 12. 1971
Greiderer Hans I	Maurach	257	15. 12. 1971
Rinner Heinrich	Maurach	258	15. 12. 1971
Bürkle Hugo	Bludenz	259	22. 3. 1972
Montibeller Guido	Partenen	260	22. 3. 1972
Schnewiss Rudolf	Partenen	261	22. 3. 1972
Märk Karl	Partenen	262	22. 3. 1972
Haag Willi	Landeck	263	22. 3. 1972
Wilding Hans	Rauris	264	17. 4. 1972
Biegeleben Max	Schwaz	265	17. 4. 1972
Jenny Elmar, Dr.	Innsbruck	266	26. 7. 1972
Hepperger Meinrad	Jenbach	267	26. 7. 1972
Krätzel Siegfried	Reichenau/Rax	268	1. 12. 1972
Noichl Hias	St. Johann i. T.	269	12. 9. 1973
Haggenmüller Anton	St. Johann i. T.	270	12. 9. 1973
Lackner Josef	St. Johann i. T.	271	12. 9. 1973
Pali Gottfried	St. Johann i. T.	272	12. 9. 1973
Stabhuber Sebastian	St. Johann i. T.	273	12. 9. 1973
Königshofer Betrand	Reichenau/Rax	274	15. 10. 1973
Scheiblehner Leopold	Admont	275	21. 11. 1973
Huber Alois	Admont	276	21. 11. 1973
Rupar Gerhard, Dr.	Admont	277	21. 11. 1973
Schausberger Hans	Admont	278	21. 11. 1973
Kohlhofer Ernst	Admont	279	21. 11. 1973
Gollmayer Karl	Admont	280	21. 11. 1973
Hlawitschka Herbert	Admont	281	21. 11. 1973
Garger Peter	Admont	282	21. 11. 1973
Kröll Karl	Admont	283	14. 1. 1974
Graswander Pepi	Kitzbühel	284	7. 8. 1974
Bodem Eduard	Innsbruck	285	7. 8. 1974
Haas Josef	Salzburg	286	7. 8. 1974
Landl Erhart	Dornbirn	287	7. 8. 1974
Neumayr Hans	Innsbruck	288	7. 8. 1974
Prader Hans	Schwaz	289	7. 8. 1974
Werginz Johann	Klagenfurt	290	7. 8. 1974
Kerbl Hubert	Eisenerz	291	10. 9. 1975
Neuner Max	Leutasch	292	10. 9. 1975
Post Christl	Leutasch	293	10. 9. 1975
Havlicek Alfred	Schwaz/Hörsching	294	10. 9. 1975
Winter Norbert	Innsbruck	295	10. 9. 1975
Perner Peter	Ramsau/Dachstein	296	15. 9. 1976
Prugger Albert	Ramsau/Dachstein	297	15. 9. 1976
Perner Heinrich	Ramsau/Dachstein	298	15. 9. 1976
Grogl Hans	Schladming	299	15. 9. 1976
Breitfuß Anton	Schladming	300	15. 9. 1976
Stocker Karl	Schladming	301	15. 9. 1976
Schweigreiter Walter	Aigen im Ennstal	302	15. 9. 1976
Amesbauer Otto	Aigen im Ennstal	303	15. 9. 1976
Straßer Peter	Innsbruck	304	15. 9. 1976

Neben diesen vom Verwaltungsausschuß des OeAV im Sinne der seit 1932 unveränderten Bestimmungen ohne Unterbrechung durch die Trennung von 1945 vorgenommenen Verleihungen, hat auch der 1950 wiedererstandene DAV in einer geringen Zahl Rettungsehrenzeichen verliehen.

Ihre Träger sind umseitig in zeitlicher Folge angeführt:

Rettungsehrenzeichenträger des Deutschen Alpenvereins

Hibler Hans	Garmisch	1967
Don Abel C. Balda	Buenos Aires	1967
Teniente Primero		
Capitan Don Gaston	Buenos Aires	1967
Orlando Driollet		
Dr. Karl-Peter Götzfried	Sonthofen	1968
Echtler Adolf,	Oberstdorf	1971
Maier Georg	Oberstdorf	1971
Miller Georg	Oberstdorf	1971
Miller Max	Oberstdorf	1971
Fanger Heinz	Sonthofen	1972
Schröm Wolfgang	Sonthofen	1972
Zehentleitner Udo	Sonthofen	1972

Universitäts-Bibliothek Innsbruck